Ein deutsches Reiterleben

Julius von Wickede

Ein

Deutsches Reiterleben.

Erinnerungen

eines alten Husaren-Officiers

aus den Jahren 1802 bis 1815,

herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Zweiter Theil.

Reise in Rußland. — Eintritt in das Corps des Majors von Schill. — Zug desselben nach Stralsund. — Eintritt in das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels. — Zug durch Deutschland. — Einschiffung nach England. — Kämpfe in Spanien.

Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1861.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Eindruck des Friedens von Tilsit. — Erkrankung. — Abschied. — Leben in einer braven pommerschen Gutsbesitzerfamilie. — Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten. — Abschied vom General von Blücher. — Reise in die Ukraine. — Gefecht mit Räubern. — Leben und Treiben auf einer Herrschaft in der Ukraine. — Wolfs- und Bärenjagden. — Russische Officiercorps in Witeps und Mohilew. — Rückritt nach Deutschland. — Leben in Königsberg im Winter 1808—1809.

Der unglückliche Friede von Tilsit war geschlossen; Preußen seiner Macht beraubt, mußte sich den demüthigsten Bedingungen, welche der Uebermuth des Kaisers Napoleon ihm aufzuerlegen für gut fand, unterwerfen. Das einst so mächtige und auch mit Recht stolze Heer wurde bis auf 40,000 Mann verringert.

Unter solchen Verhältnissen entschloß ich mich freiwillig, um meinen Abschied einzukommen; obgleich ich sonst vielleicht durch die Fürsprache des Generals von Blücher meinen Platz in seinem Regimente behalten hätte. Nach der neuen Heeresorganisation ward dies Regiment bis auf vier Schwadronen reducirt, und hieß fortan „Pommersches

Husarenregiment". Es war den bis auf's Aeußerste erschöpften Königlichen Kassen unmöglich, auch nur die Hälfte der disponiblen Officiere zu besolden oder nur mit halbwegs hinreichenden Pensionen zu unterstützen, und furchtbare Noth mußte daher nur zu häufig in einer zahllosen Menge der verdientesten Officiersfamilien entstehen. Bei solcher Bewandniß hielt ich es fast für eine Art Ehrenpflicht für die nur einigermaßen bemittelten Officiere, welche auch ohne die Königliche Gage zur Noth allein leben konnten, jetzt im Frieden auszutreten und den ärmeren Kameraden ihren Platz zu überlassen. Daß Jeder von uns mit Freuden wieder in die Armee eintreten würde, sobald des Königs Wunsch ihn dazu aufforderte und das Preußenland seine Dienste gegen die Franzosen bedurfte, war eine Sache, die ich als selbstverständlich annahm. Wenn ich nun auch als Sohn eines Zweitgeborenen keine Ansprüche an unser großes Stammgut in Mecklenburg machen durfte, so hatte ich doch eine jährliche Leibrente von 600 Thalern; eine in der damaligen Zeit, wo der Hang zum Luxus, der jetzt leider unausbleiblich die höheren Stände ruiniren muß, noch nicht eingerissen war, ganz ansehnliche Summe, mit welcher ein Junggeselle recht anständig leben konnte.

So reichte ich denn einige Wochen nach dem Friedensschluß von Tilsit mein allerunterthänigstes Abschiedsgesuch aus dem Königlichen Dienst ein. Mit welch bitteren Gefühlen ich dies Gesuch, was mich aus einem Heere, in welches ich mit so glänzenden Hoffnungen eingetreten, dem ich selbst mit der ganzen Kraft meines Inneren zu-

gethan war, entfernen sollte, niederschrieb, wird sich jeder Leser, der ein wahres Soldatenherz in seiner Brust hat, selbst denken können. Und wie mir nun der Abschied in Gnaden ertheilt war und ich meine Preußische Husaren-Uniform, dies Ehrenkleid, in dem Großvater und Vater ihr thatenreiches Leben zugebracht hatten, ablegte, um fortan ein Lieutenant a. D., vielleicht für mein ganzes ferneres Dasein zu werden, da weinte ich — ich will es ohne Scham gestehen — wie ein Kind. In Betreff meines Benehmens vor dem Feind, erhielt ich übrigens einen sehr gnädigen Abschied und die Erlaubniß, die Armee-Uniform auch fernerhin tragen zu dürfen; eine damals bei jungen Officieren mit Recht äußerst selten gewährte Auszeichnung. Der Generallieutenant von Blücher gab mir übrigens aus freiem Antrieb ein eigenhändig geschriebenes Zeugniß, worin er mein Benehmen vor dem Feind im Feldzug von 1806, von dem er größtentheils ein persönlicher Augenzeuge gewesen war, sehr belobte. Daß mir solch Zeugniß eines so berühmten Kriegshelden von ungemeinem Werth war, wird jeder Soldat begreiflich finden; bei meinem Feldzuge in Spanien ging mir dasselbe jedoch leider verloren. Auch für den damals so hoch geehrten militairischen Orden „pour le merite" war ich mit vorgeschlagen worden, doch ward mir — da man damals mit Ordensverleihungen sehr sparsam umging — ein älterer Officier, der Gleiches geleistet und dabei noch eine längere Dienstzeit aufzuweisen hatte, vorgezogen. Es schmerzte mich dies zwar sehr, doch fand ich, daß man hierin Recht gehabt hatte. Einen russischen Orden, der mir große Freude

machte, erhielt ich wegen meiner Theilnahme an der Schlacht bei Eylau.

Kaum hatte ich meinen Abschied genommen, und war noch ungewiß, wohin ich meine Schritte wenden und welchen Lebensplan ich ergreifen sollte, als ich heftig am Typhus erkrankte. Ich hatte nach meiner Abreise aus Lübeck meinem von der Verwundung geschwächten Körper wohl etwas zu viel zugemuthet, so daß eine übele Rückwirkung davon erfolgen mußte. So lange die Spannung und Aufregung des Krieges selbst dauerte, hielt auch meine körperliche Kraft aus, so wie aber mit dem Friedensschluß Erstere schwand, erlahmte auch Letztere. Es ist auch eine allgemeine Erfahrung, die man nach allen Kriegen machen wird, daß die häufigsten und gefährlichsten Krankheiten, denen die meisten Soldaten zum Opfer fallen, nicht während der Dauer des Lebens im Felde, sondern erst unmittelbar nach dessen Beendigung ausbrechen.

Ich habe diesmal in meinem kleinen pommerschen Städtchen mehrere Wochen lang tödtlich erkrankt gelegen, und nur meiner kräftigen Natur, wie der Geschicklichkeit und Sorgsamkeit eines wackeren Militairarztes verdankte ich mit Gottes Hülfe meine endliche Genesung. Ein alter Freund und Waffenkamerad meines verstorbenen Vaters, der 1794 als Rittmeister zum Krüppel zusammengeschossen, jetzt ein am Meeresufer unweit Colberg belegenes Gut bewohnte, lud mich auf mehrere Monate ein, um meine Reconvalescentenzeit bei ihm zu verbringen und neue Kräfte zu sammeln. Ein einfaches, echt patriarchalisches Leben, wie es damals der bessere und also weit größere

Theil des norddeutschen Landadels führte, umfing mich auf diesem Gute, und schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes fühlte ich mich dort wohl und heimisch. Der Gutsherr selbst war nie reich gewesen, und die jetzigen großen Kriegslasten aller Art wie die vielen Steuern machten die größte Einschränkung nothwendig, wenn er sich und seine Familie, aus vier erwachsenen Töchtern bestehend, — der älteste Sohn war als Fahnenjunker bei Auerstedt geblieben, der zweite in dem Berliner Kadettenhause — rechtlich durch die Welt helfen wollte. Wahre Vaterlandsliebe, strenge Arbeit und inniges Gebet waren in diesem Hause noch zu finden; üppiger Luxus, frivole Vergnügungssucht und moderne Freigeisterei durften sich unter dem schlichten Strohdach desselben nicht zeigen. Schon mit Tagesanbruch erhob sich zugleich mit dem Gesinde die gesammte Familie, mit Ausnahme der etwas kränklichen Mutter, um die tägliche Arbeit zu beginnen; denn aus nothwendiger Sparsamkeit konnten nur die unentbehrlichsten Dienstboten gehalten werden. Die älteste Tochter, ein hübsches, frisches Mädchen — sie heirathete später einen bekannten General — stand der Milchwirthschaft vor, verweilte stets die ganze Zeit beim Melken der Kühe, um die Mädchen zu beaufsichtigen, und maß dann selbst die Milch in die Satten; kurz besorgte, ohne ihre zierlichen Hände sonderlich zu schonen, mit großer Umsicht alle Verrichtungen einer tüchtigen Meierin. Die zweite Tochter, womöglich die Aeltere noch an Schönheit übertreffend, dabei aber von tiefer Trauer, denn ihr Verlobter, ein Preußischer Husarenofficier, war bei Lübeck geblieben, ver-

waltete die Stelle einer Ausgeberin, hatte die Schlüssel der Speisekammer unter sich und beaufsichtigte mit Hülfe der Mutter die Köchin, ein schlichtes pommersches Bauermädchen aus dem Dorfe; während die dritte Tochter den Garten und die Wäsche, und die vierte, ein munteres Backfischlein, welches letzte Ostern erst confirmirt worden war, den Hühnerhof verwaltete und große Freude zeigte, wenn ihre Küchelein gut gediehen und sie der älteren Schwester täglich recht viele Hühner- und Gänseeier abliefern konnte.

Dies junge Mädchen, welches von seltener Schönheit zu werden versprach, nahm leider ein trauriges Ende. Ein französischer Oberst hatte sich, im Jahr 1812, in ihr junges Herz einzuschleichen gewußt, ihre Liebe gewonnen, und, da die echt deutschgesinnten Eltern niemals ihre Einwilligung zu einem Ehebündniß Einer ihrer Töchter mit einem französischen Officier gegeben haben würden, sie zu einer Entführung beredet. Der Stolz der Familie verzieh niemals der unbedachtsamen Tochter diesen Schritt, und sie war fortan für immer von allen Ihrigen getrennt. Als Wittwe, da ihr Gatte als General bei Leipzig gefallen war, sah ich die junge Frau 1814 in äußerlich glänzenden Verhältnissen in Paris lebend, wieder, und traf auf ihre dringenden Bitten Anstalten zu einer Wiederversöhnung mit ihrer väterlichen Familie, die, wie ich selbst voraussehen mußte, aber ohne Erfolg blieben. Die junge, hübsche und reiche Wittwe wurde übrigens in Paris von vielen eleganten Anbetern umschwärmt und soll später noch ein dem früheren häuslichen sehr widersprechendes

Leben geführt haben. Da war ihrer Schwester, der trauernden Braut des gefallenen Officiers, welche niemals mehr heirathete, später in ein Fräuleinstift eintrat und ihr ganzes Leben der christlichen Mildthätigkeit widmete, doch ein ungleich besseres Loos zugefallen.

Regten aber die weiblichen Glieder dieser wahren Edelmannsfamilie vom frühen Morgen bis zum Abend die fleißigen Hände, um in solch schwerer Zeit rechtlich und anständig durchzukommen, so ließ es der alte, wackere Hausherr selbst ebenfalls nicht an Thätigkeit fehlen. Trotz aller Schmerzen der Wunden und Gichtbeschwerden beaufsichtigte er während der ersten Morgenstunden schon die Knechte in den Ställen und später den ganzen Tag die Arbeiter auf dem Felde, und gleich einem Soldaten auf dem Posten trotzte er jeder Ungunst des Wetters, um diese seine Pflichten zu erfüllen.

Wie froh waren dann Alle nach vollbrachter Arbeit des Abends im traulichen Famlienzimmer, bis der Schlag der zehnten Stunde uns unweigerlich in die Betten trieb. Die Damen strickten, spannen oder besserten Wäsche aus; der Hausherr und ich rauchten unser Pfeifchen, spielten Dame oder Schach; mitunter las ich auch aus einem guten, geschichtlichen Buche den aufmerksam Zuhörenden ein Stündchen vor. So entsinne ich mich noch, daß die Geschichte des siebenjähriges Krieges von Archenholz, von mir vorgelesen, und selbst von den jungen Mädchen aufmerksam angehört wurde. Waren die Wochentage der Arbeit, so war der Sonntag der Ruhe und Erholung gewidmet. Schon daß am Sonntag Morgen

Alle eine Stunde später aufstanden und, nach geschehener Beaufsichtigung der Leute in Ställen, Keller und Küche, gemeinschaftlich im Familienzimmer den Morgenkaffee tranken — in der Woche bestand bei uns Allen das Frühstück nur aus warmer oder kalter Milch, und Brod und Butter — gab dem Ganzen eine festliche Weihe. Nach eingenommenem Frühstück fuhren wir zusammen in der großen, geräumigen, in Riemen hängenden Familienkutsche, die sechs Plätze im Inneren und zwei auf dem Bock hatte, und vor welcher vier derbe Ackerpferde gespannt waren, nach der eine Meile entfernten Kirche, worin das Gut eingepfarrt war. Auch nicht die schlechtesten Wege oder die rauheste Witterung konnten uns an diesem sonntäglichen Kirchenbesuch verhindern. Des Mittags erhöhte ein festlicher Braten, der dann kalt oder aufgewärmt in der Woche noch häufig wieder auf den Tisch kam, die Feier des Tages; der Nachmittag und Abend aber waren frohen Ergötzlichkeiten gewidmet. Es kam mitunter Besuch aus der Nachbarschaft; und waren junge Leute zugegen, so wurde nach der Musik eines alten Spinets einige Stunden ein lustiges Tänzchen gemacht, oder durch Blindekuh, Pfänderspiel und derartige Unterhaltungen, wobei dann oft ein so herzliches Lachen ertönte, wie ich es selten später wieder gehört habe, Kurzweil getrieben; dann schwand die Zeit uns im Fluge dahin, während die alten Herren am Kartentisch saßen, oder unter grimmigen Brummen und Fluchen Politik trieben, ihre Ehefrauen aber nützliche Gespräche über ihnen nahe liegende Gegenstände führten. Kalte Küche, und wenn es hoch kam, ein Glas Punsch oder Stettiner Franzwein

bildeten die einzige Bewirthung bei dergleichen sonntäglichen Zusammenkünften der Gutsbesitzer, Pfarrer und Königlichen Oberförsterfamilien, die spätestens dann um zehn oder elf Uhr Abends zu enden pflegten. Manche Familien hatten dann bei grundlosen Wegen und so tiefer Finsterniß, daß den Vorderpferden Laternen vor die Brust gebunden werden mußten, noch ein bis zwei Meilen weit nach Hause zu fahren. Damals trat selbst den höheren Ständeu das Vergnügen nicht so täglich und so bequem entgegen, wie dies jetzt der Fall ist, sondern es mußte ungleich mühseliger aufgesucht werden, und wurde seltener; dann aber auch mit weit größerer Lust genossen.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes auf diesem Gute hielt mich meine geschwächte Gesundheit ab, an den Beschäftigungen der Familie so viel ich es wünschte, redlichen Antheil zu nehmen. Als aber meine Körperkräfte wieder hergestellt waren, gedachte ich des wahren Spruches, daß Arbeit erst die rechte Würze des Lebens bildet, und übernahm es, den alten, sehr invalid gewordenen Holzwärter, der mehr das Gnadenbrod erhielt wie noch Dienste leistete, während des Winters bei der Jagd, dem Schutz des Waldes und der Fischerei auf dem großen Teiche des Gutes zu unterstützen. Die Flinte auf dem Rücken, einen guten Hund zur Seite, strich ich fast den ganzen Tag im Felde und Walde umher, nahm natürlich auf Wind und Wetter keine Rücksicht und kehrte oft erst am Abend in das Haus zurück. Wie unbeschreiblich traulich war es dann in dem warmen, hellen Familienzimmer, wie prächtig schmeckte das einfache Mahl, welches mir die zweite

Tochter vom Mittagsessen aufgehoben und sorgfältig gewärmt hatte, und die Flasche Bier, Wein wurde hier gewöhnlich gar nicht getrunken, mundete mir köstlicher wie der beste Champagner. Es lag stets ein tiefempfundener Reiz für mich in einer einfachen, streng geregelten Thätigkeit auf dem Lande und in einem glücklichen, stillen, gut geordneten Familienleben.

Auf diese Weise verbrachte ich die Zeit vom September 1807 bis April 1808 in einsamer, aber zufriedener Beschäftigung. Wir Alle, und so auch ich, hätten sehr glücklich sein können, wenn die traurige Lage unseres theuren Vaterlandes nicht immer wieder wie ein schwerer Alp auf unserer Brust gelegen und jeden längeren Frohsinn sogleich wieder gestört hätte. Wie groß der Druck war, den der empörendste französische Uebermuth damals über das unglückliche Preußenland verhängte, weiß jeder noch Lebende aus dieser verhängnißvollen Zeit. Was Spott und Verachtung nur ersinnen ließ, das sparten diese stolzen Sieger für uns armen Besiegten sicherlich nicht. Wahrlich es gehörte oft eine übermenschliche Geduld dazu, um alle die vielfachen Beleidigungen mit denen Jegliches, was dem echten Preußischen Patrioten hoch und theuer war, verhöhnt wurde, stets so ruhig, wie es die Umstände erforderten, zu ertragen.

Die sehr im Wald abgelegene Lage des Gutes verschonte uns mehr mit französischer Einquartierung, wie dies in den Städten und Dörfern, die an den belebteren Straßen lagen, der Fall war. Mir gereichte dies zur größten Freude; denn jede zufällige Zusammenkunft mit

französischen Officieren war mir im höchsten Grade peinlich, und ich mußte mich dann gewaltsam zusammenehmen, um meinen Widerwillen nur einigermaßen zu unterdrücken und dem Uebermuth dieser Herren eine kalte, verächtliche Gelassenheit entgegenzusetzen. Kam übrigens französische Einquartierung auf unserem Gutshofe, so wurde solche nach besten Kräften bewirthet und mit ruhiger, aber kalter Höflichkeit empfangen. Wenn französische Officiere mit an unserem Tische saßen, fehlten sämmtliche Töchter daran; die allein für sich speisen und sich überhaupt möglichst wenig vor diesen ungebetenen Gästen sehen lassen mußten. Die frivole Art, mit der die meisten von ihnen jungen, hübschen Mädchen den Hof zu machen suchten, und ihre galanten Huldigungen, wenn solche auch die Weltdamen unserer großen Städte entzückten, gefielen mit Recht dem Hausherrn nicht, und er wollte seine Töchter vor solchem schleichenden Gift möglichst zu schützen suchen. So entspann sich auch die Verbindung der jüngsten Tochter mit dem französischen Obersten, nicht auf dem väterlichen Gute, sondern im Hause einer Tante, zu deren Krankenpflege sich das junge, schöne Mädchen auf längere Zeit dort befand.

Meiner eigenen Neigung nach hätte ich vielleicht noch gerne längere Zeit auf diesem einsamen Rittergute und in dem mir so wohlthuenden Familienkreise daselbst, zugebracht, doch bewog mich ein ruhiges, vernünftiges Nachdenken zu der Abreise im April 1808.

Was sollte ich länger hier anfangen, wo ich nichts lernen konnte, um mir dereinst eine eigene, feste Lebensstellung

zu gründen? Da ich kein eigenes Kapitalvermögen, sondern nur eine jährliche Leibrente von 600 Thalern besaß, hatte ich keine einigermaßen berechtigte Hoffnung, mich als Gutsbesitzer irgendwo ankaufen zu können, und mußte daher der Landwirthschaft entsagen, obgleich mich die Betreibung dieser edelen Thätigkeit sonst am Meisten angezogen hätte — wenn es mir nun einmal doch nicht vergönnt war, gegen Napoleon und seine Kriegsschaaren weiter zu kämpfen. Ich mußte also jetzt suchen, womöglich wieder Soldat zu werden, und zwar in einem Heere, in welchem sich mir am Ersten die Hoffnung zeigte, gegen die Franzosen in den Krieg zu ziehen. Mit Ausnahme Englands und des damals erst im Entstehen begriffenen Krieges in Spanien, waren im Frühling 1808 alle Staaten Europas im Frieden mit Napoleon und gehorchten mehr oder minder willig dessen eiserner Zwingruthe. Auf eigene Hand nach Spanien zu gehen, wo ich der Sprache und Sitten gänzlich unkundig war, dazu auch in meiner Waffe der Cavallerie, vielleicht nur eine beschränkte Verwendung finden konnte, schien mir bei genauer Ueberlegung ein etwas zu abenteuerliches Unternehmen. Ich hatte mich zwar hie und da schon mit diesem Gedanken beschäftigt, mir auch einige Bücher über Spanien, so gut solche damals in Hinterpommern zu bekommen waren, zu verschaffen gewußt, verwarf aber endlich doch wieder diesen Plan und dachte mehr daran, mir einige Empfehlungen nach England zu verschaffen, um auf Grund derselben eine Anstellung in der dort gebildeten englisch-deutschen Legion zu erhalten. Ich hatte nur gute Nach-

richten über dies Corps, welches größtentheils aus früheren hannöver'schen Officieren und Soldaten bestand, erhalten, und wünschte recht sehr, in ihm den ferneren Kampf gegen Napoleon fortzusetzen.

Während ich noch hierüber nachdachte, erhielt ich plötzlich eine Aufforderung eines entfernten Großonkels, der als pensionirter General in Rußland lebte, zu ihm zu kommen, da es seinem Einflusse leicht gelingen würde, mir eine Officiersstelle bei einem russischen Cavallerieregimente, wenn ich anders Lust dazu hätte, zu verschaffen. Mein Großonkel, der seiner Familie ganz entfremdet war, hatte bisher kaum etwas von meinem Dasein gewußt, zufällig aber von russischen Officieren, die im Feldzuge von 1807 mit mir näher befreundet worden waren, mich mit Lob erwähnen hören, und dies hatte ihn bewogen, an mich zu schreiben.

Kam mir dieser Brief auch unerwartet, so war er doch nicht unerwünscht, denn der Gedanke in der tapferen russischen Armee dereinst eine höhere Officiersstelle bekleiden zu können, zog mich mächtig an, da es mir leider versagt war, für mein theures Preußenland als Reiterofficier zu fechten. Daß Rußland nicht lange mit Napoleon in Frieden bleiben werde und könne, war leicht voraus zu sehen, und dereinst an der Spitze eines schönen russischen Reiterregiments — oder wenn es vorläufig auch nur eine Schwadron sein konnte — so eine recht herzhafte Attaque auf diese verhaßten Franzosen machen zu können; schon allein diese Aussicht regte meine Brust zu neuer Spannkraft an. So schrieb ich denn

an den Großonkel, welcher auf einem Landgute in der Ukraine lebte, ich würde ihn vorläufig besuchen, und begab mich im Monat Mai 1808 auf den Weg dahin. Vorher noch besuchte ich meinen alten General von Blücher, der jetzt das Kommando in Pommern hatte. Der war denn eigentlich, wie ich es ihm auch nicht verargen konnte, in einer überaus schlechten Laune, fluchte und brummte über die Franzosen, daß es eine Art hatte, rauchte, trank und spielte viel, oder war sonst mit seltener körperlicher Rüstigkeit auf der Jagd. Gegen mich war der Alte, den ich seit dem Unglückstage bei Lübeck, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte, um mindestens zehn Jahr gealtert fand, nach wie vor sehr freundlich und dutzte mich auch nach seiner früheren Gewohnheit. „Weiß Gott Junge," meinte er beim Abschied, „ist mich zwar leid, daß Du fort willst; aber verdenken kann ich es Dich nicht; wäre ich noch so in Deinen Jahren, ich marschirte auch jetzt ab, bloß um diese Rackers von Franzosen nicht immer in unseres Königs Land herum schnüffeln zu sehen, was einem ehrlichen Preußen ja das Herz im Leibe herum drehen muß. Na Fritz, wenn man erst der Krieg wieder angeht und wir die Franzosen wieder aus dem Lande herausklopfen, was auch noch dereinst geschehen wird, so wahr ich Blücher heiße, daß Du Dir dann wieder einstellst, das versteht sich ja von selbst."

„Gewiß Excellenz" erwiederte ich „Vater und Großvater würden ja noch im Grabe meiner fluchen, wenn ich durch eigene Schuld nicht dabei wäre, sobald die Preu-

ßischen Husaren erst wieder auf die Franzosen drein hauen."

„Na denn reise mit Gott, Junge, und grüß mich die Russen von dem alten Blücher und sage ihnen, wir Preußen und sie wollten doch noch gute Waffenbrüderschaft halten und vereint wieder recht bald auf die Franzosen losgehen." Mit diesen Worten schüttelte mir der alte Held noch zuletzt herzlich die Hand. Auch bei den Officieren des früher von Blücherschen jetzt Pommerschen Husarenregiments verweilte ich noch einige Tage, da ich das Glück hatte, mehrere wahre Freunde unter denselben zu besitzen, und wir leerten manches Glas auf einen baldigen, ernsten Krieg des Preußischen Heeres gegen die Franzosen.

Wie es unter solchen trüben Verhältnissen auch gar nicht anders zu erwarten war, so fand ich die Stimmung unter sämmtlichen Preußischen Officieren, mit denen ich jetzt verkehrte, ungemein ernsthaft und selbst gedrückt. Von dem früheren Uebermuth, der sich mitunter wohl in zu lustigen und wilden Streichen verstieg, die, wenn auch nicht zu billigen, doch lange nicht so viel Böses hatten, wie manche gehässige Feinde des Preußischen Heeres behaupten wollten, fand sich jetzt keine Spur mehr. Wer 1804, und dann 1808 in einem Preußischen Officiercorps, besonders gar einem Cavallerie-Regiment verkehrte, hätte dasselbe gar nicht wieder erkannt; solch eine gewaltige Veränderung war in diesem kurzen — freilich dafür auch desto ereignißvolleren — Zeitraum vorgegangen. Die Officiere lebten jetzt äußerst zurückgezogen, verkehrten sonst

nur unter sich, vermieden alle öffentlichen Orte, besonders wo sie mit Franzosen oder den ihnen mit Recht noch verhaßteren deutschen Franzosenfreunden zusammen kommen konnten; waren dagegen fast unausgesetzt in der Kaserne, auf dem Exercierplatz oder der Reitbahn mit ihrer Mannschaft beschäftigt. Das treffliche, den Verhältnissen des Staates so sehr angemessene Krümper System, wonach immer eine Maunschaft unter die Fahne berufen und wenn sie ausexcercirt war, wieder entlassen wurde, nahm die körperlichen wie geistigen Kräfte der Officiere ganz ungemein in Anspruch. Um von 1807—1813 ein tüchtiger Preußischer Officier zu sein, gehörte eine Entsagung, eine so unabläßsige Pflichttreue und ein so kräftiges Gemüth, welches trotz des harten Druckes der augenblicklichen Gegenwart, dennoch nicht an einer besseren Zukunft verzweifelte, daß solche Eigenschaften den Männern, welche sie wahrhaft besaßen, zur großen Ehre gereichten. Als aber endlich im Frühling 1813 die so heiß ersehnte Stunde des Kampfes schlug, da erntete diese mehr als fünfjährige unausgesetzte Anstrengung, diese schwer geprüfte, aber treu bewährte echt militairische Pflichttreue auch ihren schönsten Lohn. Der ganze ruhmwürdige Aufschwung des Preußischen Volkes, die todesmuthige Begeisterung, mit welcher Landwehr, Linie und Freiwillige sich in den Kampf stürzten, hätten allein für sich nun und nimmermehr dazu ausgereicht, die Kriegsschaaren eines Napoleons zu vernichten, wenn diese vielen und bewährten, im Unglück gestählten, wohl erfahrenen Officiere aller Grade nicht dem neu geschaffenen Heere eine so große Kriegstüchtigkeit verliehen hätten.

Es ist eine feste Ueberzeugung, daß Preußen, ja ganz Deutschland, diesen in so strenger Schule erzogenen Officieren von 1806, welche häufig mit so vielen ungerechten Schmähungen übergossen wurden, ganz unendlich viel zu verdanken hat.

Eine Reise von Pommern nach der Ukraine hatte zu jener Zeit ungleich mehr Beschwerlichkeiten aller Art, ja selbst Gefahren, und währte länger, als wenn man jetzt von Europa nach Amerika reist. Ich war damals gesund und kräftig, durch den Krieg an Strapazen gewöhnt, und so achtete ich diese Schwierigkeiten weiter nicht besonders. Bis Warschau fuhr ich größtentheils mit der Post, was bei dem damaligen Zustand des Fuhrwesens äußerst langsam ging und mir viele Langeweile verursachte, zumal ich häufig noch die sehr schlechte Gesellschaft schmutziger, polnischer Juden und die mir noch widerlicheren, französischen Beamten und Agenten niederen Ranges, auf diesen Postwagen fand, und so beleidigende Worte über Preußen mit anhören mußte, daß mir oft die Galle darüber aufstieg. Was sollte ich aber anders thun, als schweigend meinen gerechten Zorn hinabwürgen, da mir dies Gesindel doch keine Genugthuung mit den Waffen in der Hand gegeben haben würde.

So wie ich übrigens jetzt in das eigentliche Polen kam, fand ich einen Schmutz und eine Unordnung, wie ich es noch nie gesehen hatte. Zahlreiche Juden hausten selbst in den elendsten Orten, sogen das Landvolk auf die schamloseste Weise aus, so daß die Bauern, welche in halb zerfallenen Hütten mit ihrem Vieh zu-

sammen wohnten, kaum das Nothdürftigste für ihren Lebensunterhalt übrig behielten. Diese plumpen, schmutzigen, rohen Bauern lieferten dabei aber, wenn sie nur erst eine gehörige, strenge militairische Dressur durchgemacht hatten, die muthigsten, gewandtesten und ausdauerndsten Soldaten, welche ein Feldherr sich nur wünschen konnte; auch der polnische Adel, obgleich seine moralische und finanzielle Lebensweise sehr viel zu wünschen übrig ließ, und die meisten polnischen Edelleute auf ihren wüsten, oft halb zerfallenen Landsitzen, in denen Schmutz und Unordnung oft mit dem größten Luxus vereint war, ein Treiben führten, wie solches hoffentlich unseren deutschen Landedelleuten für immer fern bleiben wird, paßte sehr gut für den Kriegsdienst. Ich habe 1810 und 1811 in Spanien, und 1813—14 in Deutschland, wiederholt polnischen Truppen gegenüber gefochten und dieselben stets nachhaltiger und zäher als die national-französischen gefunden. Als ich übrigens 1808 durch ganz Polen reiste, herrschte dort die größte Begeisterung für die Franzosen und den Kaiser Napoleon, von dem die Polen die Wiederherstellung ihres alten Reiches hofften, dabei aber — wie dies allen Völkern stets geschehen ist und auch für die Zukunft geschehen wird, welche auf französische Treue und Zuverlässigkeit ihre Hülfe setzen, — gar arg getäuscht wurden. Napoleon ließ die Polen recht zahlreiche Regimenter formiren und für seinen Ehrgeiz in Spanien kämpfen, wo diese, wie auch die deutschen Hülfstruppen, von den französischen Befehlshabern möglichst zuerst geopfert wurden; bekümmerte sich sonst aber nicht weiter um das Wohl

und Weh des Landes. Mir war bei dieser jetzigen Reise die Begeisterung der Polen für den Kaiser Napoleon, den ich selbst so bitter haßte, natürlich sehr unangenehm; ich enthielt mich daher möglichst jedes nähern Verkehrs mit den Eingeborenen, und wich sorgsam allen politischen Gesprächen aus.

Von Warschau aus, in welcher Stadt ich einige Tage rastete, hörte die Verbindung mit den Postwagen auf, und ich nahm im Verein mit einem jüdischen Pferdehändler, der ebenfalls in die Ukraine wollte, ein Miethsfuhrwerk. Der Wagen war alt und zerbrechlich, die drei munteren polnischen Rößlein, von einem stämmigen Polacken geleitet, zeigten sich schnell und ausdauerd, und so ging trotz der tiefen Sandwege die Fahrt doch fast eben so rasch vorwärts, wie dies auf den deutschen Postwagen der Fall gewesen war. Scheußlich aber waren die Nachtlager in den meist von Juden gehaltenen schmutzigen Dorfkrügen, in welchen wir zwar Flöhe, Läuse und anderes Ungeziefer in Menge, aber kaum so viel schlechte Lebensmittel vorfanden, daß sich mein, gewiß nicht sehr verwöhnter Magen daran sättigen konnte. Wir hatten dazu weder Betten noch einen gefüllten Speisekorb bei uns, wie dies sonst bei den Reisenden höherer Stände in Polen allgemein üblich ist, sondern mußten uns mit dem, was uns diese Dorfkrüge darboten, begnügen. Ich muß gestehen, daß ich immer sehr erfreut war, wenn wir des Morgens wieder aus diesen Schmutzhöhlen fort fuhren, obgleich die langsame Fahrt durch die Sandwege der endlosen, düsteren und ganz unbelebten Kiefernwälder, mit meinem nichts weniger

als angenehmen jüdischen Reisegefährten zur Seite, auch ein verzweifelt geringes Vergnügen gewährte.

Eines Abends in der Dämmerung wurden wir in einem Walde von vier bis fünf zerlumpten Kerlen in räuberischer Weise angefallen. Zwei derselben sprangen den Pferden in die Zügel; die anderen aber stürzten mit blanken Aexten in den Händen auf den Wagen los, und forderten wild brüllend Geld.

Mein Reisegefährte, der jüdische Pferdehändler, verkroch sich ängstlich schreiend unter die Bank des Wagens; mir als Preußischen Officier kam es aber gar nicht in den Sinn, so ohne Weiteres meine Baarschaft diesen polnischen Strauchdieben auszuliefern. Ich hatte zwei Pistolen und ein Terzerol, alle drei scharf geladen, und meinen Säbel bei mir, und damit konnte ich es schon immerhin mit diesen Kerlen aufnehmen. Ich bückte mich nun, als wenn ich nach dem Gelde suchen wollte; zog aber inzwischen blitzschnell die Pistolen hervor und schoß den einen Räuber, bevor er sich dessen nur versah, so in das Gesicht, daß er sogleich zusammenstürzte. Die zweite Pistole gab ich dem Kutscher, der ein muthiger Kerl war, und rief ihm zu, gut zu zielen und den anderen Räuber, welcher den Pferden in die Zügel gefallen war, niederzuknallen. Gegen mich drangen nun Zwei mit ihren Aexten ein, und der Eine von ihnen, ein riesig großer Kerl, that einen so kräftigen Hieb, daß die Axt die ganze Thür des Wagens zersplitterte und sogar noch in das untere Leiterbrett eindrang, wobei dem vor Angst platt auf dem Boden liegenden und kläglich schreienden, jüdischen

Pferdehändler das letzte Glied seines kleinen Fingers an der linken Hand scharf abgehauen wurde. Während der Räuber aber noch seine in das Holz eingedrnngene Axt wieder herausziehen wollte, gab ich ihm mit meinem Säbel — mein Terzerol hatte versagt — einen so tüchtigen Hieb über seine beiden Arme, daß er den Stiel seiner Waffe sogleich fallen ließ. In diesem Augenblick schoß auch unser Kutscher, und verwundete den einen Räuber, der die Pferde hielt, so, daß dieser niederstürzte. Mit schneller Geistesgegenwart peitschte er dann sogleich auf seine Rosse ein, und diese drängten so gewaltig vor, daß der andere Räuber, der immer noch die Zügel halten wollte, zur Seite geschleudert wurde, und wir nun in vollem Galopp davonjagten. Da meine Pistolen beide abgeschossen waren, es auch leicht möglich sein konnte, daß noch mehrere Spießgesellen der Räuber in der Nähe waren, so blieb eine möglichst beschleunigte Fahrt für uns das Beste. Um die todten und verwundeten Kerle bekümmerten wir uns nicht im Mindesten, machten auch von dem ganzen Raubanfall und unserer Nothwehr den Behörden weiter keine Anzeige, da uns dies bei dem damaligen Zustand der Gerichte in Polen nur einen unnöthig langen Aufenthalt und endlose Verwickelungen eingebracht hätte, sondern setzten eiligst und ohne des ganzen Vorfalles gegen irgend Jemand nur mit einem Worte zu erwähnen, unsere Reise fort. Der jüdische Pferdehändler jammerte zwar sehr über den Verlust seiner abgehauenen Fingerspitze, freute sich aber noch mehr über

seine gerettete, sehr beträchtliche Reisekasse, und lobte meine Tapferkeit in lächerlich überschwenglichen Worten.

Wie Alles auf der Welt sein Ende nimmt, so endete auch diese langweilige, ermüdende Fahrt durch Polen und die Ukraine, und ich langte im Anfang Juli endlich auf dem Landsitze meines Großonkels an.

Das war ein eigenthümliches Leben und Treiben auf demselben, was ungemein von allem Anderen, wie ich es bisher gekannt hatte, abwich. Mein Großoheim, schon als Knabe nach Rußland gekommen, und später als Officier mit einer russischen Fürstentochter, welche ihm diese sehr bedeutenden, aber auch ungemein verwahrlosten Besitzungen zugebracht hatte, verheirathet, war in Sitte, Lebensgewohnheiten und Ansichten so durch und durch Russe geworden, daß er nur noch nothdürftig deutsch sprechen konnte. Er mußte früher ein stattlich schöner Mann gewesen sein; jetzt aber, von der Gicht so zusammengekrümmt, daß er nur noch auf einem Rollstuhl von zwei Leibeigenen umhergefahren werden konnte, glich er in seiner ganzen äußeren Erscheinung einem alten grimmigen Bären, der zwar gern noch beißen möchte, aber nur die Kraft zum Brummen besitzt. Der Großonkel empfing mich zwar zuerst nach seiner Art freundlich, und es schien fast, als wecke in den ersten Tagen meine Erscheinung einen Anklang der Heimathsgefühle in seiner Brust, die schon lange Jahre gänzlich daraus geschwunden sein mochten. Aber nur kurze Zeit währte dies; dann sah ich bald ein, daß ich nicht zu diesem Manne paßte, und wir auf die Länge niemals in verwandtschaftlichem, ja nur freundlichem Ver-

fehr zu einander bleiben würden. Der Großonkel war an eine despotische Behandlung seiner Umgebung sehr gewöhnt, und hatte auf seinem Schlosse einen ganzen Schwarm lungernder Müßiggänger und Schmarotzer, darunter zwei oder drei verabschiedete, russische Officiere, Spieler durch und durch, einen französischen ehemaligen Sprachlehrer und einen alten italienischen Ballettänzer um sich, die gern die rohen Anfälle seines Jähzorns und die geringschätzende Behandlung, die er ihnen bei übeler Laune angedeihen ließ, ertrugen, da sie Jahr aus Jahr ein an seiner gutbesetzten Tafel sich sättigen und allabendlich aus seinem vollgefüllten Weinkeller besaufen konnten. Mit diesen Menschen, die mir alle mehr oder weniger verächtlich vorkamen, gemeinsame Sache zu machen, und mir ebenfalls vom Großonkel Grobheiten sagen zu lassen, konnte mir natürlich nicht im Mindesten einfallen. So waren denn kaum vierzehn Tage verflossen, als ich eine sehr ernsthafte Scene mit dem Großonkel hatte, und ihm sehr bestimmt erklärte, daß bei einer nochmaligen Rohheit von seiner Seite, meine sofortige Abreise nach Deutschland wieder erfolgen würde. Diese Festigkeit schien dem alten Herrn zwar zu imponiren, denn er ließ sich sogar zu einer Art von Entschuldigung herab, doch ward unser gegenseitiges Verhältniß von dem Tage an ein sehr kühles. Auch zu seinem Schwiegersohne und einzigen Erben, der eine Meile davon auf einem anderen Schlosse hauste, paßte ich sehr wenig, und dieser schien sogar zu fürchten, daß ich eine Art von Erbschleicherei beabsichtigte, woran ich nie im Entferntesten gedacht hatte.

Das Leben und Treiben auf diesen Schlössern war ein sehr rohes; Kartenspiel, Jagden und Trinkgelage, die oft in förmliche Orgien, wozu dann hübsche, leibeigene Bauermädchen herbeigeholt wurden, ausarteten, füllten fast die ganze Zeit aus. Geistige Beschäftigung kannte Niemand und um die Betreibung der Landwirthschaft, die sich auch in dem allerverwahrlosesten Zustand befand, bekümmerte sich Keiner der Herrschaftsbesitzer. Wie ganz anders war es doch auf dem Gute des alten pensionirten Rittmeisters in Pommern zugegangen, und welche tiefe Sehnsucht fühlte ich bei diesem ganzen wilden, rüden Treiben nach dem einfachen, patriarchalischen Leben im Kreise dieser wahrhaft adeligen Familie.

Meine Hauptunterhaltung auf dem Gute meines Großonkels bestand im Reiten und Jagen. Es war ein großes wildes Gestüt daselbst, aus dem jährlich an siebzig bis achtzig junge Wildfänge an fremde Händler und russische Remonteofficiere verkauft wurden, und so hatte ich denn eine Auswahl der feurigsten Rosse bester Ukrainer Race zum Reiten. Es gewährte mir ein wahres Vergnügen, Stunden lang diese edlen Thiere umherzutummeln, und meine von Jugend auf erlernten Reiterkünste bei ihnen zu erproben. Wenn ich so auf dem Rücken eines muthigen Hengstes über die weite Ebene dahin brauste, da ward mir wieder recht wohl und froh; meine Brust sog in längeren Zügen die würzige Luft aus den zahllosen Kräutern und Blumen der Steppe, die meines Rosses Huf zertrat, ein. In solchen Stunden vergaß ich wohl die vielen gescheiterten Hoffnungen, welche mein junges Leben

schon bisher getroffen hatten, und ich war wieder der lustige Reiterofficier, der ich 1806 gewesen. Häufig auch ward die Jagd mit diesen stürmischen Ritten verbunden. Es wimmelte in der Ukraine von Wölfen, und auf dem Hofe meines Großoheims waren ganze Meuten riesiger Wolfshunde, die zum Hetzen dieser schädlichen Raubthiere benutzt wurden. Das war denn eine Lust, der wild dahinstürmenden Meute auf der Spur eines großen Wolfes zu folgen, und kein Hinderniß zu fürchten, um ja in der Nähe der Hunde zu sein, wenn sie endlich nach langer Hetze den Wolf einholten und dann in wüthendem Kampfe zerfleischten. Mitunter schossen wir auch wohl im vollen Lauf der Pferde mit der Pistole nach dem fliehenden Wolf; eine Sache, die große Geschicklichkeit erforderte, wenn man einen guten Schuß thun wollte. Da ich ein sicherer Pistolenschütze war, und mich stets — ich halte dies für einen Reiterofficier sehr nützlich — geübt hatte, auch im Lauf des Pferdes vom Sattel herab zu schießen, so gelang es mir wiederholt, Wölfe auf diese Weise zu tödten. Solcher Schuß trug mir dann stets große Lobsprüche des Onkels ein, der so viel wie möglich, in einer kleinen niedrigen Droschke liegend, diesen Jagden folgte, und wobei er mir einst den prächtigen, jungen Ukrainer Hengst, den ich gerade ritt, schenkte. Ich mochte mir zwar eigentlich vom Großonkel kein Geschenk machen lassen, doch konnte ich diesmal den Hengst, dazu ein Lieblingsthier von mir, nicht ausschlagen, ohne ihn auf das Empfindlichste zu beleidigen.

Auf einer Bärenjagd, in einem großen Urwalde, der

ebenfalls noch zu des Großonkels Besitzungen, die mehrere Meilen im Umfange hatten, gehörte, war ich auch einmal so glücklich, einen riesigen Bären, gewiß der Ahnvater eines zahlreichen Geschlechtes, durch einen sicheren Schuß in den Kopf zu tödten. Es ist mir noch jetzt erinnerlich, mit welcher Freude mich dieser Schuß erfüllte, und wie stolz ich meinen Fuß auf die noch warme Leiche des vor mir ausgestreckt liegenden, mächtigen Thieres setzte. Eine Bärenjagd in einem dieser größeren, düsteren Forsten der Ukraine hat übrigens Augenblicke der Spannung, die sich immer mit der Aufregung des Krieges vergleichen lassen. Wenn man so allein, angelehnt an den Stamm einer vielhundertjährigen Tanne, die sichere Büchse im Arm, dasteht, und aufmerksam dem Brechen der Zweige, dem Knistern der dürren Aeste auf dem Erdboden, die das Nahen des Bären verkünden, lauscht, da schlägt auch dem muthigsten Manne, er sei denn ein allgeübter Bärenjäger, das Herz rascher an die Rippe. Und nun tritt aus dem Unterholze das schwarzbraune Unthier heraus, richtet sich beim Anblick des verhaßten Menschen hoch auf den Hinterbeinen auf, schlägt unwillig mit den breiten Vorderbranken in die Luft, öffnet den weiten, rothen Rachen mit den langen, spitzen Zähnen, die einen Menschenarm so leicht wie wir ein Rebhühnerknöchlein zermalmen können, und stößt ein heiseres und doch furchtbar klingendes Wuthgebrüll aus. In diesem Augenblicke muß der allein auf dem Posten stehende Jäger feste Nerven, ein sicheres Auge und eine ruhige Hand haben, und die Büchse gut in den Anschlag reißen, damit sein Schuß scharf treffe; denn ein

verwundeter Bär, der noch Kraft genug hat um vorwärts zu springen, ist mit das gefährlichste Raubthier der Schöpfung. Gar mancher Jäger ward in den polnischen und russischen Wäldern schon von solchen angeschossenen Bären zerrissen, und auch auf des Großonkels Gütern lebte ein alter Jäger, dem ein solches Thier die beiden Arme bis zum Ellbogen abgebissen hatte.

Auf diese Weise verbrachte ich ungefähr acht Wochen auf dem Schlosse, und sehnte mich trotz aller Jagd und Reitvergnügungen, die einzigen, welche ich dort hatte, immer mehr fort. Schon wiederholt hatte ich meinen Verwandten gebeten, Schritte wegen meines Eintritts in die kaiserlich russische Armee zu thun, allein unter allerlei nichtigen Vorwänden hatte er dies immer zu verzögern gewußt, bis endlich die Nachricht von dem Tode eines Generals, der Chef eines Husarenregiments war und dem ich dringend empfohlen werden sollte, auf dem Schlosse eintraf. Hierdurch ward mein Eintritt in die russische Armee sehr erschwert. Der Großoheim machte mir nun den Vorschlag, ich solle vorläufig ganz bei ihm bleiben und die Stelle eines Stallmeisters und ersten Gestütsdirectors bekleiden; allein unter keinen Umständen wäre ich auf solch Anerbieten, welches mich sogar in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß von dem stolzen und jähzornigen Mann gesetzt hätte, eingegangen. Ich faßte den Entschluß, nun einige Cavallerieregimenter, deren Officiercorps ich im Feldzug von 1807 näher kennen gelernt hatte, und die jetzt in den Gouvernements Witeps und Mohilew garnisonirten, zu besuchen, und mir die Ver-

hältnisse dort mit eigenen Augen etwas näher anzusehen. So trennte ich mich denn in den ersten Tagen des September 1808 vom Großoheim mit einem gegenseitig etwas kühlen Abschied, und ritt auf meinem Hengste, von einem sehr großen mir anhänglichen Bärenhetzhunde gefolgt, zunächst in das Gouvernement Mohilew.

Die Aufnahme, welche ich sowohl hier wie auch später in Witeps von allen russischen Officieren fand, war eine ungemein kameradschaftliche, die mir eine wahre Freude bereitete. Ich fand viele wirklich gebildete, von tüchtigem militairischen Ehrgeiz beseelte Männer unter diesen Officieren, und verbrachte mehrere gemüthliche Wochen im Kreise derselben. Den Gedanken, jetzt in kaiserlich russische Kriegsdienste zu treten, gab ich bei näherer Erwägung aller Verhältnisse, und nachdem ich mich genauer mit einem Obersten, der sich mir als großer Gönner zeigte, darüber unterhalten hatte, vollständig auf. Es herrschten gerade im Herbst 1808 in Rußland die friedlichsten Aussichten; der Kaiser Alexander war in Erfurt ein persönlicher Freund von Napoleon geworden, und die ganze Armee in Folge dessen stark reducirt. Eine Menge übercompletter Offciere gab es; ich hätte im günstigsten Fall nur die jüngste Officiersstelle erhalten und vielleicht Jahre lang auf Beförderung, und was mir ungleich wichtiger war, auf eine wirklich kriegerische Thätigkeit gegen die Franzosen warten können. Unter solchen Umständen mochte ich natürlich nicht in die russische Armee eintreten, so Vieles mir auch sonst in derselben behagte, sondern entschloß mich, vorläufig nach Deutschland zurückzukehren; und eröffnete sich mir nicht daselbst bald eine günstige

Gelegenheit, meinen Säbel gegen den bitter gehaßten Feind zu führen, mich nach Spanien einzuschiffen, um dort, wo der Kampf in immer großartigeren Verhältnissen entbrennen sollte, gegen die Franzosen zu fechten.

Eine Reise mit Miethswagen und ordinairen Posten war mir im höchsten Grade widerlich; von dem edelen Hengst, den mir mein Großoheim geschenkt hatte, und von meinem Wolfshund wollte ich mich auch nicht trennen, und so entschloß ich mich denn, als echter Reitersmann den Weg von Mohilew nach Königsberg zu Pferde zurückzulegen. Da mein Hengst täglich recht gut sechs bis sieben Meilen machen konnte, so war solche Reise auch nicht viel langsamer, als wenn ich sie mit einem theuren und schlechten Miethswagen unternahm.

Ohne weitere Abenteuer langte ich im November 1808 in Königsberg an, und beschloß, vorläufig die rauhsten Wintermonate hier zu verbringen, da ich jetzt doch keine Gelegenheit fand, mich nach England und von dort nach Spanien einzuschiffen. Ich miethete mir ein kleines Quartier, trieb fleißig Englisch, Spanisch und Feldbefestigung, um mich für meine späteren etwaigen Kriegsdienste in Spanien vorzubereiten, hatte nur Umgang mit einigen Officieren, die theils pensionirt, theils in Garnison in Königsberg waren, und fand meine Haupterholung darin, täglich auf meinem wackeren Hengst, den ich „Drauf" nannte, weite Spazierritte zu unternehmen. So verging der Winter 1808–9 ganz angenehm, und ich hatte Gelegenheit, manche fühlbaren Lücken meiner früheren Jugendbildung während dieser Zeit auszufüllen.

Zweites Kapitel.

Charakteristik des Majors von Schill. — Falsche Ansicht desselben. — Absendung an die Elbufer zur Einsammlung militairischer Nachrichten. — Indolenz der Bevölkerung. — Eifer der westphälischen Beamten. — Abmarsch des Majors von Schill mit seinem Regimente aus Berlin. — Meine Vereinigung mit demselben. — Bitter getäuschte Hoffnungen. — Siegreiches Gefecht bei Dodendorf. — Verluste dabei. — Planloses Hin- und Hermarschiren in der Altmark. — Sturz mit dem Pferde.

Schon im Februar 1809 verbreitete sich in allen militairischen Kreisen von Königsberg immer mehr das Gerücht, es werde in nächster Zeit ein Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich losbrechen, an dem dann wahrscheinlich auch Preußen Antheil nehme. Das waren gar wundervolle Aussichten für uns thatenlustigen, die Franzosen mit Recht so bitter hassenden Officiere, und beim Glase Bier, denn ein anderes Getränk erlaubten die theuren Zeiten nicht, machten wir die schönsten Pläne für die nächste Zukunft.

Im Verein mit unseren österreichischen Waffenbrüdern gegen die Franzosen kämpfen, und so die Flecken des Feldzuges von 1806 im Blute der Feinde auswaschen zu können, war das Ziel aller unserer damaligen Hoffnungen, und es gab nichts, was wir der Erreichung desselben nicht geopfert hätten.

Um dem Mittelpunkt der Ereignisse näher zu sein und womöglich mit zu den ersten zu gehören, welche gegen die Feinde Deutschlands fechten konnten, ritt ich im März 1809 von Königsberg nach Berlin; machte aber unterwegs einen vierzehntägigen Besuch bei meinen alten, treuen Freunden auf dem Gute unweit Colberg, so daß ich erst Anfang April in der Hauptstadt anlangte. Ich fand diese Stadt gegen Januar 1807, wo ich bei meiner heimlichen Reise nach Ostpreußen dort verweilt hatte, ungemein vortheilhaft verändert. Selbst die leichtsinnigen und charakterlosen Mittelstände in Berlin hatten endlich angefangen, einzusehen, welch ein Druck durch die Gewaltherrschaft der Franzosen auf Preußen ausgeübt werde, und von der erbärmlichen Verherrlichung des Franzosenthums war jetzt dort wenig mehr zu finden. Hatten doch die reichen jüdischen Modegecken, die 1806 sich gar nicht schnell genug möglichst reichgestickte Uniformen anschaffen konnten, um damit zu ihrer Schmach und zum gerechten Aerger aller Patrioten, als Ehrenwachen vor den französischen Marschällen voraufzureiten, solche empfindliche Verluste an ihren Geldbeuteln — ihren verwundbarsten Theilen — erlitten, daß ihnen jetzt schon die Lust zu dergleichen aberwitzigen Thorheiten vergangen war. Die ganzen schlim-

men Jahre von 1806—1813 waren überhaupt nöthig, um das leichtsinnige Berlin zu dem wahrhaft patriotischen Eifer zu bringen, welchen es 1813 zu seinem eigenen Ruhm und zu Deutschlands Nutzen in so großartiger Weise gezeigt hat.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Berlin schloß ich mich enger an das Officiercorps des daselbst garnisonirenden brandenburgischen Husarenregiments an, dessen Befehlshaber der von Colberg her so rühmlichst bekannte Major von Schill war.

Ich hatte diesen muthigen, echt deutschgesinnten Officier schon im Jahr 1805, als er noch Lieutenant beim Regiment „Königin-Dragoner" war, näher kennen und sogleich ungemein achten und schätzen gelernt. Er empfing mich in Berlin mit großer Herzlichkeit, und ungeachtet des Unterschiedes der Jahre und des militairischen Ranges verkehrte ich sehr viel mit ihm. Da der Major von Schill, sowohl durch sein kühnes Benehmen bei Colberg, wie später durch seinen tollkühnen Zug nach Stralsund und sein unglückliches Ende daselbst, sich einen bleibenden Namen nicht allein in der Geschichte des Preußischen Heeres, sondern auch des deutschen Volkes erworben hat, und ich ihm nahe genug stand, um ihn richtig beurtheilen zu können, so will ich hier seine völlig unbefangene Characteristik zu geben versuchen. Es lag ein merkwürdiger Zwiespalt in dem ganzen Character dieses Mannes. Er war auf der einen Seite der derblustige, unbesorgte, nur in materiellen Genüssen sich freuende Reiterofficier, ohne weitere Bildung, ohne tiefere Ideen, ja ohne nur den Trieb zur Fortbildung seiner geistigen Fähigkeiten, und

dabei wieder seltsam vereint sehr oft ein großer Schwärmer und Träumer, ja, so komisch es klingen mag, ein unklarer Poet.

Derselbe Mann, der an einem Abend vielleicht ein wildes Trinkgelage mit seinen Kameraden gehabt hatte, und sich an der Umarmung einer derben Bauerndirne oder eines hübschen Bürgermädchens genügen ließ, konnte an einem anderen Abend, in träumerische Sehnsucht versunken, auf den einsamsten Pfaden umherwandeln, oder wohl gar unverständliche Verse an den Mond zusammenkritzeln.

So lag auch bei aller seiner guten kameradschaftlichen Gesinnung für die Officiere seines Regiments, denen er unbedingt mit seinem letzten Thaler geholfen hätte, eine so tiefe Verschlossenheit in seinem Wesen, und er blieb Allen eine so räthselhafte Erscheinung, daß er eigentlich keinen wahren Freund unter allen seinen Kameraden besaß. Bei seinen Vorgesetzten war Schill niemals beliebt gewesen; er hatte aber auch etwas so Halsstarriges und Trotziges, daß er stets ein sehr unbequemer Untergebener gewesen sein muß. Dabei soll er früher sehr nachlässig im kleinen Dienst gewesen sein, sich nicht strenge genug um die Propretät im Anzug seiner Leute bekümmert haben, ja mitunter sogar, wenn ihn seine eigenthümlichen Launen überkamen, so nachlässig, vergeßlich und unpünktlich gewesen sein, daß selbst der wohlwollendste Vorgesetzte dies unmöglich dulden konnte, wenn nicht jede militairische Disciplin dabei vollständig zu Grunde gehen sollte. So hat er denn sehr zahlreiche und größtentheils auch mit

vollem Recht verdiente Arreststrafen gehabt, und seine Conduitenliste ist bis zum Ausmarsch in das Feld mit die schlechteste von allen Officieren gewesen. Gegen seine Untergebenen ist Schill stets ungemein wohlwollend, gerecht und trotz seiner mitunter finsteren Laune sehr aufopfernd gewesen, daher er sich der unbedingtesten Zuneigung derselben zu erfreuen hatte. Sein großer persönlicher Muth, der sich mitunter sogar zu übertrieben verwegenen Tollkühnheiten verstieg, war übrigens von jeher im ganzen Regiment ungemein geachtet, wie er sich denn auch stets als ein sehr fester, kühner Reiter, fertiger Fechter und ein sicherer Pistolenschütze zeigte.

Der Ausbruch des Krieges von 1806 riß den Lieutenant von Schill zuerst aus seinem, bisher ziemlich unbeachteten Leben. Es ward von seinen damaligen Regiments-Kameraden allgemein erzählt, daß er bei dem Durchmarsche des Regiments durch Berlin, wo das gesammte Officier-Corps desselben die Ehre hatte, Ihrer Majestät der Königin Louise vorgestellt zu werden, plötzlich von einer glühenden Liebe zu dieser schönen und edlen Frau, der Perle ihres Geschlechts, ergriffen worden sei. Unwahrscheinlich wäre solche unglückliche Leidenschaft nun gerade nicht, denn Schill war von jeher ein sehr excentrischer, sich stets zu Absonderlichkeiten neigender Charakter, und die holde Schönheit und edle Anmuth unserer unvergeßlichen Königin hat auf die Herzen gar mancher Preußischen Officiere einen mehr wie vorübergehenden Eindruck gemacht. Sei dem nun, wie ihm wolle, auf Schill übte dieses Ereigniß einen überaus günstigen, ihn durch

und durch veredelnden Einfluß. Alle seine früheren, weniger guten Eigenschaften traten immer mehr zurück, seine vielen trefflichen Vorzüge aber entschiedener hervor. In der Schlacht bei Auerstädt, wo das schöne Regiment „Königin Dragoner" sich überhaupt sehr brav schlug, zeigte der Lieutenant von Schill den glänzendsten Muth und konnte als wahres Muster eines ritterlichen Reiter-Officiers gelten. Obgleich schon durch eine Hiebwunde am Kopfe verletzt, wollte er seine Schwadron dennoch nicht verlassen und führte ein Häuflein muthiger Dragoner zu einer verzweifelten Attaque gegen die Feinde, wodurch er zwar diesen großen Schaden zufügte, und viele Preußischen Flüchtlinge rettete, selbst aber noch eine zweite, gefährlichere Wunde erhielt, so daß er nur durch Hülfe eines treuen Burschen aus dem Schlachtgetümmel fortgebracht und mit vieler Mühe nach Magdeburg geschafft werden konnte. Der Verwundete wollte aber, trotz aller körperlichen Schwäche und der Schmerzen, welche seine Wunden ihm machten, unter keinen Umständen in Magdeburg bleiben, denn eine innere Stimme prophezeihte ihm (er hat mir dies später selbst erzählt), daß der Gouverneur die bekannte schmachvolle Kapitulation eingehen würde, durch welche alle dort anwesenden Officiere in die Kriegsgefangenschaft geriethen. So ließ Schill sich nach Colberg schaffen, und trug dann, kaum genesen, durch sein tapferes Benehmen so ungemein viel zur muthigen Vertheidigung dieser Festung, einem Lichtpunkt in der Geschichte des Krieges von 1806 — 1807, bei. Besonders im Anfang der Belagerung, als Gnei-

senau noch nicht anwesend war, und der zwar brave, aber altersschwache Oberst von Loucadou auch schon den Kopf zu verlieren anfing, hat die Energie Schills viel Uebles verhindert und Gutes befördert, ja ohne seine Anwesenheit wäre eine voreilige Kapitulation von Colberg leicht möglich gewesen. Welchen Ruhm sich Schill bei dieser Gelegenheit erwarb und wie glänzend der König seine Verdienste zu belohnen wußte, ist allgemein bekannt.

Als ich den Major von Schill in den ersten Tagen des April 1809 in Berlin kennen und auch sogleich verehren lernte, war er in ersichtlicher Aufregung. Wie alle Patrioten, hoffte er sehnlichst auf einen baldigen Ausbruch des Krieges mit Frankreich, ja sein ungeduldiger Eifer ging so weit, daß er mitunter in schneller Eile seiner Wohnung zulief, um zu sehen, ob der so dringend gewünschte Befehl zum Aufbruch mit seinem Regimente, noch nicht gekommen sei. Es war bei ihm förmlich zur fixen Idee geworden, daß er noch in diesem Frühling gegen die Franzosen kämpfen müsse, und sein blinder Eifer trieb ihn dazu, daß er Jeden für einen Verräther erklärte, der auch nur den mindesten Zweifel daran zu hegen wagte. Große politische Einsicht besaß der Major von Schill überhaupt nicht, und eine ruhige Beurtheilung der damaligen Zustände in Europa ging ihm besonders ab. Was er hoffte, das glaubte er auch; wie er die Dinge zu sehen wünschte, so sah er sie auch an, und Jeder, der eine andere Ansicht hatte, war ihm unbequem und wurde rauh, ja selbst verächtlich behandelt. Ich selbst, der junge, von wüthendem Franzosenhaß be-

seelte Husaren-Officier, der nichts Anders wünschte, als immer zu fechten, erhob nicht den mindesten Widerspruch gegen die Ansichten des Majors, sondern billigte solche vollkommen, ja erblickte in ihm sogar damals das Muster aller politischen Weisheit. Ich hörte jedoch, wie er in einer Gesellschaft einen würdigen, allgemein geachteten, höheren Finanzbeamten, der sich 1806—7 durch großen Patriotismus rühmlichst ausgezeichnet hatte, und der jetzt nur einen ganz bescheidenen Zweifel äußerte, ob die gänzlich zerrütteten Finanzen Preußens auch sogleich einen Krieg gegen das übermächtige Frankreich gestatten würden, auf die gröbste Weise anfuhr.

Daß der Plan zu dem bekannten tollkühnen Zug mit seinem Regimente aus der eigenen Idee Schills entsprang, glaube ich nicht. An persönlichem Muthe dazu fehlte es ihm freilich nicht, denn er hätte die Hölle gestürmt, sobald der König es ihm befohlen, wohl aber an eigener geistiger, selbstständiger Kraft, wie solche z. B. York 1812 in der bekannten Kapitulation von Tauroggen zeigte. Der Major von Schill war viel zu sehr Preußischer Soldat, und die gute, strenge, altpreußische Kriegszucht hatte sich zu tief ihm eingeprägt, als daß er es aus eigenem Entschlusse gewagt hätte, sein Regiment allein und ohne des Königs Befehl in den Krieg gegen Napoleon zu führen. Ein solch ungeheures Vergehen gegen die militairische Disciplin, — und bei aller noch so großen Begeisterung für die edle Absicht dieses Kampfes wird jeder ehrliebende Soldat den unbefohlenen Aufbruch des Majors von Schill mit seinem Husaren-Regiment doch dafür ansehen

müssen, — würde von diesem Manne nie von selbst geschehen sein. Er war ganz unbedingt das Werkzeug einer höheren verborgenen Partei, die ihn gebrauchte, um zu erforschen, ob wohl durch solch kühnes Unternehmen eine Theilnahme der norddeutschen Staaten an dem Kampfe Oesterreichs gegen Napoleon zu ermöglichen sein werde, und die ihn nun ohne Weiteres, bei dem Fehlschlagen dieses Versuches, fallen ließ. Wer der erste Führer dieser Partei war, glaube ich mit ziemlicher Gewißheit errathen zu haben, will aber doch keinen Namen anführen, da ich hierzu meiner Sache nicht sicher genug bin. Ich glaube sogar, man hat dem Major von Schill, dessen argloser und in dieser Hinsicht stets befangener Sinn solcher Täuschung sehr leicht fähig war, nicht allein fest einzureden gewußt, Se. Majestät der König billige im Geheimen sein Unternehmen, ja wünsche solches sogar, sondern hat ihm auch eine untergeschobene Kabinetsordre gezeigt, in der ihm die Ermächtigung zu diesem Ausmarsch ertheilt wurde. So weit ich den Major von Schill zu beurtheilen vermag, hätte sich dieser sicherlich nicht zu jener That entschlossen, wenn er nicht der festen Ueberzeugung gewesen wäre, seinem Herrn und Könige einen großen Dienst dadurch zu erweisen. Kaum 14 Tage vor diesem Ausmarsch war ich in Berlin noch mit dem Major in einer sehr zahlreichen Gesellschaft zusammen, die zwar größtentheils aus activen oder pensionirten Officieren bestand, in welcher aber auch einige Professoren und Studenten und Civilbeamte, lauter Mitglieder des Treubundes, sich befanden. Ein junger Pro-

fessor, übrigens ein wackerer Mann, der auch 1813—15 redlich mit gefochten hat, hielt eine begeisterte Rede gegen den Tyrannen, der jetzt die Welt knechte, und sprach bei dieser Gelegenheit auch viel von Völkerfreiheit und Volksrechte und ähnlichen schönen Dingen, wie sie damals zuerst Mode zu werden anfingen. Ein Theil der Zuhörer klatschte dieser Rede lauten Beifall, wir Officiere aber wußten nicht recht, wie wir uns dabei benehmen sollten. Da stand plötzlich der Major von Schill auf, schlug an sein Glas, daß es am ganzen Tische still ward, und rief mit seiner lauten, an das Kommando von Reiterschwadronen gewöhnten Stimme: „Meine Herren, „„Alles für den König, und Nichts ohne den König,““ das ist ein altpreußischer Wahlspruch.“ Es entstand nun ein allgemeiner Jubel, in den wir Officiere natürlich am Lautesten mit einstimmten. Ein Mann, dem ein solcher Wahlspruch so aus vollem Herzen kam, hätte es sicherlich nicht gewagt, schon 14 Tage später sein Regiment auf eigene Hand in den Krieg zu führen, wenn er nicht geglaubt, dadurch des Königs Willen zu erfüllen.

Die Reue, die den Major von Schill befiel, als er nun später erfuhr, daß er getäuscht sei, und der König seinen unbesonnenen Schritt geradezu mißbilligte, war tief ergreifend. Der bis dahin starke und selbstvertrauende Mann ward durch diese Nachricht geistig und körperlich gebrochen, und die ersten Stunden nach dem Empfang der Depesche, die ihn über den Zorn seines Königlichen Herrn nicht mehr im Zweifel ließ, hatte ihn um viele Jahre älter gemacht. Von diesem Augenblick an hatte

er jegliches kühne Selbstvertrauen, was ihn früher so sehr auszeichnete, vollständig verloren, seine Führung ward schlaff und planlos, er wußte nicht mehr, was er befehlen sollte, zog sich möglichst von dem Kreise seiner Officiere, dessen belebender Mittelpunkt er bis dahin gewesen war, zurück, und suchte absichtlich selbst den Tod. Ein Officier, der sich damals als Adjutant mit bei Schill befand, hat mir später gesagt, er habe den Major eines Abends bitterlich weinen gesehen, und derselbe sei ihm gegenüber in den Ausruf gefallen: „Ich Thor, der ich falschen Versicherungen nur zu vielen Glauben schenkte, und nun meinem Herrn, unserem Könige, so großen Verdruß bereiten und mein schönes Regiment opfern mußte. Hätte ich nur erst die feindliche Kugel im Herzen.“ Alle Tröstungen des Adjutanten haben in diesem Augenblicke beim Major von Schill nichts genutzt.

Unter solchen Umständen, war es für den getäuschten Mann unbedingt das Beste, daß ihn in Stralsund der so heiß gewünschte Kriegertod erlöste. Wenn sein Unternehmen für den Augenblick auch völlig nutzlos blieb, ja sogar noch mehr zur Befestigung der Napoleonischen Herrschaft in Norddeutschland mit beitrug, so waren seine Folgen doch tief eingreifend, und trugen für die Zukunft eine ersprießliche Saat. Sowohl der Schill'sche Zug, wie auch der des Herzogs von Braunschweig, haben den kühnen Aufschwung des norddeutschen Volkes 1813 wesentlich mit vorbereitet.

War der Major von Schill aber im April 1809 dazu bereit, auf eigene Hand den Kampf gegen Napoleon zu

beginnen, so konnte er seines Husaren-Regiments dabei vollständig sicher sein. Das Regiment, größtentheils aus dem von Schill 1806—7 in Colberg gebildeten Freicorps zusammengesetzt, hegte das unbedingteste Vertrauen zu seinem Führer. Das gesammte Officiercorps war, wie damals überhaupt wohl jedes Preußische Officiercorps ohne Ausnahme von wüthendem Hasse gegen Napoleon und dessen übermüthige Schaaren ergriffen und wünschte nichts dringender, als fort und fort dagegen zu kämpfen. Daß ihr allgemein verehrter Befehlshaber bei einem damaligen Ausmarsch gegen des Königs Befehl handeln würde, glaubte weder ein Officier noch Husar, sondern Alle waren im Gegentheil fest davon überzeugt, der Major befolge geheime Instructionen, und fühlten sich nun mit Recht stolz darüber, daß gerade ihrem Regiment die Ehre zu Theil werden solle, den Krieg zu beginnen. Das Schill'sche Husaren-Regiment befand sich 1809 in einem ganz vortrefflichen Zustand, und war unbedingt mit dasjenige Corps der ganzen Preußischen Armee, in welchem die Ideen der neuen Reorganisation nach dem Scharnhorst'schen Systeme schon feste Wurzel geschlagen hatten. Das Princip der Erweckung des größtmöglichen Ehrgefühles unter der gemeinen Mannschaft war hier besonders vertreten; körperliche Strafen fanden gar nicht statt, ja selbst grobe Schimpfworte gegen die Soldaten duldete der Major von Schill unter keinen Umständen. Die Husaren selbst waren großentheils aus Pommern und Brandenburg; doch befanden sich noch manche altgediente Ausländer, die früher bei anderen Regimentern gestanden und dann im

Herbst 1806 freiwillig beim Schill'schen Corps eingetreten waren, darunter. Es waren durchweg kräftige, noch jugendlich frische und doch schon wohlerfahrene Soldaten, die in jedem Dienst, den man von einem leichten Reiter mit Recht erwarten kann, sich sehr geübt zeigten. Eine gleiche Trefflichkeit, wie die Mannschaft, zeigte auch das Officiercorps des Regiments, dessen einzelne Mitglieder größtentheils vor 1806 schon in anderen Cavallerie-Regimentern gedient hatten. Alle Officiere waren von dem Geiste der besten Kameradschaft ergriffen und dachten und handelten völlig übereinstimmend, wie dies in jedem guten Officiercorps stets der Fall sein muß. Wie muthig die meisten Schill'schen Officiere zu fechten und auch zu sterben wußten, haben sie durch die That bewiesen.

Um sein Regiment aber vor den so häufig sehr verderblichen Einflüssen der steten Garnisonirung in einer großen Stadt möglich zu bewahren, ließ es der Major von Schill an der größten Thätigkeit nicht fehlen. Zu jeder Jahreszeit und Witterung wurde viel excercirt und marschirt und dabei besonders auf Alles, was dem Soldaten für die eigentliche Thätigkeit im Kriege selbst von Nutzen sein konnte, die größtmögliche Rücksicht genommen. Besonders in dieser Hinsicht konnte das Schill'sche Regiment wirklich als eine wahre Mustertruppe gelten, und ich glaube, es gab 1809 im ganzen preußischen Staate kein Regiment, was den Felddienst so gut wie dieses verstand. Die Ausrüstung war genügend, der Pferdebestand jedoch nur mittelmäßig, da aus leider nur zu sehr gebotenen ökonomischen Rücksichten das Regiment

seit zwei Jahren keine neue Remonten mehr erhalten hatte.

Am 18. April kam der Major von Schill plötzlich in das kleine Stübchen des bescheidenen Gasthofes, in welchem ich meines Geldbeutels wegen in Berlin wohnte, und brachte ohne sonderliche Weitschweifigkeiten, die er überhaupt nicht liebte, das Gespräch sogleich auf die Absicht, die ihn zu mir geführt hatte. Er sagte, er sei von meiner unbedingten Hingabe für die Preußische Sache fest überzeugt, und da ich ja augenblicklich außer Dienst sei, keine Verpflichtung und Beschäftigung habe, dazu auch die nöthigen Geldmittel besitze, um eine Reise zu unternehmen, so habe er einen Auftrag für mich. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde unser König den Franzosen schon in nächster Zeit den Krieg erklären, wie ihm aus sicherer Quelle gemeldet sei, obgleich natürlich noch nichts darüber bekannt wäre. Unter solchen Verhältnissen sei es sehr erwünscht, über manche Zustände in dem von Preußen durch den Tilsiter Frieden abgetretenen Theile der Altmark, welcher jetzt zu dem neugeschaffenen Königreich Westfalen gehörte, durch einen kundigen Officier nähere Nachrichten zu erhalten. Ich möge ihm, der beim Ausbruch des Krieges wahrscheinlich mit seinem Regimente als Vortruppe das westfälische Gebiet betreten werde, und dem eine genaue Kenntniß aller dortigen Verhältnisse daher besonders wichtig sei, doch den Gefallen erweisen, den District von Magdeburg links der Elbe bis nach Mecklenburg zu, näher zu bereisen. Als besonders wichtig bezeichnete er mir die Nachricht, wie viel westfälische Truppen in jenen Ge-

genden garnisonirten, wie die Stimmung derselben beschaffen sei, und ob sich viele ehemalige Preußische Officiere, Unterofficiere und Soldaten darunter befänden. Ferner ob Pferde, besonders solche, die sogleich zum Reiten zu gebrauchen wären, dort sich in bedeutender Zahl befänden, wie die Stimmung der Bevölkerung sei, und ob man auf eine Erhebung des Landvolkes hoffen dürfe, und was dergleichen Erforschungen noch weiter waren. Natürlich mußte ich diese Reise unter Verbergung meines Namens und Standes unternehmen, und sollte ich daher einen Paß als Gutsinspektor eines pommerschen Rittergutes, der für seinem Herrn Vieh einkaufen wollte, erhalten. Ich muß gestehen, daß es mir zwar ungemein ehrenvoll war, vom Major von Schill eines solchen Vertrauens gewürdigt zu werden, daß ich aber sonst eine große Abneigung gegen den mir ertheilten Auftrag hegte. Als Viehhändler im Lande umherzuziehen, meinen ehrlichen Namen zu verbergen, heimliche Nachrichten zu sammeln; es lag in diesem Allem etwas, was mir nicht recht behagen wollte. Unehrenhaft war mein Auftrag aber nicht, sonst hätte ein Mann, wie der Major von Schill, ihn mir nicht ertheilt, und wo es galt, dem Könige und Vaterland einen Dienst gegen die Franzosen zu leisten, da mußte natürlich jede andere Rücksicht gänzlich schweigen, und es gleichgültig sein, ob man persönliche Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte.

So versprach ich denn dem Major von Schill die eifrigste Erfüllung seines Auftrags, verabredete noch einiges Nähere mit ihm, erhielt am anderen Morgen einen

richtigen Paß mit zutreffendem Signalement als Ober-Inspektor einer gräflichen Herrschaft in Pommern, sattelte meinen Ukrainer Hengst und ritt am 19. April des Abends aus Berlin fort. Ich führte ein Paar treffliche Pistolen im Holster, hatte einen scharfen Hirschfänger umgürtet, da die Landstraßen nicht ganz sicher von Raubgesindel waren, und nahm auch an 200 Goldstücke in einem um den bloßen Leib geschnallten Ledergurt mit.

Ich ritt über Potsdam und Brandenburg in das Magdeburgische, wo ich mich über die Elbe setzen ließ, und nun meine eigentliche Thätigkeit begann. Die größte Vorsicht war hierbei aber nothwendig, denn es wimmelte überall von sogenannten westfälischen und französischen Gensd'armen und Polizeibeamten; ich unterlag häufig einer sehr strengen Aufsicht und wurde täglich wiederholt nach meinen Legitimationspapieren und dem Zweck meiner Reise gefragt. Ich wußte mich aber stets so zu benehmen, daß diese französischen Agenten keinen bestimmten Verdacht schöpfen konnten, wie ich denn auch vielfach von angesessenen Personen aller Stände, die mich weiter gar nicht kannten, in der Täuschung der Beamten unterstützt ward. Der Widerwille der Bevölkerung in diesen ehemaligen Preußischen Landstrichen links der Elbe gegen die ihnen aufgedrungene Gewaltherrschaft war so groß, das Alle, vornehm und gering, jung und alt, Weib und Mann, es förmlich für Pflicht hielten, den Beamten, und besonders den überaus gehaßten Gensd'armen ihren Dienst möglichst zu erschweren. Jeder fremdherrliche Polizeibeamte ward gewiß von Allen geneckt, verhöhnt und durch falsche Nach-

richten getäuscht, was denn auch mir bei meinem Vorhaben zu statten kam.

Dieser allgemeine und tiefe Widerwille der gesammten Bevölkerung gegen das ihr aufgezwungene Joch war aber auch das einzig Gute, was ich auf dieser Reise erfuhr. An eine bewaffnete Erhebung, an einen Kampf des Volkes selbst gegen seine Zwingherrn in der glänzenden, so nachahmungswerthen Weise, wie er damals in Spanien zum unvergänglichen Ruhm dieses Landes stattfand, war hier auch nicht im Allerentferntesten zu denken. Und doch hatte Schill gerade hierauf so sehr gerechnet, baute seine kühnen Pläne wesentlich mit auf diesen Aufstand, und es schmerzte mich ungemein, daß ich ihm nun das Entgegengesetzte melden sollte. Eine Täuschung hierin von meiner Seite wäre ein nicht zu entschuldigendes Verbrechen gewesen. Wie ich später erfuhr, hat der Major von Schill meine Berichte, die ich unter verschiedenen, vorher unter uns verabredeten Adressen an ihn absandte, gar nicht erhalten, und sind solche wahrscheinlich unterschlagen worden. Es ist möglich, daß die Kenntniß derselben vielleicht beigetragen hätte, ihn von seinem tollkühnen Zuge abzuhalten.

Meine bei dieser Reise, und bei dem späteren Zuge des Herzogs von Braunschweig-Oels gemachten Erfahrungen, haben mich übrigens zu der festen Ueberzeugung gebracht, daß in ganz Norddeutschland niemals ein großartiger bewaffneter Volkaufstand, sei er nun gegen welches Princip er wolle, gerichtet, zu Stande kommen wird. Die Norddeutschen und gar die Bewohner des flachen Landes, die an Zahl und materiellem Besitz doch

stets den Kern der Bevölkerung bilden, sind viel zu ruhig, bedächtig, den nächsten Vortheil abwägend, und einem steten, fleißigen Leben ergeben, als daß sie die Waffen von selbst ergreifen und aus eigenem Antriebe, für was es nun auch immer sein mag, kämpfen werden. Befiehlt Fürst und Obrigkeit es, so wird die Jugend der norddeutschen Landbevölkerung mit großem Eifer und ohne viel zu murren, sich unter die ihr angewiesenen Fahnen stellen, dann bei gehöriger Führung auch vortrefflich drein schlagen und gute Disciplin zeigen; von selbst aber, und ohne besondern Befehl der Regierung, ergreifen nur verzweifelte junge Burschen, denen zu Hause die stetige Arbeit nicht recht behagen will, die Waffen, und die ruhigeren verheiratheten Männer schütteln darüber verwundert die Köpfe. So war es 1809 und bei aller Begeisterung auch 1813, wo sich zwar Alles auf das Bereitwilligste stellte, sobald der König dringend dies wünschte, oder vielmehr befahl, die Zahl der eigentlichen Freiwilligen verhältnißmäßig aber nur unbedeutend war, und so wird dies auch für alle Zukunft sein. Aus diesem Grunde halte ich auch eine wirkliche Revolution in ganz Norddeutschland für unmöglich, und wenn die Demokratie auch noch so sehr wühlen sollte, wird Alles, wie im Jahre 1848, auf einige Barrikaden in den größeren Städten, und auf einige Putsche auf dem flachen Lande, hinauslaufen.

Die vielfachen Täuschungen und Schleichwege, zu denen ich jetzt, bei meinen heimlichen Kreuz- und Querritten meine Zuflucht nehmen mußte, wollten mir sehr wenig behagen, und ich hoffte sehnlichst auf ihre baldige

Beendigung. Auch das Zusammentreffen mit den westfälischen Officieren suchte ich möglichst zu vermeiden, weniger, weil ich meine Entdeckung fürchtete, als weil es mir peinlich war. Es dienten unter diesen westfälischen Truppen viele ehemalig Preußische Officiere, unter denen ich manche oberflächliche Bekannte hatte. Die Noth mochte diese armen Männer, die bei der starken Verringerung des Preußischen Heeres ohne Weiteres entlassen waren, wohl dazu getrieben haben, diesem von Napoleon geschaffenen westfälischen Könige zu dienen; allein ich habe mein ganzes Leben hindurch ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jeden früheren Preußischen Officier, der es über sich vermochte, einem König Jerome zu dienen, in meiner Brust behalten. Ich für meine Person hätte mich lieber als Botengänger im Preußischen ernährt, als einem Napoleoniden den Eid der Treue geleistet.

Am 2. Mai erhielt ich unweit Magdeburgs von einem der Sache Preußens treu ergebenen Oberförster zuerst die Nachricht, daß der Major von Schill am 28. April mit seinem Regiment heimlich Berlin verlassen, und sich gegen Wittenberg gewendet habe. Ich muß gestehen, daß diese Kunde mich ungleich mehr betrübte, als erfreute, so sehr ich persönlich auch den Kampf gegen die französisch-westfälische Zwingherrschaft wünschte.

Was ich aber jetzt auf meinen vierzehntägigen Streifzügen erfahren hatte, ließ mich leider nur mit zu vielem Recht das Mißlingen dieses kühnen Planes befürchten, und ich bedauerte sehr, daß ein so tapferer und vaterlän-

discher Mann, wie der Major von Schill sich mit seinem bewährten Regiment, nutzlos, für eine schon von Vorneherein verfehlte Sache opfern sollte. Doch geschehene Dinge lassen sich nun einmal nicht ändern; wer A gesagt hat, muß auch B sagen; und da ich für meine eigene Person natürlich fest entschlossen war, mich dem Schill'schen Corps anzuschließen und dessen Schicksal zu theilen, so suchte ich dasselbe nun so schnell wie möglich zu erreichen. Am Abend des 4. Mai traf ich auf dem Wege von Bennburg nach Magdeburg zuerst den Major von Schill mit seinem Corps, welches aus 400 Husaren, einigen 40—50 sogenannten reitenden Jägern, größtentheils Freiwilligen, die zum Theil noch gar nicht recht uniformirt und bewaffnet waren, und aus 60 Fußsoldaten, ebenfalls auf die verschiedenartigste Weise, zum Theil jedoch mit trefflichen Pürschbüchsen versehen, bestand.

Ich traf den Major, der mich sehr herzlich begrüßte, in einer ungemein niedergeschlagenen Stimmung, was nicht zu verwundern war, denn Schlag auf Schlag waren an diesem Tage drei Unglücksnachrichten bei ihm eingegangen, von denen jede schon für sich allein das völlige Mißlingen der ganzen Unternehmung herbeizuführen geeignet war. Die erste Unglücksbotschaft war die, daß die Oesterreicher in mehreren Gefechten an der Donau entschieden geschlagen und bis nach Wien zurückgedrängt wären. Deutschen Truppen, besonders Bayern und Würtembergern, bleibt auch hier der traurige Ruhm, für die Ausdehnung der Tyrannei Napoleons tapfer gefochten und zur Unterdrückung Deutschlands sehr viel mit beigetragen

zu haben; ebenso wie dies schon die bayrischen, sächsischen und Rheinbundstruppen in den Jahren 1806 — 1807 gethan hatten. Es ist sicherlich ein großer Ruhm für Preußen, daß Preußische Truppen seit dem Beginn des siebenjährigen Krieges, niemals mit den französischen Heeren vereint, gegen deutsche Heere zusammen gefochten haben. Nur in dem Jahre 1812 mußten Preußische Soldaten, im gezwungenen Bunde mit den Franzosen, gegen die Russen fechten; sonst haben von 1756—1763, dann 1792—94, 1806—1807 und 1813—1815 die Preußischen Truppen stets gegen die Franzosen gekämpft, und werden dies auch hoffentlich für alle späteren Zeiten thun.

Durch den unglücklichen Beginn des Feldzuges der Oesterreicher gegen Napoleon, im Jahre 1809, schwand aber alsbald jede Aussicht, daß Preußen sich mit Oesterreich verbünden, ebenfalls den Krieg an Napoleon erklären und sogleich mit Truppenmassen in Norddeutschland operiren würde, um zuerst dies neu geschaffene Königreich Westfalen über den Haufen zu werfen. Hierauf allein waren ja die Pläne des kühnen Oberst von Dörnberg in Kassel, und die Unternehmungen des Majors vou Schill und des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg begründet; denn blieb Preußen neutral, und unterstützten nicht Preußische Corps alle diese Parteigängerschaaren, so mußten solche wirkungslos an der großen Uebermacht der Feinde zerschellen, das konnte fast jedes Kind einsehen.

Eine zweite Unglücksnachricht, welche der Major von Schill erhielt, war die, daß der kühne Plan des westfälischen Obersten von Dörnberg, in Kassel einen großen

Aufstand hervorzurufen und womöglich den sogenannten König Jerome gefangen zu nehmen, vollständig mißglückt und Dörnberg bereits auf der Flucht sei. Durch das Fehlschlagen dieser Unternehmung mußte Schill's anfänglicher Plan, sich mit seinem Regiment nach Westfalen zu werfen und dort mit Dörnberg zu verbinden, als gescheitert angesehen werden. Es war dies von großem Nachtheil für unsere ganze Unternehmung, welche sonst leicht eine sehr veränderte Gestalt gewonnen haben würde.

Die dritte, und für den Augenblick wenigstens, den Major von Schill und sein Corps am Schmerzlichsten berührende Unglücksnachricht war die, daß vom Könige das ganze Unternehmen entschieden gemißbilligt worden sei. Bei seinem sehr sanguinischen Charakter hatte der Major sich mit der Hoffnung geschmeichelt, Se. Majestät der Köuig von Preußen werde seinen eigenmächtigen Ausmarsch mit dem Regiment aus Berlin sehr günstig aufnehmen, und solchen als den Anfang cines neuen Krieges gegen Frankreich ansehen. Jetzt trat aber das Gegentheil hiervon ein; man war in den Allerhöchsten Kreisen, theils aus Abhängigkeit von Frankreich, theils aber auch weil der eigenmächtige Ausmarsch von Schill entschieden gegen die Gesetze der Disciplin verstieß, die in jedem regulären Heere mit aller Strenge gehandhabt werden müssen, sehr erzürnt über diese Handlung. Schon am 8. Mai erschien ein eigener Königlicher Kabinetsbefehl, in welchem der Major von Schill zur ungesäumtesten Rückkehr und Stellung vor ein Kriegsgericht aufgefordert wurde, und alle

Königlichen Officiere nnd Soldaten den strengen Befehl erhielten, sich durchaus nicht bei dieser Unternehmung zu betheiligen, ja sogar zu streben, dieselbe auf alle Weise zu verhindern. Dieser Befehl gab dem ganzen tollkühnen Unternehmen den Todesstoß, denn von nun an durfte der Major von Schill nicht mehr hoffen, aus ganz Preußen einen irgend nur nennenswerthen Beistand fernerhin zu erhalten. So wie der König es verbot, fiel es natürlich keinem Preußischen Truppentheil, ja keinem noch im Dienst befindlichen Officier ein, sich weiter an dem ganzen Unternehmen zu betheiligen. Die Hülfe, welche wir jetzt in ganz Norddeutschland noch erhalten konnten, war nur äußerst gering anzuschlagen.

Die Wucht dieser drei Unglücksbotschaften hatte Schill auf das äußerste niedergeschlagen. Als wenn eine schwere Krankheit seinen Geist gelähmt und seine Körperkraft gebeugt hätte, erschien mir der sonst so kühne, zuversichtliche Mann, und in den 14 Tagen, seit ich ihn nicht gesehen hatte, war er um mindestens 10 Jahre älter geworden. Der Muth der Verzweiflung, aber nicht der jener kühnen Zuversicht, der ihn früher in so hohem Grade belebt hatte, drückte sich in seinen Gesichtszügen, Handlungen und Worten aus. Auch die Officiere des Regiments, unter denen ich manche sehr nahe Bekannte hatte, fand ich in einer ungemein gedrückten Stimmung. Sie hatten fast alle geglaubt, der Ausmarsch aus Berlin geschehe mit ausdrücklicher Bewilligung Sr. Majestät des Königs, und das Schill'sche Husarenregiment sei dazu bestimmt gewesen, den Krieg des ganzen Preußischen Heeres

gegen Frankreich zu eröffnen. Dies wäre ein gar stolzer Auftrag gewesen, an dem mit theilnehmen zu können jeder Officier sich zur höchsten Ehre schätzen mußte — und nun kam gerade das Gegentheil hiervon. Mag aber eine Handlung noch so lobenswerth sein und die besten Absichten sie hervorgerufen haben, so muß und wird jeder ehrliebende Preußische Officier, der sie begangen hat, doch den größten Schmerz fühlen, sobald er erfährt, daß solche nicht die unbedingte Billigung Sr. Majestät des Königs erhalten hat. Wohin sollte es auch wohl mit dem Staate kommen, wenn das Heer, oder gar jedes Regiment, oder jeder einzelne Officier sich unterfangen wollte, einen eigenen Willen zu haben, und die politische Partei, die ihm gerade zusagte, zu ergreifen? Der Soldat hat nur zu gehorchen, aber keine Politik zu treiben; dies ist ein alter, wahrer Satz, der gar nicht strenge genug befolgt werden kann.

Es fand am Abend des 4. Mai noch eine Art von Kriegsrath unter den Officieren des Regiments statt, dem ich auch mit beiwohnte. Eine wilde, ja fast verzweifelte Stimmung hatte sich fast Aller bemächtigt; sie sahen zwar ihren Untergang mit ziemlicher Gewißheit vor Augen, wollten aber doch dann wenigstens ehrenvoll mit dem Säbel in der Hand sterben, wie dies Preußischen Soldaten geziemte. Fast einmüthig ward beschlossen, sich unter keinen Umständen zu ergeben, sondern sich entweder bis nach Böhmen, um dort eine Vereinigung mit den k. k. Truppen zu finden, oder bis an das Meeresufer durchzuschlagen und daselbst englische Schiffe zu besteigen. Ueber die

Wahl dieser beiden Wege — leider die einzigen, die uns unter solchen Umständen noch übrig blieben — herrschte anfänglich große Meinungsverschiedenheit unter den Officieren. Die Mehrzahl aber, der es schimpflich dünkte, gleichsam als Flüchtlinge zu den k. k. Truppen zu kommen, wo wir noch gar nicht gewiß waren, welche Aufnahme wir dort finden würden, entschied sich für den Marsch zur Meeresküste. Hatten wir dort nur erst die englischen Schiffe erreicht, so waren wir gerettet, und England würde ein gutes, streng disciplinirtes Husaren-Regiment gewiß mit Freuden empfangen, und uns bald entweder in Spanien oder bei einer neuen Landung in Deutschland die sehnlichst gewünschte Gelegenheit zu Kampf und Sieg verschafft haben.

Bei diesem Kriegsrathe fiel mir das schwankende, in sich zerfallene Wesen des Majors von Schill schon in sehr bedenklichem Grade auf. Er saß oft ganz still vor sich hinbrütend und augenscheinlich mit anderen Gedanken beschäftigt da, fuhr dann aber plötzlich in wildem Jähzorn in die Höhe, und schlug sogar einmal so heftig mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Unter einer solchen Führung war zwar leider nicht allzuviel Gutes von unserer Unternehmung zu erwarten, doch ließ sich nun dabei nichts mehr ändern.

Daß ich den festen Entschluß hegte, mich dem ganzen Unternehmen anzuschließen, war natürlich. Ich nahm noch am Abend von einem schwer erkrankten Husaren, der im Dorfe zurückbleiben mußte, Mantel, Mütze und Säbel, band an diesen ein altes Officiersporteepee, welches ich im

Mantelsack bei mir geführt hatte, und war nun wenigstens nothdürftig zum ferneren Kampf ausgerüstet. Mit einem mir näher befreundeten Officier theilte ich während der Nacht ein Strohlager in einem kleinen Bauernstall. Ich erinnere mich noch jetzt, daß wir Beide trotz unserer großen körperlichen Ermüdung noch mehrere Stunden den Schlaf nicht finden konnten, so sehr drückte uns der Schmerz über die traurige Lage unseres geliebten Vaterlandes und die bange Sorge über das Schicksal dieses jetzigen Zuges. Wir plauderten noch lange darüber, sannen hin und her, ob sich nicht ein günstiger Ausweg für uns zeigen wollte aber leider Alles vergebens, nirgends konnten wir einen solchen ersinnen. Dabei konnten wir Beide uns nicht verhehlen, daß der geistige Zustand des Majors von Schill durch das Scheitern seiner ganzen Hoffnung so sehr gelitten hatte, daß man mit Recht an seiner ferneren Befähigung zur Leitung dieses Unternehmens zweifeln mußte.

„Lieber ein Ende mit Schrecken, wie ein Schrecken ohne Ende," sagte damals mein Freund zu mir, und diese Worte sind zuletzt auch in den Mund des Majors von Schill übergegangen.

Nur zu richtig hatte der Sprechende sein Schicksal vorher geahnet, denn wenige Monate später traf ihn auf dem Richtplatz im Festungswall bei Wesel die Kugel der französischen Soldaten, welche diese Execution ausführen mußten; und Eins der edelsten, für die deutsche Ehre am feurigsten glühenden Herzen hatte ausgeschlagen. Er gehörte mit zu jenen elf unglücklichen Officieren des Schill-

schen Regiments, welche nach muthiger Gegenwehr in Stralsund gefangen, dann auf Napoleons Befehl von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und sogleich in Wesel wie gemeine Verbrecher erschossen wurden. Alle Elf starben muthig und gefaßt, wie es Preußischen Officieren geziemt.

Wir waren am Morgen des 5. Mai auf unserem Strohlager kaum etwas eingeschlummert, da weckten uns die Trompeter des Husarenregiments und bliesen zum Aufbruch. Diese mir so lieben Klänge brachten sogleich frischen Muth, und als mich im Stall mein edler Ukrainer Hengst so freudig anwieherte und die klugen Augen des schönen Thieres so lebhaft glänzten, da war es mir wirklich als müsse ich mich meiner letzten Besorgnisse schämen, und doch waren solche leider nur zu wohlbegründet. Mit neuer Kampflust und fast frohem Sinn bestieg ich den Rücken meines Rosses, und trabte, von einigen freiwilligen Jägern begleitet, dem Regimente voraus, um die Gegend etwas näher zu erforschen. Es war uns nämlich noch am Frühmorgen die Nachricht zugekommen, daß ein französisch-westfälisches Corps mit einigen Geschützen aus dem nahen Magdeburg aufgebrochen sei, um uns den Weg zu versperren. Solch feindliches Corps konnte freilich die Schwierigkeiten unserer Lage noch bedeutend vermehren, und doch will ich nicht leugnen, daß mich diese Nachricht damals ungemein erfreute, und ich kaum den Augenblick zum Darauflosgehen erwarten konnte. Es war mir förmlich als jucke es mich in der Hand, um den Griff meines plumpen Säbels zu erfassen, und

nun mit so recht kräftigen deutschen Reiterhieben auf diese Franzosen und ihre Helfershelfer auszuholen. Hatte ich doch seit dem Sommer 1807 dies Vergnügen entbehren müssen.

Wie uns richtig gemeldet war, so sah ich auch unweit des Dorfes Dodendorf, eine starke Meile von Magdeburg entfernt, ein französisch-westfälisches Infanteriecorps, dessen Stärke wohl an 1000 Mann betragen mochte, nebst einigen leichten Geschützen im Quarree aufmarschirt stehen. Ich ritt nun sogleich zum Major von Schill zurück, um diesem meine Meldung zu machen und seine weiteren Befehle abzuwarten.

Wenn uns nun dieses Infanteriecorps weder den Weg versperren oder auch sonst gefährlich werden konnte, es also in unserem freien Willen lag, dem Kampfe auszuweichen oder solchen anzunehmen, so waren sowohl unser Führer, wie auch alle Officiere, ja selbst die Soldaten unbedingt für Letzteres gestimmt. Es war dies auch richtig; denn entweder ging, wie zu hoffen war, ein Theil der westfälischen Soldaten zu uns über, oder es gelang uns solche zu besiegen; in beiden Fällen aber hatten wir dadurch einen wichtigen moralischen Erfolg gewonnen. Solchen bedurften wir aber unter allen Umständen, und wenn es noch so viele blutige Opfer von unserer Seite kosten sollte, so mußten wir uns hier einen Sieg erringen, oder unser Zug ward von allen Parteien auf das Schonungsloseste beurtheilt, ohne daß wir nur einen Feind gesehen hatten.

Als unsere Mannschaft die Nachricht erhielt, daß alsbald ein Gefecht mit feindlicher Infanterie, die uns an

Zahl überlegen wäre, beginnen würde, jubelte sie laut. „Man drauf, Herr Major, wir wollen Sie schon nicht in Stich lassen," riefen die stämmigen Pommern und Märker, die größtentheils unsere Mannschaft ausmachten. Es waren tüchtige Soldaten, die sich meist schon 1806—7 sehr bewährt hatten, und ich habe selten ein Preußisches Cavallerieregiment gesehen, dessen Mannschaft mir so gut gefallen hat, wie die, mit der ich jetzt die Ehre hatte, vereint gegen die Feinde anzureiten.

Wir gingen nun zuerst langsam vor, bis wir die sehr zweckmäßig und umsichtig aufgestellten Feinde auf 8—900 Schritte Entfernung vor uns sahen. Es dienten unter diesen westfälischen Truppen sehr viele ehemalige Preußische Officiere und Unterofficiere und so hofften wir, daß es uns gelingen würde, wenigstens einen Theil derselben zur Vereinigung mit uns oder doch zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ein Officier unseres Corps, der Lieutenant Stock, hatte einige frühere Regiments-Kameraden unter diesen westphälischen Officieren und ritt nun allein noch an 200 Schritte weiter vor, freundschaftlich mit dem Taschentuche winkend und den ihm befreundeten Officieren zurufend, sie sollten zu uns übergehen und vereint mit uns für Deutschlands Sache kämpfen. Eine Flintensalve, die von der zunächststehenden westfälischen Compagnie gegeben wurde, war die einzige Antwort auf diese Aufforderung, und von mehreren Kugeln durchbohrt sank der Lieutenant Stock aus dem Sattel. Daß diese westfälischen Officiere, jetzt wo der Kampf beginnen sollte, nicht zu uns übergehen wollten, verdenke ich ihnen

vom Standpunkt der militairischen Ehre, den der Soldat vor Allem unbedingt festhalten muß, keineswegs. Auch ich selbst hätte es nicht gethan; und wäre ich erst einmal westfälischer Officier geworden, so hätte ich auch für die Ehre der westfälischen Waffen muthig gekämpft. Eine wahre Infamie war es aber, auf diesen als Parlementair allein vorgerittenen Officier zu feuern, ohne ihm erst zuzurufen, daß man seinen Anträgen kein Gehör geben wolle und er sich daher entfernen möge; wie dies stets bei allen civilisirten Völkern das Kriegsrecht gebietet. So wie wir daher unsern braven Kameraden als Opfer seines Vertrauens auf die Ehre der Feinde fallen sahen, ergriff uns Alle ein gerechter Zorn. „Vorwärts gegen diese verrätherischen Schufte“ rief der Major von Schill, hob sich hoch im Sattel und mit der alten Kühnheit blitzte sein feuriges Auge, während er drohend den Säbel schwang. In vollem Galopp und fest geschlossener Attaque ging es nun gegen die Feinde los. Das Schill'sche Husarenregiment war wohl geübt und gut einexercirt, und so gelang unser Angriff vortrefflich, trotzdem daß wir von den feindlichen Geschützen und aus den Quarrees der sechs aufgestellten Infanterie-Compagnien eine sehr schädliche Salve erhielten. Bald waren wir mitten in den Reihen der Feinde und nun fanden unsere Säbel ihre gehörige Arbeit. Wir hieben drein, daß es eine Art hatte und ich erinnere mich noch, daß ich trotz des gewöhnlichen Commißsäbels, den ich führte, einem westfälischen Officier, der seinem südlichen Gesichtsausdruck nach ein geborener Franzose sein mußte, einen so kräftigen Hieb versetzte, daß die

Klinge durch den Tschacko drang und ihm den Hirnschädel förmlich zerspaltete.

Die westfälischen Compagnien hatten wir bald gänzlich zersprengt, und einen großen Theil der Soldaten und besonders der Officiere zusammen gehauen, den Rest aber gefangen genommen; einen nachhaltigeren Widerstand leisteten aber die beiden nationalfranzösischen Compagnien. Die französische Infanterie jener Zeit war, wenn auch nicht die muthigste, denn größeren Muth als wir Deutschen haben die Franzosen zu keiner Zeit bewiesen, wohl aber die gewandteste und kriegsgeübteste, die es jemals in irgend einem Heere der Welt gegeben hat, und zeigte überall die in zahllosen Gefechten erworbene große Uebung. So hatten sich denn diese beiden französischen Compagnien mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit in den Kirchhof von Dodendorf zurückgezogen, wo sie, von den hohen, aus Felssteinen fest gemauerten Kirchhofsmauern gedeckt, eine treffliche Position einnahmen. Ohne Infanterie und Geschütz vermochten Husaren die Feinde in dieser festen Position nicht zu überwältigen und wenn wir auch einen Angriff versuchten, so sah der Major von Schill doch bald dessen Mißlingen ein, und ließ die Husaren sich zurückziehen.

Hatten wir zwar einige hundert Feinde getödtet und verwundet, und fast eben so viele gefangen genommen, von denen mehrere sich sogleich bei uns anwerben ließen, so war doch auch leider unser Verlust nicht gering. An 60—70 Husaren lagen todt oder verwundet am Boden, und 7 Officiere hatten ebenfalls den Tod auf dem Bette

der Ehre gefunden, während drei von ihnen verwundet waren. Bei unserer ohnehin schon geringen Stärke war dies ein sehr empfindlicher Verlust, über den nur die bei diesem Gefechte gewonnene Ueberzeugung trösten konnte, daß das Regiment sich so muthig und kriegstüchtig gezeigt hatte, wie man dies nur irgendwie von einem wohlorganisirten Husaren-Regiment verlangen konnte. Es war überhaupt ungleich mehr militairische Zucht und Ordnung in diesem Schill'schen Husaren-Regiment als in dem schwarzen Husaren-Regiment des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, in dem ich einige Wochen später diente; obgleich in tollkühnem, verwegenem Reitermuth Letzteres sich immerhin mit Ersterem vergleichen konnte. Auch das Officiercorps der Schill'schen Husaren war mehr aus einem Gusse hervorgegangen und von besserem kameradschaftlichen Geiste beseelt, wie das der Braunschweigischen, in dem stets Zank und Uneinigkeit herrschte und manche rohe und rüde Menschen dienten.

Unter den jetzt bei Dodendorf tödlich verwundeten Officieren besaß ich einen sehr guten Freund, der früher mit mir zusammen in dem Blücher'schen Regiment gedient hatte. Der Verwundete, dem eine Kugel die Brust zerrissen hatte, so daß seine Rettung unmöglich war, konnte als Muster eines ehrliebenden, tüchtigen jungen Officiers gelten, der sich in allen Kreisen warme Freundschaft erworben hatte. Wenige Wochen vor dem Ausmarsch hatte er sich in Berlin mit der lieblichen, blühenden jungen Tochter einer höheren Beamtenwittwe verlobt, und mit der innigsten Liebe hing sein Herz an dieser Braut. Er

gab mir ihre Haarlocke, die er in einem Medaillon auf der Brust trug, dictirte mir mit schwacher, oft vom heftigsten Schmerze unterbrochener Stimme einige kurze Abschiedsworte an die Braut, die ich abzusenden versprach, und gab dann in meinen Armen seinen Geist auf. Das war denn ein gar trauriger Anfang des kaum begonnenen Krieges für mich.

Nachdem wir uns von den Anstrengungen des Kampfes bei Dodendorf etwas erholt, unsere Pferde gefüttert und einige 30 — 40 gefangene Westphalen in unsere Infanterie eingereiht hatten, marschirten wir gegen Abend wieder ab. Wohin wir unseren Marsch eigentlich richten sollten, wußte weder unser Führer und noch viel weniger einer von uns Officieren. Es war ein ziemlich planloses Hin- und Herziehen, wodurch über kurz oder lang uns sicheres Verderben gebracht werden mußte; das sah so ziemlich ein Jeder von uns ein. Die einzige Rettung, die uns übrig blieb, war die Einschiffung auf englische Schiffe; ob wir solche aber in einem Ost- oder Nordseehafen aufsuchen sollten, darüber schwankte der Major von Schill stündlich hin und her, und ließ mitunter auf dem Marsche Halt machen, um sich mit den Officieren über die Richtung, welche wir einschlagen sollten, zu berathen. Diese Unentschiedenheit mußte natürlich Alle auf das Peinlichste berühren und jede etwaige Hoffnung auf ein günstiges Gelingen unseres Zuges, wenn solche wirklich noch hie und da auf kurze Zeit bei uns auftauchen sollte, sogleich wieder zerstören. Wir hatten uns nun in die sogenannte Altmark gewandt und hofften dort noch auf bedeutenden Zuzug, allein

vergeblich. Die in einer Kabinetsordre offen ausgesprochene Mißbilligung Sr. Majestät des Königs von Preußen über den Schill'schen Zug, hielt fast alle besseren Theile der Bevölkerung ab, zu uns zu eilen. Mit einzelnen Ausnahmen ließen sich jetzt nur Leute von höchst zweifelhafter Moralität in unser Corps aufnehmen. An reichlicher Verpflegung für Mann und Pferd fehlte es jedoch nirgends, und hierin wenigstens zeigte die Bevölkerung der Altmark die regste Theilnahme für unser ganzes Unternehmen. Nachdem wir einige Tage durch nutzloses Hin- und Hermarschiren verloren hatten, was unter Umständen leicht dem ganzen Corps völligen Untergang bringen konnte, faßte der Major von Schill endlich den Entschluß, durch Mecklenburg nach Rostock vorzudringen, und dort Schiffe zu besteigen, um nach England zu segeln. Wie die Umstände jetzt einmal waren, blieb dies meiner festen Ueberzeugung nach auch das einzige Mittel, um das Corps noch vor gänzlichem Untergang zu retten, und es war nur sehr zu beklagen, daß dieser Enschluß nicht 5—6 Tage früher gefaßt war, wodurch eine gar nicht wieder einzubringende Zeit verloren ging. Da wir sichere Nachricht erhielten, daß von der Nordsee her ein Corps von Holländern unter dem bekannten General Gratien gegen uns in Anmarsch sei, so war uns die Einschiffung in einem Hafen der Elb- oder Wesermündung versperrt; obgleich es sonst für uns am Besten gewesen sein würde, wenn wir gestrebt hätten einen solchen zu erreichen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai, wo ich bei sehr dunklem Wetter allein vorausritt, um zu erfahren, ob

das Gerücht, daß ein westfälisches Regiment uns am nächsten Tage in den Weg kommen würde, auch wirklich begründet sei, hatte ich das Unglück mit einer sehr schlechten Holzbrücke, die über einen Graben führte, zusammen zu brechen. Ich fiel mit meinem Ukrainer Hengst wohl an 10—12 Fuß tief in den ziemlich ausgetrockneten Graben. Glücklicher Weise blieb, einige Hautschindungen abgerechnet, mein Pferd bei diesem Sturz ganz unverletzt; ich selbst aber quetschte meine Rippen sehr schmerzlich, wenn auch nicht besonders gefährlich. Das war denn eine traurige Lage für mich, nachdem ich mit Hülfe einiger Husaren mühsam aus dem Graben herausgeholt und wieder in den Sattel meines Pferdes, welches ebenfalls mit Fouragierstricken aus dem tiefen Graben herausgewunden war, gesetzt wurde. Ich versuchte zu reiten; allein der Schmerz dabei machte mich fast ohnmächtig, so daß ich im Sattel hin und herschwankte, und endlich wieder herunter gehoben werden mußte. Während der Nacht machte mir der Eskadronschirurgus Umschläge, und schob eine verbogene Rippe wieder an ihren von der Natur angewiesenen Platz, und am anderen Morgen ließ ich mich auf die Strohbunde eines requirirten Bauerwagens legen, um so wenigstens unserem Zuge zu folgen. Der Schmerz, den mir jede Erschütterung des Wagens zufügte, war fast unerträglich, und ich mußte oft die Zähne fest zusammen beißen, um nicht laut aufzuschreien. Nachdem ich wohl an 6—7 martervolle Stunden auf diese Weise verbracht hatte, stellte sich gegen Mittag ein heftiges Wundfieber ein; ich verlor vor Schmerz fast jede Besinnung und der Chirurgus erklärte, ich be-

dürfe mindestens an 8—10 Tage Ruhe, wenn ich nicht bei dem weiteren Transporte elendiglich untergehen wolle. Da war guter Rath theuer; denn wo sollte ich diese Ruhe jetzt wohl finden, während wir von allen Seiten von erbitterten Feinden, gleich flüchtigem Wilde, gehetzt wurden. Fiel ich den westfälischen Truppen, die uns nachzogen, in die Hände, so war keine ehrenvolle Kriegsgefangenschaft, sondern wahrscheinlich der Tod auf der Richtstatt mein Loos, da Napoleon uns ja geächtet und seinen feilen ehrlosen Schergen befohlen hatte, alle Angehörigen des Schill'schen Corps gleich Räubern zu verfolgen. Doch wo die Noth am Größten ist, da ist auch die Hülfe am Nächsten, sagt ein altes wahres Sprichwort. Ein wohlhabender Pächter unweit Stendal, auf dessen Hofe ich einige Stunden rastete, erbarmte sich meiner hülflosen Lage, und bot mir so lange eine heimliche Zufluchtsstätte in seinem Hause an, bis meine Seite wieder so weit hergestellt sein würde, um mein Pferd besteigen zu können, was nach Versicherung des Arztes wohl in 8 — 10 Tagen geschehen konnte. Zwar stand die härteste Strafe auf eine solche Beschützung eines Schill'schen Officiers und der Pächter wagte viel, wenn die überall umherschnüffelnden westfälischen Gensd'armen es entdecken sollten, daß er mich bei sich aufgenommen habe; allein diese Gefahr schreckte weder den echt patriotisch gesinnten Mann, noch sein ebenso braves Weib. In einer kleinen Dachkammer, die sehr versteckt lag, erhielt ich ein reinliches Bett und sorgsame Pflege, während mein Ukrainer Hengst in einem Heustall, der im Walde verborgen war, heimlich

eingestellt wurde. Mit herzlichen Worten und warmem Händedruck nahm der Major von Schill von mir Abschied, denn er sah selbst die Unmöglichkeit ein, daß ich ihm bei meinem jetzigen leidenden Zustand weiter folgen konnte. Es war mir ein ungemein schmerzliches Gefühl, von diesem von mir so hoch verehrten Officier scheiden zu müssen, weil eine innere Stimme mir sagte, daß dies ein Abschied für das ganze Leben sein würde. Gewiß hatte auch der Major von Schill manche Fehler; sein jetziger Zug war nicht allein ein zu tollkühnes Unternehmen, sondern er selbst hatte auch nunmehr den Kopf zu dessen richtiger Leitung völlig verloren; und doch achtete und ehrte ich diesen Mann in hohem Grade. Ein muthigeres, für seinen König und Preußens Ehre feuriger erglühendes Herz hat gewiß nie unter einem preußischen Husaren-Dollmann geschlagen; und dies will viel sagen. Auch von manch anderen wackeren Kameraden, die noch zuletzt mir warm die Hand drückten und nun einem ebenso gefährlichen Schicksal entgegenritten, wie ich selbst hier in gefährlicher Lage zurückblieb, ward mir der Abschied gar schwer. Und als nun die Trompeten den Husaren das Signal zum Sammeln und Abmarschiren bliesen und ich den Hufschlag der fortreitenden Pferde und das Lied:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab,

welches ein Dutzend Reiter unter meinem Fenster sangen, hörte, und ich dabei so verlassen und einsam auf meinem

Schmerzenslager zurückbleiben mußte, da empfand ich eine tiefe, tiefe Traurigkeit. Die wohlwollenden Worte und die warme Theilnahme, welche meine wackeren Wirthsleute mir zeigten, vermochten mich bald einigermaßen wieder zu trösten. Mußte ich doch dem Schöpfer inbrünstig danken, daß er mich in meiner verlassenen Lage zu so mildherzigen Leuten geführt hatte. Wirklich was die aufopferndste Theilnahme nur vermag, übten jetzt die einfachen Pächtersleute an mir, dem fremden Officier, dessen Name ihnen kaum bekannt war. So wie ich nur einige Tage Ruhe und gute Pflege hatte, besserte sich mein Zustand bald wieder, da bei dem Sturz keine inneren, edlen Theile verletzt waren. Sonst war mein Aufenthalt hier aber sehr gefährlich, denn wiederholt schon waren westfälische Gensd'armen und Streifpatrouillen auf dem Pachthofe gewesen und hatten nach versprengten Soldaten vom Schill'schen Corps eifrig geforscht, dabei äußernd, daß jedes Verbergen derselben nach dem Kriegsrechte streng bestraft werden sollte. Sobald ich mich nur einigermaßen stark genug fühlte, denn das heftige Wundfieber hatte mich sehr geschwächt, beschloß ich daher wieder aufzubrechen, um meine aufopfernden Wirthsleute nicht länger, wie unumgänglich nöthig war, der Gefahr der Entdeckung auszusetzen. Wohin ich mich eigentlich jetzt wenden sollte, wußte ich selbst noch nicht recht, und habe in mancher nächtlichen Stunde mich mit Nachdenken darüber gequält. Am Liebsten hätte ich natürlich gesucht, die Schaar des Majors von Schill wieder zu erreichen und alles Glück und Unglück mit derselben zu theilen; allein es war mir unbekannt,

wohin sich diese gewendet hatte. Nur unbestimmte Gerüchte waren zu uns gedrungen; der Major von Schill habe sich der kleinen Festung Dömitz bemächtigt, dann seinen Zug durch Mecklenburg gemacht und werde jetzt von holländischen, dänischen und westfälischen Truppen eifrig verfolgt; daß es mir unmöglich sein würde, in dieser Richtung dem Major zu folgen, sah ich selbst sehr gut ein. Ich mußte dabei nicht allein auf einer langen Strecke durch das westfälische Gebiet, sondern auch mitten durch die feindlichen Truppen hindurch reiten, und es war die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ich bei diesem Versuche entdeckt und dann als Spion ohne Weiteres erschossen würde. Ich hätte aber vielleicht das Unternehmen dennoch gewagt, wenn ich nur einigermaßen gewiß gewußt, wo und ob ich überhaupt den Major von Schill mit seinem Corps noch antreffen würde. Sehr leicht möglich konnte es sein, daß, wenn es mir wirklich geglückt wäre, die deutsche Ostseeküste zu erreichen, ich dann das Schill'sche Corps dort nicht mehr antreffen würde, indem solches inzwischen schon seine Zuflucht auf Schiffen gefunden haben konnte. Die höchste Eile war ja für den Major von Schill dringend geboten, und bei der Uebermacht seiner Feinde konnte jeder Tag Verzug ihn in die größte Gefahr bringen.

Als ich nun den Plan aufgab, mich zum Schill'schen Corps bis zur Ostsee durchzuschleichen, faßte ich den Entschluß, heimlich nach Hamburg oder Bremen zu reisen und mich dort womöglich nach einem englischen Hafen

einzuschiffen. In England erwartete ich dann das inzwischen hoffentlich dort auch schon angelangte Schill'sche Regiment wieder zu finden, um mit diesem in Spanien, oder wo sich sonst noch Gelegenheit dazu finden werde, gegen die Franzosen fechten zu können. Als ich nun so noch bei mir selbst darüber nachsann, auf welche Weise ich am Besten einen deutschen Nordseehafen erreichen könne, brachte mir mein Wirth, der in Gesinnung und Handlung ein wahrer deutscher Patriot war, eine ihm heimlich zugesandte österreichische Zeitung, in welcher ein Aufruf des tapferen Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels enthalten war, daß frühere Preußische Officiere und Soldaten sich bei ihm in Böhmen einfinden sollten, wo er ein eigenes Corps errichten wolle, um im Verein mit der österreichischen Armee aufs Neue gegen die Napoleonische Zwingherrschaft zu kämpfen. Immer und immer wieder las ich diese erfreulichen Worte, und mehr wie die beste Arznei stärkten sie meinen wunden Körper, denn nun war ich jeder quälenden Ungewißheit, wohin ich mich wenden solle, enthoben. Den Herzog Wilhelm kannte ich schon vom Blücher'schen Corps her, aus dem Feldzug von 1806, wo er eine Brigade befehligte, als einen äußerst muthigen General, der sicherlich keine irgendwie sich ihm bietende Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen würde, ein von ihm gebildetes Corps recht tüchtig gegen die Feinde zu führen. Da ich auch persönlich, wenn auch nur oberflächlich, dem Herzoge von da her bekannt war, so durfte ich zuversichtlich hoffen, eine Anstellung als Officier von ihm zu erhalten. Ich war schon, Dank sei es der sorgfältigen Pflege, die

ich erhielt und meiner starken Körperbeschaffenheit, so weit wieder hergestellt, um nöthigenfalls meine Abreise wagen zu können, als ein unerwarteter Umstand diese noch mehr beschleunigte. Ein wegen Diebstahls weggejagter Knecht des Hofes hatte in Stendal Anzeige gemacht, daß ein verwundeter Schill'scher Officier heimlich von dem Pächter verborgen sei, und ein starkes Detachement westfälischer Gensd'armen war nun beordert, eine Nachsuchung anzustellen, und mich, wenn ich gefunden würde, zu arretiren. Ein getreuer Freund meines Wirthes hatte glücklicher Weise noch rechtzeitig genug Nachricht von diesem Plane erhalten, und war auf Nebenwegen nach dem Pachthofe geeilt, um die Botschaft davon schleunigst zu überbringen. Die höchste Eile war jetzt geboten; denn fanden mich die Gensd'armen noch auf dem Hofe, so ward nicht allein mein Wirth sehr gefährdet, sondern mich selbst traf wahrscheinlich das Loos gefangen genommen und dann erschossen zu werden, da meine sehr thätige Theilnahme an dem Gefecht bei Dodendorf leicht nachgewiesen werden konnte. Ich packte schnell einige Lebensmittel und Wäsche in einen kleinen Mantelsack, nahm gerührt von meinen braven Gastgebern, die sich meinetwegen einer so großen Gefahr ausgesetzt hatten, Abschied und ward dann von einem getreuen Knecht nach der Waldkoppel geführt, wo mein Ukrainer Hengst inzwischen auf Weide gewesen war. Das treue Thier wieherte vor Freude, als es mich erblickte, legte seinen schlanken Hals mir über die Schulter und schnoberte mit dem Maule herum, da es gewohnt war, oft mit Brod oder Zucker gefüttert zu werden. Als ich

mich erst auf dem Rücken des schnellen Rosses befand, war es förmlich, als ob neue Kraft und frische Hoffnung wieder in meine Brust zurückkehrten; obgleich anfänglich das Reiten mir immer noch Schmerzen verursachte.

Ich ritt die Nacht hindurch weiter, wobei ich mich leider in den mir unbekannten Feldwegen sehr verirrte, so daß ich den Morgen erwarten mußte, um mich in der Gegend mit Hülfe einer Specialkarte, die mir mein Wirth mitgegeben hatte, orientiren zu können.

In einem Dorfe stieß ich plötzlich auf eine Patrouille von zehn berittenen westfälischen Gensd'armen, denen mein Signalement wohl schon mitgetheilt sein mußte, denn sie sprengten sogleich mit lautem Geschrei auf mich ein. Die Schnelligkeit und Ausdauer meines Pferdes konnte jetzt allein mich noch retten. Ich warf meinen Hengst herum, gab ihm die Sporen und sprengte so schnell fort, daß meine Verfolger auf ihren langsameren Pferden mich nicht ereilen konnten. Ihre Zahl erlaubte es ihnen jedoch, mir den Weg mitunter abzuschneiden, so daß ich immer mehr in Gefahr gerieth, als ich zu meiner Freude in der Lücke eines kleinen Wäldchens, von der hellen Morgensonne beleuchtet, das silberne Band der Elbe vor mir schimmern sah.

Nun war ich wenigstens der Gefahr der Gefangennehmung enthoben, denn ich schwankte keinen Augenblick, mit dem Pferde in den Fluß hineinzusprengen, da ich lieber ertrinken, als von den westfälischen Schergen auf der Richtstatt erschossen werden wollte. Mein edler Hengst trug mich aber sicher durch die Strömung der hier ziem=

lich breiten Elbe. Die verfolgenden Gensd'armen sandten mir zwar noch einige unschädliche Kugeln aus ihren Karabinern nach, wagten aber natürlich nicht, ebenfalls den Fluß zu durchschwimmen. Ich langte daher glücklich am anderen Ufer an, und war für den Augenblick wenigstens gerettet.

Drittes Kapitel.

Ankunft bei dem Herzog Wilhelm von Braunschweig. — Herzlicher Empfang daselbst. — Nähere Charakteristik dieses edlen Fürsten. — Eintritt als Officier in das schwarze braunschweigsche Husaren-Regiment. — Schilderung des Corps. — Marsch nach Sachsen. — Einquartierung in Dresden. — Gefechte mit den Sachsen, Westfalen und Franzosen. — Charakteristik des k. k. Feldmarschall-Lieutenants von Kienmayer. — Trauriger Eindruck des Friedensschlusses von Oesterreich.

Sowohl ich wie auch mein wackerer Ukrainer Hengst, der wirklich in den letzten Tagen das fast Unglaubliche an Ausdauer geleistet hatte, waren auf das Aeußerste ermüdet, als ich am 1. Juni in Oschitz, einem kleinen böhmischen Städtchen hart an der Grenze der sächsischen Lausitz, anlangte. Ich hatte in acht Tagen an achtund-

fünfzig Meilen im Sattel zurückgelegt, mich dabei während des Tages oft in Holzungen verbergen müssen, und war mitunter von Gensd'armen so scharf verfolgt worden, daß mich nur die Schnelligkeit und Kraft meines Hengstes, der über breite Gräben und hohe Hecken wie ein Vogel hinwegsetzte, retten konnte. Dabei hatte es uns Beiden häufig an hinreichender Nahrung gefehlt; und innerhalb vierundzwanzig Stunden hatte mein Pferd nur Gras und grüne Büsche, die es mit dem Zaume im Maule abriß, zum Fressen gehabt, während ein Stücklein vertrocknetes, grobes Brod meine Mittags-, Abends- und Frühstücksmahlzeit bildete. Bei solchem Forceritte werden Roß und Reiter schon etwas dünnleibig aussehen, und das überflüssige Fleisch schwindet gar bald.

Als ich mich hier in Oschitz endlich in Sicherheit wußte, nahm ich meinem Pferde das Sattelzeug ab, welches es die letzten fünf Tage nicht vom Rücken gehabt hatte, und ließ in dem Stall eine weiche Streu machen. Das müde Thier warf sich sogleich nieder, lag über zwölf Stunden fast unbeweglich, fraß dann eine doppelte Portion Hafer, und war so munter und für neue Strapazen tüchtig wie vorher. Solch ein Roß ist für einen Cavalleristen im Felde wirklich ein unbezahlbarer Schatz; und alle diese hochbeinigen englischen Vollblutrenner der neuen Zeit haben für den wirklichen Kriegsgebrauch nicht die Hälfte Werth.

In meinem damaligen Alter besaß ich fast eine gleich zähe Natur wie mein edles Roß. Ich schlief nach meiner Ankunft in Oschitz auch sechzehn Stunden ununter-

brochen auf einem dürftigen Lager in einer kleinen, elenden Kammer der mit militairischen Gästen vollgepfropften Schenke, nahm dann eine tüchtige Mahlzeit, so gut wie sie eben zu haben war, zu mir, und war nun wieder frisch und völlig gerüstet, um mich Sr. Durchlaucht dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels vorzustellen, und um Anstellung als Officier in seinem Corps zu bitten, wobei ich mir vornahm, sogleich auf den Empfang jeglicher Gage zu verzichten.

Obgleich der Herzog sehr beschäftigt und wegen der Schlappe, die ein Theil seines Corps einige Tage vorher bei Zittau durch den sächsischen General von Thielmann erlitten hatte, sehr verstimmt war, so ließ er mich doch ohne Weiteres, wie ich mich bei ihm hatte melden lassen, vor sich erscheinen. Er kam mir sogleich entgegen, reichte mir mit echt soldatischer Herzlichkeit die Rechte und sagte: „Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen, Lieutenant, denn von dem unglücklichen Zug 1806 her sind Sie noch in meiner vortheilhaften Erinnerung. Tüchtige Reiter kann ich aber jetzt gebrauchen; denn will es Gott, machen wir noch manche herzhafte Attaque zusammen."

Der herzliche Empfang dieses edlen, und selbst im Unglück noch ungebeugten und stolzen deutschen Fürsten rührte mich tief, und ich gelobte feierlichst bei mir selbst, ihn, so lange er meiner Kräfte bedürfen würde, unter keinen Umständen zu verlassen und in Noth und Tod treu bei ihm auszuhalten.

Ich mußte nun dem Herzog in aller Kürze meine bisherigen Schicksale, seit ich ihn an dem unglücklichen

Tage bei Lübeck zuletzt gesehen hatte, erzählen, und zu meiner großen Freude gab er mir mitunter seinen Beifall über das, was ich gethan hatte, zu erkennen und sagte: „So war es Recht, Lieutenant," oder: „An Ihrer Stelle hätte ich eben so gehandelt."

Ein derartiges Lob aus dem Munde dieses Helden erfreute mich mehr, als wenn mir in noch so vielen Zeitungen der größte Ruhm geworden wäre. Sehr traurig zeigte sich der Herzog über das Unglück des tollkühnen Majors von Schill, von dem er bereits eine Nachricht erhalten hatte, und ich mußte ihm ganz genau Alles, was ich selbst darüber wußte, mittheilen.

Daß er bei dieser Gelegenheit manche sehr bittere Bemerkungen über einzelne höher gestellte Personen in Preußen laut werden ließ, die meiner Ansicht nach zu hart waren, will ich mit dem vielen Mißgeschick, was er selbst unaufhörlich in den letzten Jahren zu ertragen gehabt hatte, entschuldigen. Stimmt doch das eigene unverschuldete Schicksal den Menschen selbst nur äußerst selten weich und nachsichtig, vielmehr giebt es ihm nur zu leicht etwas Schroffes und Hartes in seinem Urtheil über Andere; so war dies auch bei dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig der Fall.

Man konnte es überhaupt bei ihm in den edlen, scharfgeschnittenen Zügen leicht erkennen, daß tiefer Schmerz seine Seele in den letzten Jahren erschüttert haben mußte, denn es lag ein sehr ernster, ja selbst finsterer Ausdruck darin. Es schien mir auch, als ob der

Herzog in der Zeit, daß ich ihn nicht gesehen hatte, um mindestens zehn Jahre gealtert sein müsse; solche tiefe Furchen hatten Kummer über den Verlust der von ihm so inniggeliebten Gattin und Zorn über die Tyrannei Napoleons auf seine hohe Stirn gegraben.

Abgesehen von diesem drohenden Aussehen war der Herzog noch immer ein ungemein stattlicher Kriegsmann, wie er denn in seiner Jugend mit vollem Rechte zu den hübschesten und gewandtesten Officieren des ganzen Preußischen Heeres gezählt werden konnte. Seine Augen waren hellblau und von einem so lebhaften, blitzenden Feuer, daß sie fast an die des alten Blücher erinnern konnten; obgleich Letzterer doch noch, besonders wenn er zornig wurde, einen durchdringenderen Blick besaß. Die Nase war fein und edel geformt, die Stirn hoch und kühn gewölbt, der Wuchs von mittlerer Größe, aber kräftig, sehnicht, breitschulterig und ganz für den Husarensattel geeignet. Ein dichter, starker Backen-, Kinn- und Schnurrbart verbarg den ganzen unteren Theil des Gesichts und vermehrte den ohnehin schon finsteren Ausdruck desselben noch bedeutend.

Da ich im Laufe der nächsten Monate fast täglich mit dem Herzoge in die unmittelbarste Berührung kam, und somit Gelegenheit hatte, diesen ritterlichen Mann in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens zu beobachten, so glaube ich nicht unberechtigt zu erscheinen, wenn ich hier eine kurze Charakteristik seiner Person folgen lasse.

Der Herzog war kein großer Feldherr nach den An-

forderungen der Neuzeit, und die Fähigkeit für zahlreichere Heeresmassen, strategische Pläne zu entwerfen, ging ihm gänzlich ab. Für den kleinen Krieg paßte er hingegen trefflich, hatte die seltene Gabe, sich die unbedingte Anhänglichkeit der Mannschaft zu gewinnen, wußte jede Gelegenheit, feindliche Pläne zu durchkreuzen, sehr geschickt zu benutzen, und war von einem Muthe, der vor keiner Gefahr erbebte, sondern je größer diese wurde, nur um so höher stieg.

So konnte für eine Avantgarde oder für ein fliegendes Corps von 6—8000 Mann gar kein besserer Führer gefunden werden; für bedeutendere Truppenmassen hätten seine Fähigkeiten aber nicht ausgereicht, zumal ein gewisser Stolz, der selbst sogar mitunter in Eigensinn überzugehen drohte, ihn hinderte, sich den Verfügungen Anderer zu unterwerfen. Wie richtig erkannte der alte Blücher dagegen, wie weit der General von Gneisenau ihm in Allem, was Strategie hieß, überlegen war, und fügte sich deshalb so willig und ohne die mindeste Eifersucht den Anordnungen desselben, und suchte nur mit seinem rastlosen Feuereifer dasjenige zur That zu bringen, was Gneisenau vorher auszusinnen gewußt hatte. So weit ich den Herzog von Braunschweig beurtheile, hätte er sich einer solchen Unterordnung unter den Chef seines Generalstabes nimmermehr gefügt, und deshalb zu der Stelle eines Obergenerals, wie Blücher diese im Befreiungskriege mit so unvergeßlichem Ruhme bekleidete, niemals gepaßt.

Der Charakter des Herzogs war großmüthig; er be-

saß ein warmes, edles Herz, welches für die deutsche Ehre lebhaft schlug, und haßte mit Recht auf das Glühendste die Napoleonische Tyrannei, der sich leider nur zu viele Deutsche aller Stände, ja selbst deutsche Fürsten geduldig fügten. Der Herzog von Braunschweig hätte niemals eine Königskrone aus Napoleons Händen entgegengenommen, und unter keinen Umständen sein Land der Gnade dieses übermüthigen Emporkömmlings verdankt; dazu rollte das alte, edle Fürstenblut der Welfen viel zu stolz in seinen Adern. Gegen seine Freunde war der Herzog treu und aufopfernd, gegen seine Untergebene ein gütiger Herr, gegen seine Vorgesetzte, als er noch Preußischer Officier war, aber leicht zu widerspenstig und ungehorsam; daher er sich denn auch mit dem alten Blücher bei der Vertheidigung von Lübeck, wo er zu eigenmächtig gehandelt hatte, gründlich entzweite. Wenn sein Zorn gereizt wurde, was häufig vorkam, so konnte der Herzog sehr hart sein, und kränkte und strafte dann mitunter auch wohl Unschuldige; war aber solche Zornesflamme erst wieder verraucht, und dies geschah bald, dann übte er überall Milde und Wohlwollen und suchte Jeden, so weit es in seiner Macht stand, zu erfreuen. In den Ausgaben für seine eigene Person war der Herzog sehr mäßig, hatte kein Gefallen an Prunk und Luxus irgend einer Art, und die einfache Lebensweise eines Preußischen Rittmeisters damaliger Zeit entsprach seinen Neigungen vollkommen — nur daß er als echter Reitersmann großen Werth auf edle und schöne Pferde legte, auch dafür ohne Weiteres hohe

Summen bezahlte. Seine Freigebigkeit und Großmuth sowie seine Verachtung oder besser Nichtkenntniß des Werths des Geldes machten aber, daß eine beständige Ebbe in seiner Kasse war, und da er hierin große Hartnäckigkeit bewies und allen vernünftigen Rathschlägen stets sein Ohr verschloß, so war das Amt seines Schatzmeisters unbedingt das Schwierigste und dabei Undankbarste, welches er zu verleihen hatte.

Mit aus diesem Grunde glaube ich, daß der Herzog Wilhelm, wenn er später wirklich in den friedlichen Besitz seines alten Stammlandes gelangt wäre, bald manche Schwierigkeiten gefunden und mit seinen Unterthanen Zwist bekommen hätte. Ueberhaupt hat mich mitunter wohl so der Gedanke erfaßt, daß der Heldentod, welchen eine feindliche Kugel dem Herzoge bei Quatre-Bras brachte, für ihn ein Glück gewesen ist, indem er dadurch manchem späteren Kummer und bitterer Enttäuschung entging. Mir wird sein Angedenken als das eines wahren deutschen Heldenfürsten stets hoch und theuer bleiben.

Als ich mich jetzt bei dem Herzoge gemeldet und um Anstellung als Officier gebeten, dabei aber zugleich erklärt hatte, auf jegliches Gehalt vorläufig freiwillig verzichten zu wollen, ernannte mich derselbe sogleich zum Premier-Lieutenant bei dem von ihm formirten Husarenregiment. Da jedoch bis jetzt ungleich mehr Officiere wie Soldaten vorhanden waren, so bekam ich kein bestimmtes Commando, sondern trat vorläufig mit in die sogenannte Officiers-Escadron ein. In dieser Escadron ward das erste Glied aus berittenen Officieren, das zweite aber aus den berit-

tenen Dienern derselben gebildet, ebenso wie dies in den früheren Kriegen der Ritterzeit der Fall war, wo das erste Glied einer Reiterschaar häufig aus Rittern, das zweite aber aus deren Knappen bestand. Da später die Zahl der Mannschaft sehr zunahm und somit auch mehrere Officiere dabei nöthig wurden, auf der anderen Seite indessen viele Officiere in Folge von Zwistigkeiten, auf welche ich nachträglich noch zurückkommen werde, aus dem Corps austraten, so ward diese Officiersescadron auch bald wieder aufgelöst. Großen Nutzen hat sie nicht geleistet.

Nachdem ich den Herzog, der mich auf eine sehr freundliche Weise eingeladen hatte, den Abend in seinem Zimmer zu verbringen, verließ, mußte es meine erste Sorge sein, mir die Uniform eines Husarenofficiers zu verschaffen. Dieselbe bestand in einem schwarzen kurzen Pohlrock, vorn auf der Brust mit Schnüren besetzt, und hellblauem Kragen und Aufschlägen, schwarzen Reitbeinkleidern mit hellbraunen Streifen und einem kleinen niederen Tschako, vorn mit einem Todtenkopf aus weißem Metall und einem herunterhängenden Roßschweif verziert. Die Schärpe war gold und hellblau.

Der Zufall wollte, daß ein Husarenofficier, der einige Wochen vorher erst eingetreten war, wegen anhaltender Kränklichkeit, die ihn zur Ertragung so vieler Strapazen, wie solche uns voraussichtlich bevorstanden, unfähig machte, wieder nach Schlesien zurückkehrte. Ich kaufte ihm seine meisten Uniformsstücke ab, ein Schneider paßte solche mir in möglichster Eile an und so konnte ich mich

denn schon am anderen Morgen dem Herzog in der Officiersuniform seines Husarenregiments vorstellen. Uebermäßig elegant sah ich gerade nicht aus, denn meine Uniform saß mir etwas weit und schlotterig, und war aus grobem, starkem Tuch gemacht, so daß ich auf einem Hofball entschieden keine gute Figur abgegeben hätte. Auf solche Kleinigkeiten konnten wir Officiere des Braunschweigschen Corps natürlich nicht weiter achten; die Hauptsache war, daß wir nur im Stande blieben, unseren Dienst im Felde gegen die Feinde als brave deutsche Reitersleute gehörig auszufüllen; und das haben wir denn auch redlich gethan.

Das Corps, welches der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels in Böhmen zusammenbrachte, sollte dem Etat nach aus zwei Bataillonen leichter Infanterie zu 1000 Mann, einem Husarenregiment von sechs Escadrons zu gleicher Stärke und einer reitenden Batterie bestehen. Fand sich wirklich später in Norddeutschland der gehoffte Zudrang zu diesem Corps, so sollte die Stärke desselben vermehrt werden, daher denn auch jetzt schon der Officiers-Etat sehr beträchtlich war.

Der Zweck des Corps sollte sein, den Krieg gegen die französische Gewaltherrschaft nach Norddeutschland zu verpflanzen, während die großen österreichischen Heerestheile die Hauptmacht Napoleons an der Donau festhielten. Der Herzog von Braunschweig hoffte, ebenso wie der Major von Schill dies gethan hatte, daß in Cassel, Braunschweig und anderen Städten des neugeschaffenen Königreiches Westfalen bewaffnete Volksaufstände los-

brechen und die Aufregungen dort so gewaltig sein würden, daß Preußen, dadurch bewogen, ebenfalls sich mit Oesterreich verbünden, und so den Kampf gegen Napoleons Gewaltherrschaft mit vereinten Kräften fortführen würde.

Diese schöne Idee scheiterte an der Uneinigkeit und Eifersucht, die zwischen Oesterreich und Preußen stets geherrscht hat und leider auch für die Zukunft noch herrschen wird, an der damaligen finanziellen Schwäche Preußens, welches nicht die pekuniären Mittel zu einer genügenden Kriegsrüstung aufzubringen vermochte, und an des kleinlichen, schwächlichen, jedes kühnen Aufschwunges unfähigen und jetzt der französischen Partei anhänglichen Charakters einiger Persönlichkeiten, die damals auf den König von Preußen einwirkten. Der alte, schwache Feldmarschall von Kalkreuth, der im Kriege von 1806 durch sein Zaudern und Zagen schon viel Unheil herbeigeführt hatte, spielte unter diesen Führern der sogenannten französischen Hofpartei, welche nach des edlen Ministers von Stein Entfernung wieder einen größeren Einfluß gewonnen hatte, eine bedeutende Rolle. Wie ich früher aber schon bei Gelegenheit der verunglückten Unternehmung des Majors von Schill anführte, war die Ruhe, ja selbst Gleichgültigkeit der Bevölkerung in Norddeutschland viel zu groß, als daß ein bewaffneter Volkskrieg von ihr zu erwarten stand, sobald nicht ein ausdrücklicher Befehl des Königs sie dazu aufforderte.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram, in der Napoleons Feldherrngenie noch einmal Oesterreichs Heeresmacht nach heldenmüthigem Kampfe besiegte, mußte die

kühne Unternehmung des Herzogs natürlich gänzlich verunglücken.

Das Corps, welches der Herzog jetzt im nördlichen Böhmen auf eigene Kosten anwarb, bestand fast ausschließlich aus früheren Preußischen Offficieren und Soldaten. Zuvor war die Werbung für das Corps in Preußen streng untersagt; allein dies verhinderte nicht, daß Dutzende ehemaliger Preußischer Officiere und entlassener Soldaten heimlich über die Grenze kamen, um sich anwerben zu lassen. Ich glaube, es befanden sich unter allen Officieren kaum sechs bis acht, die nicht früher schon in der Preußischen Armee gedient hatten, und dies waren dann geborene Braunschweiger oder Hessen, welche die westfälische Herrschaft in ihrem Lande nicht anerkennen, sondern unter des Herzogs Fahnen stets gegen dieselbe kämpfen wollten.

Die Mannschaft bestand zur Hälfte aus früheren Soldaten der Preußischen Armee, welche als Ausländer bei der neuen Organisation entlassen waren. Gutgeübte, muthige Kerle, welche bei energischer Führung die Hölle gestürmt hätten, befanden sich in Menge darunter, aber auch leider nur zu viele Säufer, Marodeurs und andere Taugenichtse, die nur die strengste Disciplin in Ordnung zu halten vermochte. Da diese nicht immer so war, wie sie eigentlich hätte sein sollen, so herrschte mitunter eine Unordnung im Corps, die allein durch das ungemein große persönliche Ansehen, welches der Herzog selbst genoß, einigermaßen vermindert werden konnte. Daß übrigens die „Braunschweiger schwarzen Todtenköpfe“, so wurden wir im Munde des Volkes allgemein genannt, häufig und

besonders in Sachsen, welches sie als ein feindliches Land betrachteten, keine sonderlich angenehme Einquartierung waren und mitunter verschiedene grobe Excesse ausübten, will ich nicht leugnen, denn mehr oder weniger wird dies stets bei jedem in Eile angeworbenen Freicorps, welches natürlich mehr wilde Elemente wie reguläres Linienmilitair enthält, der Fall sein. Bei der Cavallerie wurden nur gediente Cavalleristen angeworben; bei der Infanterie aber jeder gesunde, junge Bursche, der nur so kräftige Glieder hatte, daß er die Muskete tragen konnte, ohne weiter danach zu fragen, was er früher gewesen sei, und ob er bereits schon gedient habe. So mußten denn freilich Rekruten mit in das Gefecht, die kaum erst zwei bis drei Tage eine Uniform getragen hatten und nicht recht wußten, wie ein Gewehr zu laden sei. Die alten Soldaten, zwischen denen sie eingetheilt waren, mußten sie so gut oder schlecht, wie es nun gerade gehen wollte, mit durchzubringen suchen.

An gebildeten jungen Leuten, die wirklich aus Begeisterung für den Zweck des Kampfes und aus Haß gegen die Franzosen eingetreten waren, befanden sich vielleicht hundert unter der gesammten Mannschaft; die Mehrzahl derselben bestand aber aus Menschen, die aus dem Soldatenstand ein Handwerk machten, oder sich aus Noth anwerben ließen.

Daß sich unter unseren Officieren auch mehr verschiedene Elemente, wie in einem lange bestehenden Officiercorps eines regulären Linienmilitairs, was sich seinen jungen Ersatz selbst heranzubilden bemüht, befanden, war

natürlich. Wir hatten eine große Zahl vortrefflicher Officiere, welche ihre echte deutsche Gesinnung nicht allein in Worten, sondern auch schon in Thaten in jeder Lage des Lebens gezeigt und erprobt hatten, in unseren Reihen; und ich glaube, kein ebenso starkes Officierscorps irgend eines anderen Heeres der damaligen Zeit besaß eine gleiche Menge so tüchtiger Elemente. Es befanden sich Männer darunter, welche zu Hause die angenehmsten Verhältnisse, die gesichertste Lebensstellung, ja selbst die glücklichsten Familienkreise ohne Weiteres verließen, um mit ungebeugtem Muthe gegen die französische Tyrannei, welche die Ehre Deutschlands beständig auf die frechste Weise schändete, zu kämpfen. Mancher dieser Ehrenmänner erlebte die Befreiung des heißgeliebten Vaterlandes nicht mehr, sondern fand, fern von den Seinigen, auf spanischem Boden den Kriegertod.

Neben diesen wackeren Officieren, deren Andenken stets mit ungeschwächter Kraft in meiner Brust fortleben wird, befanden sich leider auch Manche, denen man nur sehr geringes, oder richtiger gar nicht einmal das allermindeste Lob spenden konnte; es waren rohe, rüde Menschen, Trunkenbolde, Spieler von Profession, Händelsucher und rennomistische Raufbolde, ja mitunter sogar Subjekte von mehr wie zweideutiger Gesinnung. Nicht die Liebe für das Vaterland, oder gerechter Haß gegen die französische Tyrannei, so wie sonst irgend ein anderes edles Motiv hatte dieselben unter die Fahnen des Herzogs von Braunschweig geführt, sondern nur Noth, Mangel an jeder andern Subsistenz, oder Hoffnung auf ungebundenes

Leben und reiche Bezahlung. Glücklicher Weise schied dieser schlechtere Theil allmälig immer mehr aus unserem Officiercorps, oder ward auch vom Herzog, der sich leider hierin häufig nur zu nachsichtig zeigte, aus demselben ausgestoßen, so daß der Rest, je länger wir beieinander blieben, um desto besser ward; sogenannte mittelmäßige Officiere, welche nichts Schlechtes, auch nichts besonders Gutes thun, ohne weiteres Nachdenken nur mechanisch das ausführen, was ihnen befohlen wird, unbekümmert um die weiteren Folgen, hatten wir verhältnißmäßig nur sehr wenige. Solche Herren verlassen ungern den breiten Lebensweg, auf welchen das Schicksal sie nun einmal gestellt hat, lieben die Wechselfälle des Krieges nicht sonderlich und sind sehr erfreut, wenn sie auch im Frieden in aller Ruhe sich ein dickes Bäuchlein anmessen und die Stabsofficiersepauletten erwerben können, wobei es ihnen nicht darauf ankommt, welchem Fütsten sie dienen und welchem Zwecke sie ihre geringen Kräfte widmen. Für derartige Männer paßte das schwarze Corps des Herzogs nicht sonderlich, und diejenigen von ihnen, welche der Zufall uns zugeführt hatte, suchten so schnell wie möglich wieder fortzukommen; später schändeten sie sich dann selbst, indem sie die frechsten Lügen und niederträchtigsten Verleumdungen über den edlen Herzog und seine muthige Schaar zu verbreiten suchten, um dadurch ihren feigen Austritt zu beschönigen.

Dies ist mein klares, unbefangenes Urtheil über den Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Oels und sein Corps. — Die Ausrüstung war, wenn man dabei be-

denkt, daß Alles in größter Eile geschehen mußte, recht brauchbar und ausreichend, die Remontirung des Husaren-Regiments aber mittelmäßig. Es waren manche alte, schon stark gebrauchte Pferde, die früher bereits bei der Preußischen Reiterei gewesen, darunter. Da die Thiere glücklicher Weise meist der polnischen Race angehörten, so zeigten sie sich ausdauernd und den Strapazen des sehr angestrengten Dienstes, den wir von ihnen forderten, genügend. Der Umstand, daß wir in Böhmen ausgerüstet wurden, Oesterreich aber, welches mit Aufbietung seiner letzten Kräfte jetzt den Riesenkampf gegen Napoleon kämpfte, alle seine Menschen, Pferde und das ganze Kriegsmaterial für die eigene Armee bedurfte, erschwerte natürlich die Ausrüstung unseres Corps ungemein.

Es gelang mir noch glücklicher Weise, zwei recht tüchtige, wenngleich nicht schöne polnische Pferde für mich und meinen Bedienten zu erstehen, und ebenso einen alten Preußischen Husaren zu letzterem Posten anzuwerben. Dieser Bediente, den 1811 in Spanien eine Kugel tödtete, ein geborener Wasserpolake aus Oberschlesien, war treu wie ein Hund, ausdauernd und hart gegen jegliche Strapaze, wie ein russisches Postpferd, schlau wie ein Fuchs, wachsam wie ein Biber und muthig wie ein englischer Bullenbeißer. Alle diese vortrefflichen Eigenschaften wurden aber von einem ganz unbezwinglichen Hang zum Saufen wieder sehr beeinträchtigt. Wenn mein Woikatsch Brandwein in genügender Menge zu erhalten vermochte, so betrank er sich allwöchentlich einmal so arg er nur konnte, dagegen half nun einmal nichts. Alle Berufungen auf sein Ehr-

gefühl als Soldat, die herzlichsten Ermahnungen, die strengsten Strafen, die heftigsten Hiebe mit der Säbelklinge oder dem Rohrstock, es ward von mir Alles vergeblich angewendet, um diesen unbezwinglichen Hang zum Saufen auszurotten. Ich habe übrigens solchen bei polnischen Soldaten öfter wahrgenommen.

Vollständig ausgerüstet und zu jedem, auch noch so gefährlichen und angestrengten Feldzuge gegen den Feind bereit, stieß ich am 7. Juni in Kamnitz wieder zu dem Corps. Es war jetzt beschlossen, in Verbindung mit 5—6000 Mann Oesterreichern unverzüglich einen Einmarsch in Sachsen zu machen, dies Land zu erobern und uns dann einen Weg nach Westfalen zu bahnen; mußten wir doch nicht allein gegen die Franzosen und deren Kaiser Napoleon, sondern auch gegen die Sachsen und die sogenannten Westfalen kämpfen.

So hatte jetzt unter Andern ein sächsischer General, der bekannte Thielmann, welcher gegen uns befehligte, mit die schmachvollste Proklamation, welche jemals in deutscher Sprache erschienen ist, gegen den Herzog von Braunschweig erlassen, und diesen darin geradezu als einen Bandenführer und Wegelagerer bezeichnet. Die Ausdrucksweise in dieser Proklamation erregte in unserem Corps eine ungeheure Erbitterung, so daß Officiere wie Soldaten schwuren, dem Thielmann, wenn er in unsere Hände fallen sollte, keinen Pardon zu geben; selbst dem Könige von Sachsen war sie viel zu stark gewesen, denn er untersagte seinem General einen derartigen Ton gegenüber einem legitimen Fürsten aus Einem der ältesten und edelsten deutschen

Fürstengeschlechter auf das Ernsthafteste. Dieser General Thielmann, der später in Preußische Dienste trat, war ein sehr muthiger Soldat und geschickter Führer, und verdient in rein militairischer Hinsicht eben so viel Lob wie in moralischer den härtesten Tadel. Er war, wie man dies häufig bei Emporkömmlingen finden wird, von einer grenzenlosen persönlichen Eitelkeit und schroffer Selbstsucht, hatte nicht die mindesten festen Grundsätze und zeigte keine Spur von der ernsten, männlichen Würde, die allein erst den Werth eines Mannes bedingt.

Er, der 1809 noch französischer gesinnt war, als selbst der eifrigste Franzose, ging 1813, da der Stern Napoleons zu erbleichen anfing, sogleich zu den Verbündeten über, war gegen den König Friedrich August, welcher ihn mit Wohlthaten persönlich überhäuft hatte, schnöde undankbar, und wußte jetzt plötzlich gar nicht, wie er den ihm so schnell überkommenen Franzosenhaß möglichst bemerkbar durch Worte und Thaten zeigen sollte. Der Zufall führte mich später noch einigemal mit diesem General, als er bereits in Preußischen Diensten stand, zusammen; allein ich konnte meine innere Verachtung gegen ihn kaum unterdrücken und sprach nicht mehr mit ihm als es die Umstände gerade dringend nothwendig machten.

Frohen Muthes und unter heiteren Gesängen brachen wir am Abend des 8. Juni von Kamnitz auf, um in Sachsen einzumarschiren. Ich befand mich an der Spitze der Vorhut; da aber die engen Gebirgswege abscheulich waren und ein starkes Gewitter, welches am Himmel tobte,

Ströme von Regen auf uns herabgoß, so war der Marsch ziemlich beschwerlich.

Am anderen Morgen sahen wir unweit Tetschen die ersten k. k. österreichischen Truppen, welche in der Stärke von ungefährt 9—10,000 Mann mit uns kämpfen sollten. Ihre Beschaffenheit war eine ungemein verschiedene, wie ich dies stets in der k. k. Armee gefunden habe. Es waren drei Schwadronen Ulanen und eine Schwadron Klenau-Cheveauxlegers bei uns, welche die vielfachsten Beweise recht tüchtiger Brauchtbarkeit gaben, treffliche Pferde hatten und dem alten Ruf der k. k. Cavallerie volle Ehre machten; selbst die Linien-Infanterie-Bataillone, obgleich sehr schwerfällig armirt und einexercirt, und den Franzosen an Leichtigkeit und Gewandtheit nicht gewachsen, zeigten sich in guter militairischer Disciplin, und waren eine in jeder Hinsicht züverlässiger Truppe, mit der ein energischer Führer schon etwas ausrichten konnte; ebenfalls trefflich war eine Compagnie Tyroler Scharfschützen; sehr mäßig erschienen aber sieben bis acht Bataillone sogenannte Landwehr. Die Uniformirung, Bewaffnung, Ausbildung und Disciplin dieser Landwehr genügte nur bescheidenen Ansprüchen, und auch unter den Officieren befanden sich viele Männer, die fast gar keine oder doch nur sehr geringe militairische Fähigkeiten besaßen. Der bekannte Spottvers:

Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß die Oesterreichische Landwehr mitkommen kann!

schreibt sich aus jener Zeit her; denn eine schwerfälligere und schlechter marschirende Infanterie, wie diese habe ich niemals gefunden.

Dieses k. k. Truppencorps wäre für die kühne Unternehmung des Herzogs von Braunschweig von der höchsten Bedeutung gewesen, wenn nicht leider der k. k. Feldmarschall Baron Am Ende, der es befehligte, sich als ein ängstlicher, nur in den pedantischen Formen sich bewegender Mann gezeigt hätte. Eine unglücklichere Wahl, wie gerade in diesem General, hätte man gar nicht treffen können, denn er nützte sehr wenig, schadete sehr viel und hängte sich wie ein Bleigewicht an alle kühnen Unternehmungen des Herzogs an. Leider hat die sonst so tapfere und treffliche k. k. österreichische Armee in allen Kriegen das Unglück gehabt, häufig nicht genugsam befähigte Generale zu besitzen, durch welche die Aufopferung und Kampfestüchtigkeit der Truppen so oft nutzlos verschwendet wurde.

Als wir am 10. Juni in das sächsische Gebiet einzogen, verbreitete unser Einmarsch allgemeinen Schrecken unter der Bevölkerung. Die franzosenfreundliche Partei im Lande, der auch die gesammte damalige Zeitungspresse, welche sich stets dem verkaufte, der sie am Besten bezahlte, angehörte, hatte den Leuten Gott weiß was für Absonderlichkeiten von uns erzählt. Ich glaube sogar, man hatte auf dem Lande verbreitet, wir fingen Kinder ein und brieten solche am Spieß wie die jungen Gänse; denn ich habe selbst gesehen, daß in manchen Dörfern, durch welche wir marschirten, die kleinen Kinder von den Eltern sorgsam eingeschlossen wurden, damit sie nicht in unsere Hände fielen. Das wildbärtige Ansehen unserer Husaren, unter

denen sich viele altgediente Soldaten befanden, unsere schwarze, so düster erscheinende Uniform und besonders auch der weiße Todtenkopf mit den kreuzweis darunter liegenden Knochen vorn am Schilde unserer Tschako's trug noch dazu bei, allen diesen gräßlichen Geschichten, die von unserer Grausamkeit erzählt wurden, eine vermehrte Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Ist es mir doch selbst geschehen, daß ich am ersten Tage unseres Einmarsches in Sachsen in ein abgelegenes Häuschen trat, um mir bei der furchtbaren Hitze einen Trunk Wasser geben zu lassen. Ein junges, hübsches, reinlich angezogenes Bauermädchen war die einzig Anwesende. Als sie mich, der ich mit dem dichten, vollen Bart, welcher damals mein ganzes Gesicht umgab, wohl etwas wild aussehen mochte, erblickte, warf sie sich auf die Knie, streckte bittend die Hände aus und rief weinend: „Ach Sie gnädiger Herre Husare, ich bitt gar scheene, schenken Sie mir doch das Leben und thun Sie mich nicht braten, ich bin Sie noch gar so jung und mager.“ Ich beruhigte lachend die weinende Kleine und versicherte sie, ich wolle nicht ihr Leben, sondern nur ein Glas Wasser, und wenn sie mir solchen freiwillig geben werde, nehme ich auch gerne dazu noch einen Kuß von ihren frischen, rosigen Lippen. Wir wurden nun bald gute Freunde; sie bewirthete mich mit Milch, gab mir auch einige Küsse und steckte mir zum Abschied noch ein RosenknöspLein in ein Knopfloch meines schwarzen Schnurrocks.

Wir hatten dringend gehofft, der General oder Oberst

von Thielmann, der ein Corps von 4000 Mann uns gegenüber befehligte, würde es zum Gefecht kommen lassen, denn wir brannten alle vor Begierde, die schändlichen Verleumdungen, welche er über unseren edlen Herzog ausgestreut hatte, in dem Blute dieses Uebermüthigen zu rächen. Er zog es aber vor, dieß nicht zu thun, sondern ohne Weiteres sich bis nach Wilsdruf zurückzuziehen, so daß wir ohne Widerstand zu finden, in Dresden einmarschiren konnten. Da ich mit an der Spitze der Vorhut war, so gehörte ich zu den ersten Braunschweigern, welche in die Königliche Hauptstadt von Sachsen einzogen, was mir damals eine große Freude verursachte.

Unser Einzug in die Pirna'sche Vorstadt des schönen Dresden war ganz eigenthümlich. Die Einwohner waren in großen Haufen zusammengelaufen und betrachteten uns mit einer Art von scheuer Neugierde. Hin und wieder begrüßten wohl einige Freunde des Deutschthums und Feinde der Fremdherrschaft unsere Schaar als die besseren Vorboten der endlichen Befreiung Deutschlands von dem Joche der französischen Tyrannei; im Ganzen aber war Alles still und stumm, und es schien mehr Furcht wie Freude zu herrschen.

Der Zufall wollte, daß ich in einer liebenswürdigen Familie eines höheren Beamten einquartirt wurde, und es gewährte mir dieser kurze Aufenthalt in einem behaglich eingerichteten Hause viel Vergnügen. Der Vater war so recht das Muster eines echten sächsischen Beamten. Er hatte einen Reichthum von höflichen Phrasen, der mich wirklich in Erstaunen setzte, war aber dabei ängstlich be-

müht, irgend ein Wort auszusprechen, welches gegen die von Oben herab befohlene Ansicht — daß der Kaiser Napoleon der Schutz- und Schirmherr Sachsens sei — verstoßen könne. Ich machte mir absichtlich den Spaß, das gute, kleine Männchen in politische Gespräche zu verwickeln und auf das Glatteis zu führen, und es war zu komisch, wie nun seine Höflichkeit gegen mich und seine Furcht mich zu erzürnen, vielleicht auch mit seine ursprüngliche, tief verborgene deutsche Gesinnung in Widerspruch kam mit der damals vom Hofe ausgehenden Meinung, daß der Zug des Herzogs ein wahnwitziges Unternehmen sei, dem jeder gute Sachse recht bald den verdienten Untergang wünschen müsse.

Viel freier und ungezwungener sprachen sich trotz manchem bedenklichen Kopfschütteln und heimlichen Fingerwinken des Vaters die beiden Töchter, zwei sehr hübsche, junge Mädchen, aus. Besonders die Eine, eine kleine reizende Blondine mit frischen, blauen Augen, die so recht lustig in die Welt hineinschauten, machte aus ihrer echt deutschen Denkungsweise gar kein Geheimniß und forderte mich zuletzt sogar auf, auf das Wohl unseres ritterlichen Herzogs und das glückliche Gelingen unseres kühnen Zuges mit ihr anzustoßen, wozu ich mich natürlich nicht zweimal nöthigen ließ.

Das ängstlich verlegene Gesicht des Vaters, daß solch ein hochverrätherischer Toast in seiner loyalen Wohnung ausgebracht und nicht von ihm untersagt werden konnte, sah so komisch aus, daß ich mich noch jetzt gern daran erinnere. Ich habe überhaupt gefunden, daß das weib-

liche Geschlecht in Sachsen nicht allein viel hübscher, sondern auch geistig frischer und nicht so sehr in ängstlich pedantische Formen eingezwängt ist, wie das männliche. Heißt es doch auch: „In Sachsen, wo die hübschen Mädchen wachsen", und ich habe stets, wenn ich in diesem Lande verweilte, mich dort an der Menge hübscher und niedlicher Mädchengesichter erfreut.

Wir waren jedoch jetzt nicht nach Sachsen gekommen, um uns dort mit den hübschen Mädchen zu unterhalten, sondern womöglich mit den sächsischen Soldaten, welche eine undeutsche Politik ihres Königs leider in die Reihen unserer Feinde gestellt hatte, uns gehörig herumzuraufen. Die sächsischen Soldaten konnten natürlich nicht das Mindeste für diese verderbliche, dem gemeinsamen Wohle Deutschlands so feindliche Gesinnung ihres Monarchen, sondern mußten pflichtgemäß die ihnen gewordenen Befehle mit dem größtmöglichen Eifer ausführen; allein ich will nicht leugnen, daß ich damals einen gleichen Haß gegen sie wie gegen die Franzosen hegte, und mich dringend nach einem Kamfe sehnte. Besonders verlockend war mir der Gedanke, mit dem General Thielmann in einem persönlichen Gefecht zusammenzukommen und ihn dann niederzuhauen, um so seine schandbare Proklamation gegen unseren Herzog in seinem Blute rächen zu können.

Noch in derselben Nacht, als kaum der Frühmorgen zu grauen begann, rief mich die Allarmtrompete von dem behaglichen Lager in den Sattel meines Ukrainer Hengstes. Die Sachsen waren von Wilsdruf her gegen uns im Anmarsch, und der stets kampflustige Herzog eilte ihnen

schnell entgegen, obgleich die ängstliche Vorsicht und Langsamkeit des k. k. Generals Am Ende auch hierbei wieder hemmend in den Weg trat.

Ich war unendlich erfreut, daß es jetzt sogleich zum Kampfe kam, war bald bei unserer Vorhut und hieb tüchtig auf die sächsische Reiterei los, die sich zwar anfänglich tapfer wehrte, bald aber langsam wieder zurückzog. Einen verwundeten sächsischen Cürassierofficier vom Regiment Zastrow nahm ich bei dieser Gelegenheit gefangen. Als Sieger, die langsam zurückweichenden Sachsen verfolgend, zogen wir in das fünf Stunden von Dresden entfernt liegende Städtchen Wilsdruf ein.

Unsere Leute, von der Hitze des Tages ermattet, vom Gefecht aufgeregt und wüthend darüber, daß sie in Wilsdruf nicht sogleich mit Speise und Trank erquickt wurden, begannen die Häuser aufzubrechen um darin nach Lebensmitteln zu suchen, wobei — wie dies in derartigen Fällen, besonders bei einem neuorganisirten Corps gar nicht vermieden werden kann — wohl einige sehr ungehörige Excesse und Rohheiten sich ereigneten, worüber dann ein lautes, dem guten Ruf unseres Corps sehr schädliches Geschrei erhoben wurde. Der Herzog war mit Recht über diese Gewaltthaten erzürnt und bestrafte solche sehr streng. Ein Husar, der mit seinem Säbel einen Bürger, welcher sich der Plünderung seines Hauses widersetzen wollte, verwundet hatte, ward vom Standgericht zum Tode verurtheilt und sogleich vor der Front des Regiments erschossen; einige andere Soldaten bekamen Hiebe, daß es nur so krachte, und wurden dann aus den Reihen des Corps ausgestoßen.

So etwas machte eine gute Wirkung, und so gelang es allmälich auch die wildesten Gesellen gehörig in Zucht zu erhalten.

Unser Sieg bei Wilsdruf über die Sachsen war von den besten Folgen, hatte das Selbstvertrauen unserer jungen Soldaten ungemein gehoben und das Ansehen des Corps so vermehrt, daß von nun an die Rekruten sich in immer größerer Zahl anwerben ließen. Ein schnelles Vorrücken, ein stetes muthiges Angreifen der Feinde, wo sich solche nur sehen ließen, wäre nun von vorzüglicher Wirkung für unser ganzes Unternehmen gewesen; denn nur dadurch allein konnte es uns glücken, den gehofften Aufstand in Norddeutschland zu entzünden. Daß der lebendige Eifer unseres edlen Herzogs unbedingt für ein möglichst energisches Vorgehen war, verstand sich von selbst; der Boden brannte ihm gleichsam unter den Füßen, und seinem Wunsche nach wäre es unablässig vorwärts gegen den Feind gegangen. Leider hatte das Unglück uns aber den ängstlichen, wie eine Schnecke vorwärts kriechenden und um jede Kleinigkeit erst den Hofkriegsrath in Wien um Verfügung fragenden Feldmarschallieutenant „Am Ende" zum Oberbefehlshaber, oder vielmehr zum Hemmschuh, gegeben.

So blieben wir denn jetzt nutzlos und müßig in und um Meißen in Cantonnirungen stehen, konnten sauren Meißner Wein trinken und süße Küsse von den hübschen Mädchen uns erobern, statt vorwärts zu marschiren und die noch lange nicht beendeten Kriegsrüstungen der Sachsen zu vernichten, bevor diese durch die Vereinigung mit den

unter ihrem sogenannten König Jerome Bonaparte heranmarschirenden westfälischen Truppen eine zu große Uebermacht erhielten. Die kostbarste, für ganz Norddeutschland entscheidende Zeit wurde auf diese Weise, bloß durch die gänzliche militairische Unfähigkeit dieses unglücklichen Generals völlig nutzlos versäumt.

Am 19. Juni setzten wir uns denn endlich wieder in Bewegung und marschirten mit möglichster Langsamkeit gegen Leipzig zu. Ich war indessen froh, daß es doch wenigstens vorwärts ging, befand mich stets bei der Vorhut nud hieb am 22. Juni unweit Leipzig tüchtig auf die sich zurückziehenden Sachsen ein. Wir verfolgten die Feinde bis hinter diese Stadt, und hatten schon die besten Hoffnungen, auch die Vortruppen des westfälischen Corps zu werfen, als plötzlich der dreimal verwünschte Am Ende uns einen Strich durch die Rechnung machte, indem er dem Herzog erklärte, er sei jetzt schon zu weit von der böhmischen Grenze entfernt, und werde daher nicht allein nicht mehr vorwärts marschiren, sondern sogar unverzüglich wieder den Rückmarsch nach Dresden antreten. Vergebens suchte der Herzog in einer längeren Unterredung persönlich auf ihn einzuwirken, sparte keine nur erdenklichen Gründe und nahm selbst zu Bitten seine Zuflucht, ja drohte zuletzt mit einer Klage bei dem Generalissimus des Heeres, dem Erzherzog Carl. An der Aengstlichkeit dieses unseligen Menschen prallte jedoch Alles wirkungslos ab; er trat mit den speciell unter ihm stehenden k. k. Truppen den Rückmarsch an, und wir Braunschweiger mußten ihm schon nothgedrungen folgen. Wir waren nur unge-

fähr 1600 Mann stark, und konnten allein das sächsisch-westfälische Armeecorps von 13,000 Mann unmöglich angreifen.

So standen wir denn wieder nutzlos nicht weit von Dresden, als am 27. Juni der k. k. Feldmarschall von Kienmayer den Oberbefehl über unser gesammtes Corps erhielt. Die gänzliche Unfähigkeit des Generals Am Ende mochte doch wohl zuletzt in Oesterreich eingesehen worden sein, so daß man für ihn einen mehr passenden Oberbefehlshaber sandte. Eine bessere Wahl wie den Feldmarschalllieutenant von Kienmayer hätte man aber gar nicht treffen können, und wäre derselbe nur vier Wochen früher hier gewesen, so hätte sehr leicht dieser ganze Feldzug einen anderen Ausgang genommen.

Der Genannte war einer der thatkräftigsten, am Meisten vorwärts strebenden Generale, die ich jemals in der k. k. Armee gefunden habe, und in Allem und Jedem körperlich wie geistig, der schroffste Gegensatz zu seinem unbehülflichen Vorgänger, der schon seines dicken Bauches wegen nur mühsam auf seinen plumpen Gaul heraufkletterte, während Kienmayer wie ein Husarencornet in den Sattel seines feurigen Ungarrosses hineinvoltigirte. Er war ein so recht „schneidiger" General, wie die österreichische Soldatensprache sehr charakteristisch sich ausdrückt, voller Leben und geistiger Regsamkeit, der seinen Truppen zwar das Aeußerste an Strapazen zumuthete, sie aber mit einem so belebenden Geiste zu erfüllen wußte, und auch sonst in jeder Weise so väterlich für sie sorgte, daß sie ihn sehr gern hatten und mit freudigem Eifer ihm überall folgten. Es

war ordentlich eine Lust, mit anzusehen, welch' frohe Mienen sogleich die braven österreichischen Reiter bekamen, als sie den Kienmayer an ihrer Spitze wußten.

Zu unserem Herzoge paßte ein solcher Oberanführer vortrefflich; beide Männer waren von gleicher Thatkraft und Entschlossenheit, und verstanden sich sogleich in der ersten halben Stunde. Es war uns Allen förmlich wohl um das Herz, daß dieser dicke „Ende" endlich sein Ende erreicht hatte.

Schon am nächsten Tage, nachdem der Feldmarschall-lieutenant von Kienmayer den Oberbefehl übernommen hatte, brachen wir wieder gegen den Feind auf. Es währte auch nicht sehr lange, so kam es zum Kampfe gegen die jetzt mit den Sachsen vereinigten Westfalen unweit des Klosters Zella. Zwar war der Feind in beträchtlicher Uebermacht, allein dies hinderte nicht, daß wir zuversichtlich in den Kampf gingen, da wir mit Recht großes Vertrauen in die Tüchtigkeit unserer Führer setzen durften. Wir hatten in dem mehrstündigen Gefecht, bei dem ich selbst keine Gelegenheit fand, den Säbel zu gebrauchen, auch unbedingten Erfolg, und warfen die Westfalen gehörig zurück.

Wir machten in der Nacht noch mehrere westfälische Soldaten zu Gefangenen, welche sich fast Alle dann freiwillig bei uns anwerben ließen, denn es befanden sich mehrere Braunschweiger darunter, die nur gezwungen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn gefochten hatten, und marschirten dann am anderen Morgen in der Richtung gegen die bayrische Grenze wieder fort. Niemals

habe ich unsere Braunschweigschen Husaren mit so frohem Muthe singen hören, wie bei diesem Marsche.

Ohne weitere Gefechte gingen wir nun über Chemnitz durch das Voigtland nach Plauen, um uns von dort nach Bayern zu begeben. Leider aber war jetzt von Bamberg auch ein französisches Corps unter dem Herzog von Abrantes gegen uns im Anmarsch, so daß die numerische Ueberlegenheit unserer Feinde immer mehr wuchs. Am 8. Juli kamen dann zuerst die k. k. österreichischen Truppen unter dem General Radowojewich, einem tüchtigen Mann, mit den Franzosen in das Gefecht. Wir waren noch einige Stunden entfernt, als der dumpf herüber schallende Kanonendonner uns verkündete, daß unsere österreichischen Waffenbrüder von dem Feinde angegriffen würden. Der Herzog, bei dem ich jetzt als Ordonnanzofficier Dienste that, sandte mich fort, um ihm in möglichster Eile genauen Bericht über dies Gefecht zu bringen. So schnell es die Kräfte meines Ukrainer Hengstes vermochten, jagte ich querfeldein, und war bald bei den Oesterreichern, welche schon seit dem Morgen mit einem weit überlegenen Feind muthig gekämpft hatten. Ich versprach ihnen schleunigste Hülfe, und sprengte zum Herzog zurück, diesem meinen Bericht abzustatten. Wie blitzte das Auge unseres edlen Führers so freudig und kampflustig, als ich auf schäumendem Roß vor ihm hielt, um meine Meldung zu machen. Wahrhaftig, er bot ein gar prächtiges Bild eines muthigen Soldaten dar.

„Heute sollen die Oesterreicher sehen, daß sie sich auf uns Braunschweiger unter allen Umständen verlassen können," rief er aus, und befahl den Officieren, in größter

Eile unsere Truppen vorrücken zu lassen, damit sie sich ja so bald wie möglich an dem Kampf betheiligen könnten. Die Trompeten unserer Husaren, die tiefen Flügelhörner unserer Jäger schmetterten, und vorwärts ging es nun gegen den Feind. Es war ein Augenblick frohen Entzückens, an den ich noch jetzt gern zurückdenke. Bisher hatten wir leider nur gegen Deutsche, welche nicht genug zu beklagende Ereignisse zwangen, feindlich uns gegenüber stehen zu müssen, gekämpft, jetzt endlich hatten wir die so heißerwünschte Gelegenheit, auch wieder gegen Franzosen fechten zu können. Da ließ sich der Säbel doch mit vermehrter Lust schwingen!

Gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir Braunschweiger zuerst in das Gefecht. Voran unseren Herzog, der gewiß stets dort zu finden war, wo die Gefahr am größten und der Kampf am erbittertsten sich zeigte, stürmten wir das von den Franzosen hartnäckig vertheidigte Defilee von Böseneck, und zwangen die Feinde zum eiligen Rückzug, bei dem sie beträchtliche Verluste erlitten. Das war denn ein gar schöner Tag, der einem deutschen Soldaten schon Freude machen konnte, und bei dem auch mein Säbel wieder Arbeit fand und sich in französischem Blute röthen konnte. Auch der Herzog von Braunschweig war persönlich im heftigsten Gefecht gewesen, und hatte den Säbel zu seiner eigenen Vertheidigung gebrauchen müssen.

Wir bivouakirten am Abend auf dem von den flüchtigen Feinden geräumten Kampfsplatz, und da die Franzosen viel Gepäck verloren hatten, so machten sowohl unsere Soldaten und mehr noch die Oesterreicher gute

Beute, so daß überall die frohste Stimmung herrschte. Am anderen Morgen brachen wir wieder auf, konnten aber die in Eile sich zurückziehenden Franzosen nicht mehr einholen. Noch in der Nacht mußte ich in dienstlichen Aufträgen zu den Oesterreichern reiten, und obgleich ich so ermüdet war, daß mir im Reiten immer die Augen zufallen wollten, so verrichtete ich diesen Auftrag doch sehr gern. Die braven österreichischen Kameraden hatten einen Küchenwagen des französischen Generals Junot erbeutet, und aus dem darin gefundenen Cognac und Champagner einen vortrefflichen Punsch zusammengebraut, der mich schon wieder ermuntern konnte. Wir tranken, sangen und plauderten die ganze schöne, warme Julinacht hindurch bis zum hellen Morgen, wo ich dann wieder in den Sattel mußte.

Wir wandten uns nun auf Befehl des Feldmarschall-lieutenants von Kienmayer, welcher unser Vertrauen immer mehr gewann, gegen Schleitz zu, um womöglich den von dorther anrückenden, neugebackenen westfälischen König Jerome Bonaparte zu werfen. In Eilmärschen und dabei die kurze Nacht mit zur Hülfe nehmend ging es jetzt vorwärts, da uns die Hoffnung gegeben war, die Westfalen noch vor ihrer Vereinigung mit den Sachsen erreichen zu können. Es wollte uns dies jedoch nicht gelingen, und als wir bei Schleitz ankamen, hatten die vereinten westfälisch-sächsischen Truppen dort schon eine feste Stellung eingenommen. Ein heimlicher, nächtlicher Marsch, den wir machten, um womöglich den König Jerome gefangen zu nehmen, mißlang leider gänzlich, da dieser von

unserem Plane Kenntniß erhalten hatte und nun frühzeitig aufgebrochen war. Auf welche Weise er diesen Plan erfahren hat, ist mir noch heute ein Räthsel. Man munkelte freilich damals bei uns viel davon, ein Ordonnanzofficier unseres Herzogs, der später, von diesem entlassen, in westfälische Dienste ging, sei der Verräther gewesen; doch will ich dies zur Ehre des deutschen Namens und der deutschen Officiersehre nicht glauben, denn eine solche Büberei wäre doch zu schmachvoll. Ich glaube, daß eine Unvorsichtigkeit, wie sie leider in unserem Corps nur zu häufig vorkam, die Kunde von der beabsichtigten Unternehmung auch in weitere Kreise verbreitet hatte, und somit dem Könige Jerome noch frühzeitig Nachricht davon zugekommen war. Sei dem nun wie ihm wolle, wir waren wüthend über das Fehlschlagen unseres kühnen Planes; denn die Gefangennahme dieses sogenannten Königs Jerome, der, wenn auch persönlich ein unbedeutender Mensch, doch immer als Bruder von Napoleon eine große Bedeutung hatte, wäre ein gar prächtiger Fang für uns gewesen.

Während wir noch über das Mißlingen unseres Vorhabens brummten und fluchten, kam uns aber eine Kunde von der größten, leider dabei traurigsten Bedeutung. Nach heldenmüthigem Kampfe hatten die Oesterreicher die Schlacht von Wagram gegen das überlegene Feldherrngenie Napoleons verloren, ihre Armee war besiegt, wenn auch in guter Ordnung, nach Mähren zurückgegangen, und ein Waffenstillstand vorläufig geschlossen, dem aller Wahrscheinlichkeit nach ein baldiger Friede folgen mußte.

Wie diese Nachrichten, die eine immer schrecklicher

wie die andere, in schneller Folge bei uns eintrafen, da sträubten wir uns anfänglich sie zu glauben, und hielten Alles für eitlen Lug und Trug, von Feinden der deutschen Sache in arglistiger Weise ersonnen. Als wir uns aber von ihrer Wahrheit durch die officielle Depesche, welche der Feldmarschalllieutenant von Kienmayer erhielt, überzeugen mußten, da zog völlige Hoffnungslosigkeit ein in die Brust manches muthigen Mannes, und Augen, die noch vor Kurzem so siegesgewiß im Kampfgewühl geblitzt hatten, füllten sich mit den Thränen des bittersten Schmerzes. Oesterreichs Besiegung war auch die Besiegung von ganz Deutschland, und unser eigener Untergang; darüber konnte sich kein Verständiger jetzt noch einen Augenblick täuschen. Gewaltiger wie jemals stand nach diesem neuen Siege von Wagram das Ansehen Napoleons in ganz Europa, und noch stolzer wie zuvor durfte er seinen Fuß auf das in ohnmächtigen Zuckungen sich vor ihm krümmende Deutschland setzen. Wer konnte nunmehr, nachdem Oesterreich, welches sich abermals zum Entscheidungskampf mit Aufbietung aller seiner letzten Kräfte emporgerafft hatte, aufs Neue geschlagen war, in unserem ganzen deutschen Reiche daran denken, einem Napoleon Widerstand leisten zu wollen, zumal ein leider nur zu großer Theil unserer deutschen Fürsten sich darin gefiel, demüthige Trabantendienste bei diesem übermüthigen Emporkömmling des Glückes zu leisten. Feierten doch die uns gegenüberstehenden Westfalen, ja selbst sogar die Sachsen, welche doch dem Namen nach von einem deutschen Fürsten beherrscht wurden, wenn freilich in Wahrheit Napoleon schon

längst ihr unumschränkter Herr und Gebieter war, diesen Sieg von Wagram, den ein französischer Eroberer über das deutsche Kaiserhaus Oesterreich erfochten hatte, durch eigene Freudensalven aus allen ihren Geschützen. Der eitle, charakterlose sächsische General Thielmann wußte aber gar nicht bombastische Phrasen genug zu ersinnen, um diesen neuen Sieg Napoleons, in dessen Person er fast einen zweiten Messias zu erblicken schien, seinen Truppen zu verkünden.

Daß der Herzog von Braunschweig mit seinen 1800 Mann, so stark mochte unser Corps jetzt etwa sein, nicht daran denken konnte, allein und auf eigene Hand dem Kaiser Napoleon den Krieg in Deutschland zu erklären, war selbstverständlich. Es war auch von Seiten des Erzherzogs Carl die Weisung an den Herzog gekommen, vorerst mit seinem Corps nach Böhmen zurückzumarschiren, dort Cantonnirungen zu beziehen, sich als ein Anhängsel der k. k. österreichischen Armee zu betrachten und nun ruhig zu erwarten, was weiter über uns beschlossen werden sollte. Was dies aber war, konnte bei dem damaligen geschwächten und in allen seinen finanziellen Verhältnissen furchtbar zerrütteten Zustande des Kaiserthums Oesterreich sehr leicht vorausgesehen werden, — nämlich Auflösung des Corps, und wenn man es besonders gnädig mit uns meinte, vielleicht Auszahlung eines ein- oder zweimonatlichen Soldes an die Officiere und Soldaten desselben. Dem Herzog gab man dann vielleicht aus Gnade den Charakter eines k. k. Feldmarschalllieutenants und gestattete ihm — wenn Napoleon seine hohe Erlaubniß dazu ertheilt hatte — sich in

den k. k. Staaten ein bescheidenes Ruheplätzchen zu erwählen.

In dieser furchtbar schweren Krisis zeigte sich aber erst so recht der feste Charakter und die unbeugsame Willensstärke unseres edlen Herzogs in dem schönsten Lichte. Auch dieser neue schwere Schlag des Schicksals, welches schon so vielfache Ungunst auf sein Haupt geschleudert hatte, vermochte nicht seine Kraft zu beugen, sondern stählte nur seinen Muth nnd vermehrte seine Energie. Wahrlich als ein Muster eines wahren, so echt kernhaften deutschen Fürsten, wie die damalige Zeit solche leider nur äußerst wenige aufzuweisen hatte, stand der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg jetzt da, und sein Heroismus verdient für immer Jedermann als ein leuchtendes Vorbild in unserer deutschen Geschichte aufbewahrt zu bleiben.

„Wenn ich auch Alles jetzt verliere, so will ich meine Fürstenehre mir doch unverletzt bewahren," waren die eines deutschen Fürsten und Officiers würdigen Worte, welche er entgegnete, als ihm von einigen Seiten der Rath ertheilt ward, sich Napoleon zu unterwerfen und dessen Gnade anzuflehen. Er sprach aber nicht allein solche Worte, er handelte auch dem gemäß.

Mit traurigen Gefühlen trennten sich jetzt der k. k. Feldmarschalllieutenant von Kienmayer und seine braven Officiere und Soldaten vom Herzog. Gern hätten sie noch im Verein mit uns auch fernerhin gegen den gemeinsamen Feind fortgekämpft, weil besonders die Ereignisse der letzten Tage eine enge Waffenbrüderschaft zwischen den Oesterreichern und Braunschweigern herbei-

geführt hatten; allein ihres Kaisers Befehl führte sie jetzt nach Böhmen zurück.

„Behüt's Euch Gott, Ihr Schwarzen, und rauft Euch noch recht schneidig mit diesen Franzosen herum; — nach unserem Gusto hätten wir noch gerne länger mitgeholfen, allein es thut's halt nimmer mehr,“ sagte mir noch beim Abschied ein wackerer Ober-Lieutenant von „Schwarzenberg-Ulanen“, mit dem ich besonders gute Freundschaft geschlossen hatte. Auf dem Schlachtfelde bei Leipzig konnte ich dem Waffenbruder vier Jahre später recht freudig wieder die Hände drücken.

Die Oesterreicher zogen nun nach Böhmen zurück; wir Braunschweiger marschirten aber auf Befehl unseres Herzog am 21. Juli nach Zwickau, um dort von ihm ein Weiteres über seine zukünftigen Beschlüsse zu erfahren.

Viertes Kapitel.

Entschluß des Herzogs, sich durch Deutschland bis zur Nordsee durchzuschlagen. — Feurige Rede desselben. — Kleinmüthiger Austritt eines Theiles der Officiere. — Marsch von Zwickau nach Leipzig. — Gefechte daselbst. — Jubelnder Einzug in Halle. — Patrouillenritt nach Bernburg. — Blutige Erstürmung von Halberstadt. — Bewiesener Heldenmuth. — Einzug in Braunschweig. — Gefecht bei Oelper gegen dreifache Uebermacht. — Abermaliger Austritt von Officieren. — Eilmarsch über Hannover bis nach Elsfleth. — Einschiffung. — Verschiedene Scenen dabei. — Ankunft auf der Insel Helgoland. — Fahrt nach England.

Die Entscheidung drängte immer mehr und mehr; der Herzog mußte einen festen Entschluß fassen, oder wenn er, wie man erwarten konnte, zu diesem schon gekommen war, zu einer ungesäumten Ausführung desselben schreiten, denn in Zwickau konnten wir nicht länger müßig stehen bleiben. Am 24. Juli, einem Tage, den ich nie vergessen habe, ließ der Herzog unser Corps auf einer Wiese vor Zwickau, dessen Thore geschlossen wurden, aufmarschiren. Ernst war der Ausdruck seines Gesichts, sorgenvolle Runzeln

durchfurchten seine hohe Stirn, aber in männlich ungebeugter Haltung schritt er in unsere Mitte, zuversichtlich blitzte sein Auge, klangvoll wie immer ertönte die Stimme. In einer klaren, kurzen, von warmem Gefühl für die Ehre Deutschlands durchdrungenen Rede, in welcher auch kein Wort zu viel oder am unrechten Platz war, entwickelte nun der Herzog uns Officieren die Lage der Dinge, und gab endlich seinen festen Entschluß kund, weder für sich selbst, noch die Officiere und Soldaten seines Corps, welche ihm treu bleiben wollten, unter keinen Umständen die Gnade Napoleons nachzusuchen, sondern bis an die Ufer der Nordsee, wo in diesem Augenblick wahrscheinlich ein englisches Corps landen würde, sich durchzuschlagen und, mit diesem vereint, dann den Kampf gegen die französische Gewaltherrschaft fortzuführen. Sollte etwa auch dieser fernere Krieg in Deutschland mißglücken, so würde er sich nach England, dem einzigen augenblicklich freien Lande, begeben, wo er Allen von uns, welche ihm dorthin folgen wollten, eine gute Aufnahme versprechen könne, da das englische Kabinet viele Truppen gebrauche, um in Spanien gegen die Franzosen den Kampf fortzuführen. Ueberreden wolle er aber Keinen zu diesem kühnen Schritt, sondern jeder Officier und Soldat, der jetzt aus irgend einem Grunde aus dem Corps auszutreten wünsche, solle seinen Abschied ohne Weiteres erhalten.

Als der Herzog diese inhaltsschweren Worte gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns Allen, denn wir empfanden nur zu sehr die große Bedeutung derselben.

Es war eine Frage, welche das fernere Schicksal des ganzen Lebens für einen jeden Einzelnen von uns entscheiden konnte. Der Plan des Herzogs, sich durch die ganze Uebermacht des Feindes mit seinem Häuflein bis zur Nordsee durchzuschlagen, war fast tollkühn zu nennen, konnte sehr leicht mißlingen und uns Allen dann den sicheren Untergang bringen. Und wenn wir auch wirklich bis zur Nordsee gelangten und dort uns mit den Engländern vereinigten, konnte uns dann nicht ein völlig unsicheres Schicksal zu Theil werden? Leicht möglich, daß wir nach England mußten, auf Jahre lang vom Vaterland und Allem, was uns dort theuer war, getrennt und vielleicht gezwungen wurden, in einer fernen Colonie Ost= oder Westindiens Kraft, Gesundheit und selbst das Leben in einem Waffendienst zu opfern, für dessen Zweck wir keine Sympathien haben konnten. Auf der anderen Seite fand sich für uns Verbleiben im Vaterland, Aussicht auf Ruhe und friedliches Familienglück — freilich aber auch Unterwerfung unter die Napoleonische Zwingherrschaft.

Ich für meine Person schwankte keinen Augenblick, welche Wahl ich zu treffen hatte, sondern war fest entschlossen, unseren edlen Herzog nicht zu verlassen, so lange er uns noch zum Kampfe führen konnte, und ihm meinen Arm zu weihen, wo er dessen noch bedurfte, sollte es auch am Ende der Welt sein. Es schien mir dies so natürlich, daß ich es mir gar nicht denken konnte, anders zu handeln.

Manche meiner bisherigen Kameraden schienen aber

anderer Ansicht zu sein; denn nach einer längeren Pause, während welcher sie sich miteinander beriethen, trat zuerst ein Rittmeister unseres Husarenregiments aus dem Kreise der Officiere und bat den Herzog um seinen Abschied bald folgten diesem Beispiele noch mehrere Husaren- und einige Infanterieofficiere. Ich muß gestehen, solche Schwachherzigkeit hatte ich von diesen Herren nicht erwartet, und es durchzuckte mich sogleich ein so tiefes Gefühl der Verachtung gegen sie, daß es mir rein unmöglich war, auch nur mit einem Einzigen derselben noch ein freundliches Wort zu sprechen. Ich habe später diese Herren ungleich milder beurtheilt und Manches gefunden, was mir ihren damaligen Schritt erklärbar, ja selbst entschuldbar macht, so daß ich sie jetzt nicht weiter verdammen will; eine wahre Kameradschaft fühlte ich aber für sie niemals wieder und wenn ich ihnen später nach geschlossenem Frieden zufällig wieder begegnete, suchte ich ihnen mehr auszuweichen als sie anzureden. Im Jahr 1819 habe ich übrigens wegen dieser Sache noch ein sehr ernsthaftes Duell mit Einem der damals ausgetretenen Officiere gehabt.

In dem edlen Gesicht unseres ritterlichen Herzogs zeigte sich in dem Augenblick, da ein so beträchtlicher Theil der Officiere, und darunter Manche, die er bisher mit Wohlthaten überhäuft hatte und die, als noch das Glück ihm lächelte, ihm gar nicht eifrig genug schmeicheln konnten, jetzt scheiden wollte, der Ausdruck des tiefsten Schmerzes und bitter getäuschter Hoffnung. So mußte

auch er die traurige Erfahrung machen, wovon kein Mensch, selbst kein Fürst, dem ein wechselsvolles Geschick zu Theil wird, ausgenommen ist, daß die Freunde im Glück nicht immer im Unglück treu bleiben.

Was der Herzog versprochen hatte, hielt er auch unabänderlich, und alle Officiere, welche um ihren Abschied nachsuchten, bekamen solchen auf der Stelle, mußten aber mit Recht sogleich die Truppen verlassen, um nicht etwa durch ihren Wankelmuth auch noch die Treue der Soldaten zu erschüttern. Es war kein erfreuliches Schauspiel, dies mit anzusehen, und wurden Einzelne sogar von unseren Soldaten wegen ihres Kleinmuthes laut verhöhnt und ich war froh, als die ganze peinliche Scene beendet war. Als die Officiere sich entfernt hatten, wurden alle Unterofficiere und gemeinen Soldaten einzeln gefragt, ob sie bleiben oder ebenfalls abgehen wollten, in welchem letzteren Falle ein Jeder dann einige Thaler Reisegeld ausbezahlt erhalten sollte. Nur ungefähr 200 Mann, größtentheils die schlechtesten Kerle in allen Compagnieen und Schwadronen, schieden aus; über 1800 Mann blieben uns aber treu, und brachen in den begeisterten Ruf aus: „Wir leben und sterben mit unserem Herzog und fechten für ihn, wohin er uns auch führen mag!“ Das waren doch noch Worte, die einem deutschen Soldaten das Herz erfreuen und ihm die Ueberzeugung geben konnten, wie Kraft und Treue bei allen unseren deutschen Kriegsschaaren nicht ganz erloschen sei.

Nun ward eine neue Organisation unseres Corps

vorgenommen, welches fortan bestand aus zwei Bataillonen schwarzer Jäger, in der Stärke von 500 Mann das Bataillon, zwei Compagnieen Scharfschützen mit grünen Uniformen, einem schwarzen Husaren-Regiment von 520 Mann, einem kleinen Corps Ulanen und vier reitenden Geschützen, zusammen an 2000 Mann stark, da für die abgegangenen Soldaten sogleich neue Rekruten eingestellt wurden. Was mich anging, so avancirte ich zum ältesten Lieutenant in dem Husarenregiment und erhielt einen trefflichen Zug von 40 Mann, mit dem ich größtentheils die Vorhut bildete. Meine Husaren, die durchweg fast früher in der Preußischen Armee gedient hatten, waren meist sehr zuverlässige Leute, ausdauernd, muthig, mir persönlich ungemein ergeben und von erprobter Tapferkeit. Wenn ein Officier ein Commando derartiger Soldaten führt, so darf er mit Recht stolz darauf sein, und keine Strapaze muß ihm zu groß, kein Unternehmen zu waghalsig erscheinen.

Bei starker Hitze marschirten wir nun von Zwickau nach Leipzig, wo sich sächsische Cavallerie uns widersetzen wollte, von uns Husaren aber tüchtig geworfen ward. Ich selbst hatte Gelegenheit, bei diesem Gefechte meinen Säbel zu gebrauchen und einen sächsischen Husaren vom Pferde zu hauen. Bei anbrechendem Tage zogen wir als Sieger mit schmetterndem Trompetenklang und frohem Gesang in Leipzig ein, dessen Bewohner gar verwunderte Gesichter machten, als sie plötzlich uns „Schwarzen", die sie Gott weiß wo glaubten, in ihre Stadt einmarschiren sahen.

Wir hielten den langen heißen Sommertag hier Rast, und wurden von den gastfreien Bewohnern dieser reichen Handelsstadt, welche über die undeutsche Politik ihres Königs sehr mißvergnügt schienen, mit Speise und Trank reichlich erquickt. Ich selbst hatte das Glück, bei einer gebildeten Kaufmannsfamilie einquartirt zu werden, und die kleine nette, hübsche Hausfrau wußte gar nicht, was sie mir Alles auf den Tisch setzen sollte, um mich zu stärken. Eine Cousine des Hauses, welche Anlage zur Kunst hatte, war gar nicht davon abzubringen, mich zu zeichnen, um das Portrait eines schwarzen Todtenkopf-Husarenofficiers in ihrem Stammbuche zu besitzen. Nothgedrungen mußte ich nachgeben, war aber von den Strapazen des letzten Tages so ermüdet, daß ich trotz alles Geplauders der Damen während der Sitzung fast einschlief. Die Cousine hatte Humor genug, mir dies nicht übel zu nehmen, sondern mich als Schlafenden darzustellen, was ein ganz hübsches Genrebild gab. Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 habe ich in diesem Hause wieder einige Wochen als Verwundeter gelegen.

Um bei der sehr großen Sonnenhitze die kühleren Nächte zum Marschiren zu benutzen, zogen wir am Abend wieder aus Leipzig fort auf dem Wege nach Halle zu. Ich gehörte zu den ersten Reitern, welche in diese alte, treue Preußische Stadt einritten, und der lebhafteste Jubel, die ungeheucheltste Freude aller Einwohner empfing uns. Wir spürten es sehr merklich, daß wir auf Preußischem Gebiete waren, wo noch grimmiger Franzosenhaß Aller Herzen erfüllte und wahre Vaterlandsliebe sich zeigte,

obgleich Halle jetzt diesem neugeschaffenen Königreich Westfalen zugetheilt war. Da wir diese Stadt doch unmöglich auf die Länge behaupten konnten, so mußten wir die Einwohner nur verhindern, die westfälischen Wappen von den öffentlichen Gebäuden abzureißen und die ihnen mißliebigen Beamten zu verjagen, um sie nicht nutzlos der Rache der bald wieder einrückenden Feinde auszusetzen. Einige Freiwillige schlossen sich übrigens hier unserer Schaar an, und hätten wir Officiere nicht selbst den Studenten abgerathen, mit uns zu ziehen, da unser Schicksal doch ein sehr ungewisses war und leicht eine mehrjährige Verbannung vom deutschen Boden herbeiführen konnte, so wären fast alle diese uns gefolgt. Ein sehr stattlicher, jugendkräftiger Student, der einzige Sohn einer Preußischen Officierswittwe, deren Mann bei Jena gefallen war, trat als Freiwilliger in eine Scharfschützencompagnie ein. Vier Tage darauf bei dem Sturm auf Halberstadt traf den jungen Mann schon eine feindliche Kugel mitten durch das Herz und brachte ihm den frühen Kriegertod.

Gern wären wir zwar in Halle noch länger geblieben, allein die größte Eile war geboten, wenn wir nicht von der feindlichen Uebermacht der Westfalen und Sachsen umzingelt und aufgerieben werden wollten. Einen Fürsten wie den Herzog Wilhelm von Braunschweig gefangen zu nehmen, wäre für die dienstbeflissenen Helfershelfer der Napoleonischen Tyrannei ein zu reicher Fang gewesen, als daß sie nicht hätten die möglichste Eile anwenden sollen, um ihn sich zu erwerben. So kamen denn die Westfalen

schleunigst herbei, und auch Thielmann mit seinen Sachsen wollte versuchen, uns über Lauchstädt und Merseburg in die Flanke zu fassen. Wir mußten daher vor Allem suchen, die Feinde über die Richtung unseres Marsches zu täuschen, und so wurden starke Cavalleriepatrouillen nach verschiedenen Seiten ausgesandt, um fälschlich Quartier für das ganze Hauptcorps anzusagen, so daß die feindlichen Spione dadurch irre geführt wurden, und nicht zu erforschen vermochten, welchen Weg wir denn eigentlich einschlagen würden.

Ich persönlich ward mit 40 Husaren befehligt, von Halle aus gegen Bernburg zu reiten, und überall das Gerücht zu verbreiten, ein Corps von 20,000 Oesterreichern und Braunschweigern würde mir in den nächsten Tagen schon nachfolgen. Ich ließ stets nur die Beamten der Gegend kommen, ermahnte sie dringend dafür zu sorgen, daß Lebensmittel und Fourage für dies starke Corps ja recht reichlich bereit gehalten würden und erkundigte mich nach dem Zustand der Wege und Brücken, ob solche auch für das schwere Geschütz, welches dieses Corps bei sich führe, geeignet wären; kurz suchte mich ganz als Quartiermeister der Haupttruppe zu benehmen. Gesprächsweise ließ ich dabei auch wohl fallen, mir selbst sei zwar die Bestimmung dieses Corps unbekannt, doch glaubte ich annehmen zu dürfen, daß solches beordert sei, durch einen kühnen Handstreich die von den Franzosen und Westfalen besetzte wichtige Festung Magdeburg zu erobern.

Es sei nämlich die Landung eines starken englischen Corps an der Elbe zu erwarten, Oesterreich habe unserem

Herzog 12,000 Mann Truppen zur Verfügung gestellt, und so würden wir nun suchen, uns der Festung Magdeburg zu bemächtigen, um dadurch einen festen Stützpunkt für unsere ferneren Operationen in Norddeutschland zu gewinnen. Diese falsche Nachricht, welche ich überall verbreitete, soll den Commandanten von Magdeburg bewogen haben, eine größere Expedition, als er anfänglich gegen den Herzog beabsichtigte, zu unterlassen, in der Furcht, seine Stadt zu sehr von Truppen zu entblößen. Auch dem dritten westfälischen Infanterieregiment, welches uns später bei Halberstadt den Weg zu versperren suchte, waren schon von Magdeburg aus Eilboten nachgesandt worden, um dasselbe zurückzurufen; doch war dies zu spät gewesen, weßhalb wir uns denn einige Tage nachher mit diesem Regimente schlagen mußten.

Die Aufnahme, welche wir Husaren von Seiten der gesammten Landbevölkerung bei diesem Streifzug fanden, war die herzlichste, welche wir uns nur wünschen konnten. Die guten Leute holten Alles herbei, was Küche und Keller nur enthielten, und suchten sowohl uns Reiter wie auch unsere Pferde möglichst herauszufüttern. Auch mehrere junge Burschen wollten sich sogleich meinen Husaren anschließen, doch wies ich sie jedes Mal zurück, da die Zeit für uns zu knapp gemessen und die Zukunft zu unsicher war, als daß wir uns mit der Annahme von Rekruten noch fernerhin befassen konnten. Einen alten westfälischen Gensd'armen, welcher früher lange als Dragonerunterofficier bei den Preußen gedient hatte, nahm ich indessen ohne Bedenken als Freiwilligen mit, und kleidete ihn in die Uniform eines

meiner schwarzen Husaren, der sich bei diesem Zuge selbst durch Unvorsichtigkeit erschossen hatte. Dieser Gensd'arm war außer sich vor Freude, daß er die westfälische Uniform, welche er nur aus Noth angelegt, wieder ausziehen konnte, und trat den Namenszug des Königs Jerome mit den Füßen.

Als ich sichere Nachrichten über den Marsch des fünften westfälischen Infanterieregiments, welches Halberstadt besetzen sollte, um uns dort den Weg zu verlegen, eingezogen hatte, ritt ich in Eile zurück, den Herzog hiervon zu benachrichtigen. Es war unserem Corps leider nicht mehr möglich, diese Stadt früher wie das genannte Regiment zu erreichen, und so mußten wir es denn auf einen gewaltsamen Sturm ankommen lassen. Bei Quedlinburg ward noch zuvor recht tüchtig geschmaust und dann der Marsch gen Halberstadt angetreten, wo wir am Abend ankamen. Es galt nun den schnellsten Angriff, damit die Feinde sich nicht noch mehr befestigen und uns dadurch die Einnahme der Stadt sehr erschweren, ja sogar unmöglich machen könnten. Der Ort hatte nämlich sehr starke Mauern und feste Thore, und da das fünfte westfälische Regiment fast ein Drittel stärker war wie unser gesammtes Corps, so durfte die Einnahme schon als ein schwieriges Unternehmen, welches leicht mißlingen konnte, angesehen werden.

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen,“ war der wahre Leibspruch unseres ritterlichen Führers, und demgemäß stürmten wir denn auch mit Ungestüm los. Leider konnten wir Husaren bei dem Angriff auf eine befestigte

Stadt nicht die wichtigste Rolle übernehmen, sondern mußten solche unserer trefflichen Infanterie überlassen, die sie denn auch musterhaft ausführte. Es kam sehr bald zum heftigen Kampfe, die Westfalen schossen aus den Thürmen der Thore und von den Wällen, und fügten unseren Sturmcolonnen beträchtlichen Verlust bei, ohne daß wir ihnen in ihrer gesicherten Stellung großen Schaden anthun konnten. Es dauerte eine Weile, bis es zwei leichten Geschützen von uns endlich gelang, ein Thor, welches stark verrammelt gewesen war, einzuschießen, und dadurch unseren Sturmcolonnen den Weg in die Stadt zu bahnen. Unter lautem Hurrah drang unsere Infanterie mit gefälltem Bajonnet, voran die grünen Scharfschützen, ein, und auch Husaren- und Ulanendetachements folgten, um bei dem Straßenkampf mithelfen zu können. Am „Kühlinger Thor" war der heftigste Zusammenstoß, und natürlich mußte unser Herzog auch dort anwesend sein. Schon war tiefe Dunkelheit eingetreten, als wir unter dem lauten Ruf unserer wüthenden Husaren „Sieg oder Tod" in die inneren Straßen von Halberstadt eindrangen. Ein heftiger Kampf tobte noch hie und da, und besonders aus den Fenstern der hohen Häuser fielen noch manche uns viel Verlust bringende Schüsse; obgleich der Widerstand der Westfalen nach und nach immer schwächer ward. Mitunter konnten auch wir Husaren einzelne gute Attaquen machen, ungeachtet wir im Allgemeinen in den dunklen engen Straßen, welche uns ganz unbekannt waren, uns mit den Pferden nicht recht frei zu bewegen vermochten, und den Haupt-

theil des Kampfes unserer Infanterie, die mit einem wahren Löwenmuth focht, überlassen mußten. Zwei westfälische Officiere, darunter einen geborenen Franzosen, nahm ich mit Hülfe meines treuen Burschen gefangen. Meine Aufforderung sich zu ergeben, beantwortete der Eine von ihnen mit einem Pistolenschuß, der mich leicht an der Schulter verletzte. Ich hieb ihm aber seine beiden Zügel durch, so daß er keine Gegenwehr leisten konnte, und schnell um Pardon bat. Sein großes friesisches Pferd paßte später gut für unseren Munitionskarren, wie wir denn überhaupt bei diesem Sturm auf Halberstadt reiche Beute machten, freilich auch an 400 Todte und Verwundete, darunter auch an 14 Officiere, dabei einbüßten. In Betracht der Schwäche unseres Corps, welches kaum 2000 Streiter zählte, war dies leider ein sehr schwerer Verlust.

Gegen 2 Uhr Nachts hörte das letzte Gefecht endlich auf, und die einzelnen Abtheilungen der Westfalen, welche sich zum Theil noch sehr hartnäckig gewehrt hatten, ergaben sich, so daß wir an 2000 Gefangene machten.

Sehr viele westfälische Soldaten entließ der Herzog sogleich in ihre Heimath, nachdem ihre Waffen zerbrochen waren, da uns bei unserem Eilmarsche die Bewachung so vieler Gefangenen doch zu schwer gefallen wäre. Einige hundert Mann gefangene Westfalen traten in die Reihen unserer Infanteristen ein, so daß dadurch der erlittene Verlust einigermaßen wieder ausgeglichen wurde. Die westfälischen Officiere, darunter der Oberst des Regiments, der sogenannte Graf von Wettingerode,

eigentlich ein geborener Franzose Namens Meyronet, wurden aber mitgenommen. Dieser Oberst war zwar ein tapferer Soldat, trat aber selbst noch in der Gefangenschaft mit einer so echt französischen Arroganz auf, daß ich die große Gutmüthigkeit unseres Herzogs, der solches ungestraft duldete, bewundern mußte. Er wie noch einige andere gefangene Officiere, welche französischen Ursprunges waren, mußten mit nach England folgen, während die Deutschen auf ihr Ehrenwort, nicht wieder gegen uns zu dienen, entlassen wurden. Unter diesen jetzt gefangenen westfälischen Officieren befand sich auch ein früherer Regimentskamerad von mir, mit dem ich ehemals in Münster sehr genau bekannt gewesen war. Da ich wußte, daß nicht persönliche Noth — alsdann wäre er am Ende wohl zu beklagen, doch aber zu entschuldigen gewesen — sondern Ehrgeiz ihn in westfälische Dienste getrieben hatte, und er sich daselbst sogar durch Schmähungen gegen Preußen hervorgethan, so hegte ich mit Recht große Verachtung gegen diesen Menschen. Jetzt als Gefangener wollte dieser Herr unsere alte Kameradschaft erneuern, kam ganz unbefangen an mich heran und wollte mir sogar ohne Weiteres die Hand reichen. Freimüthigkeit gegen Jedermann, sobald nicht dienstliche Rücksicht meine Zunge fesselte, ist stets mein Bestreben gewesen, und so sagte ich denn auch ihm unumwunden, daß ich keinem Preußischen Edelmann und gar früheren Preußischen Officier, der freiwillig einem König Jerome dienen könne, die Hand reichen würde.

Der so Angeredete machte ein etwas verblüfftes Gesicht, während ich ihm den Rücken zuwandte und ihn stehen ließ.

Gegen Morgen hatte das Gefecht gänzlich aufgehört und wir konnten uns auf einige Zeit der Ruhe hingeben. Mein Ukrainer Roß und ich hatten solche auch redlich verdient, denn seit den letzten 36 Stunden war ich kaum auf Augenblicke aus dem Sattel gekommen. Wir streckten uns nun Beide der Länge nach auf einer Wiese unweit eines Thores von Halberstadt hin, und schliefen bis gegen Mittag vortrefflich. Diese Ruhe war uns sehr nöthig, denn schon am Nachmittag marschirten wir wieder von hier fort, gen Braunschweig zu.

Die größte Eile war trotz unseres jetzigen Sieges für den Herzog nothwendig, wenn er wirklich sein Corps noch glücklich bis auf die rettenden englischen Schiffe führen wollte; indem von allen Seiten her westfälische, bergische und auch die holländischen Truppen, welche gegen den Major von Schill schon gefochten hatten, gegen uns heranmarschirt kamen.

Bevor wir Halberstadt verließen, hatte ich noch die traurige Pflicht, einem schwer verwundeten Officier, mit dem ich traute Waffenbrüderschaft geschlossen hatte, den letzten Besuch zu machen. Es war unmöglich, diese Schwerverwundeten auf unserem Eilmarsche mitzunehmen, und so mußten wir sie nothgedrungen einem sehr ungewissen Schicksal überlassen, welches uns den Abschied von ihnen noch mehr erschwerte. Napoleon, den es in seinem Uebermuth empörte, daß ein deutscher Fürst es jetzt noch wage, den Kampf gegen ihn fortzusetzen, hatte scham-

loser Weise unserem Herzog das Recht Krieg zu führen, abgesprochen, und seinen feilen Schergen befohlen, das braunschweigsche Corps nicht wie die Heeresmacht eines legitimen Fürsten, was wir doch unbestritten waren, sondern wie einen Räuberhaufen anzusehen und demgemäß zu behandeln. Es war daher leicht möglich, daß Napoleon unsere verwundeten Officiere nicht als Kriegsgefangene behandelte, sondern sie auf die Galeeren nach Frankreich bringen ließ, wie er dies bereits bei den gefangenen Officieren des Schill'schen Corps gethan hatte.

Der Zufall hatte gewollt, daß man unsere verwundeten Officiere in Halberstadt in ein öffentliches Haus gebracht. Sie fanden von den gefälligen Mädchen daselbst eine sehr mildthätige Pflege, und diese armen Geschöpfe sorgten mit größerer Aufopferung für die Leidenden, als dies viele elegante, noch so gebildet und tugendhaft erzogene Damen aus den höheren Gesellschaftskreisen es in diesem Falle kaum gethan haben würden. Das Eine dieser armen Wesen, eine sehr hübsche, junge Blondine, war mehr aus Unkenntniß und Noth — sie war eine Waise — wie aus wirklicher Verworfenheit in dies verrufene Haus gekommen. Sie pflegte mit der größten Aufopferung Einen unserer verwundeten Officiere, wußte denselben später selbst mit Gefahr des eigenen Lebens der ihm drohenden Gefangenschaft zu entziehen und begleitete den Geretteten nach England und später mit dem Regiment nach Spanien. Hier versah sie den Dienst einer Marketenderin mit der musterhaftesten Aufopferung, Ge-

schicklichkeit, Uneigennützigkeit und Anständigkeit der Sitten, so daß sie sich bald die allgemeinste Hochachtung erwarb, ihrem Geliebten dabei aber stets mit treuer Anhänglichkeit ergeben blieb. In der Schlacht bei Vittoria zerschmetterte eine Kanonenkugel diesem Officier beide Füße, so daß er amputirt werden mußte. Der zum Krüppel Gewordene heirathete nun seine ihm auch jetzt noch treu gebliebene Geliebte, kaufte sich in der Schweiz ein kleines Besitzthum, und soll dort lange glücklich und in zufriedenen Verhältnissen als Vater von mehreren blühenden Kindern gelebt haben.

Wir marschirten am 30. Juli Nachmittags wieder aus Halberstadt fort und hielten am Abend des folgenden Tages unseren Einmarsch in Braunschweig. Welch ein Einzug war dies aber, wie vereinten sich dabei Jubel und Trauer, Freude und Schmerz auf die seltsamste Weise, und die widerstreitendsten Gefühle mußten in dieser Stunde bei uns Allen und gar bei unserem Herzoge sich durchkreuzen. Wohl empfing uns jetzt die wahre Freude, die ungeheucheltste Anhänglichkeit aller Braunschweiger, die mit Recht sich doppelt stolz fühlten, einen solchen Fürsten wie den Herzog Wilhelm zu besitzen, und doch durften wir uns nicht verhehlen, daß unser Bleiben hier in der alten Welfenhauptstadt kaum einige Tage, ja selbst wahrscheinlich nur einige Stunden währen konnte. Als Sieger, die schmetternde Janitscharenmusik des von uns gefangenen westfälischen Infanterieregiments an der Spitze, zogen wir zwar in Braunschweig ein, und waren doch nur heimaths-

lose Flüchtlinge, die wahrscheinlich am nächsten Tage schon einen harten Verzweiflungskampf kämpfen mußten, wenn wir uns das Höchste, was wir bei unserer jetzigen Lage noch zu erreichen hoffen konnten, — nämlich eine freie Einschiffung nach England — erzwingen wollten. Es lag ein furchtbarer Contrast in diesem jubelnden Einzug in Braunschweig, wo wir mit Tücherschwenken, Blumenkränzen und allen möglichen Aeußerungen der Begeisterung empfangen wurden, und wo besonders das schöne Geschlecht gar nicht wußte, wie es uns nur ehren und erfreuen sollte — und dem ungewissen Schicksal, welches uns wahrscheinlich schon am nächsten Tage erwartete. Ich habe unseren Herzog niemals ernster gesehen, wie an diesem Einzugsabend hier, und besonders als er in den Schloßhof des alten Stammschlosses seiner Väter einritt, sah man deutlich, welcher Schmerz seine Brust durchzucke.

Ich persönlich mit meinen Husaren blieb nur die Nacht in Braunschweig, wo wir in einem vor dem Petrithore liegenden großen Wirthshaus einquartirt wurden und am anderen Morgen schon wieder als Recognoscirpatrouille ausritten. Bald mußten wir die Nachricht bringen, daß drei westfälische Infanterieregimenter, zwei Batterien und ein Cürassierregiment, zusammen wohl an 5000 Mann, unter dem bekannten westfälischen General Reubel, der schon in Sachsen gegen uns befehligt hatte, im Anmarsch wären. So galt es denn einen herzhaften Kampf von uns 2000 Mann gegen diese 5000 Mann oder wir waren verloren, da auch schon der holländische General Gratien in Eilmärschen gegen uns anrückte.

Schon am Nachmittage desselben Tages kam es bei dem Dorfe Oelper, unweit Braunschweig, wieder zu einem ernsthaften Kampfe. Der Gedanke, in derselben Stadt, wo wir am Abend als jubelnde Sieger eingezogen waren, jetzt vielleicht als demüthige Gefangene eingebracht zu werden, war uns unerträglich, und so griffen wir denn die Westfalen mit dem Muthe der Verzweiflung an. Fast unter den Augen der theilnehmenden Bewohner von Braunschweig, die zu ganzen Schaaren uns nachgefolgt waren um diesen Kampf anzusehen, gleich als sei es ein gefahrloses Friedensmanöver, mußten wir jetzt fechten.

Bei dem Sturm auf das Dorf Oelper wurde dem Herzoge sogleich sein Pferd unter dem Leibe erschossen und sein Adjutant, der tapfere Hauptmann von Rabiel, stürzte tödtlich getroffen zusammen, allein trotzdem gelang uns endlich unser Angriff. Auch wir Husaren kamen bald zum Einhauen, sprengten zwei westfälische Kürassierschwadronen und hieben viele Soldaten derselben zusammen, so daß die Uebrigen sich in großer Eile in ein nahes Gehölz flüchteten. Die Dunkelheit machte nun dem Gefechte ein Ende und wir blieben in unserer früheren Stellung dicht vor Oelper, welches von den Feinden noch besetzt war, stehen.

Leider riß in dieser Nacht Muthlosigkeit unter einem Theile unserer Officiere ein, welche freilich die große Gefährlichkeit unserer Lage besser übersehen konnten, wie dies der gemeinen Mannschaft möglich war. Es ward darüber berathen, ob es nicht am Besten sei, wenn der Herzog sich allein heimlich nach England flüchtete,

das Corps dann eine möglichst vortheilhafte Kapitulation abzuschließen suche, da wir, von allen Seiten von übermächtigen Feinden umringt, doch ganz nothwendiger Weise in Kriegsgefangenschaft gerathen mußten. Zu sehr lebhaften Erörterungen kam es noch während der Nacht zwischen den verschiedenen Officieren über diese Frage, und selbst bis dahin bestandene Freundschaftsbündnisse zwischen Einzelnen wurden dadurch für immer zerrissen. Ich selbst bei meiner etwas heftigen und leidenschaftlichen Natur, trat sehr lebhaft gegen einen Officier auf, welcher die Abschließung einer Kapitulation besonders eifrig befürwortete, ja nannte denselben sogar im gerechten Zorn einen erbärmlichen Feigling. Es war natürlich, daß der Beschimpfte dafür eine blutige Genugthuung von mir forderte und ich ihm solche auch gewährte, und da wir Beide keine Zeit zu verlieren hatten, so fand der Zweikampf mit unseren Säbeln sogleich beim Morgengrauen der kurzen Sommernacht statt. Wir hieben uns herum, daß es nur so klirrte, bis es mir endlich glückte, meinem Gegner einen so tüchtigen Hieb über die rechte Schulter beizubringen, daß er den Säbel fallen lassen mußte und stark blutend nach Braunschweig zurückgetragen wurde. Da er doch nicht mehr in unserem Corps fechten wollte, so hatte er ja hinlängliche Zeit zu seiner Heilung!

In dieser gefährlichen Lage bewies sich unser Herzog wieder so recht als Mann und Held, und rettete dadurch nicht allein sich, sondern auch die Ehre unseres ganzen Corps. Kaum hörte er, daß die Rede davon sei: „er für

seine Person solle sich durch eine heimliche Flucht nach England zu retten suchen", so trat er zornentflammt in unsere Mitte. Feurig flossen seine drohenden Worte; begeistert, dabei im höchsten Grade erzürnt, flammte sein Auge. Er erklärte ganz bestimmt, daß er unter keinen Umständen von unserem Corps sich trennen, sondern bis zum letzten Augenblicke mit demselben kämpfen und Sieg oder Untergang theilen werde. Gezwungen halte er indessen Keinen zurück; nur Freiwillige wolle er in den letzten Stunden der Gefahr um sich haben. Wer von den Officieren daher auszuscheiden wünsche, der möge dies auf der Stelle thun.

Sechszehn von unseren Officieren waren kleinmüthig genug das Anerbieten des Herzogs anzunehmen, freiwillig auszutreten und somit ihren Fürsten in dem Augenblick, wo die Gefahr am größten war, zu verlassen. Mögen sie ihr damaliges Thun vor ihrem eigenen Gewissen verantworten, ich will mich nicht jetzt in der Erinnerung noch zum Richter desselben aufwerfen. Soviel weiß ich aber noch, daß mich und meine übrigen Kameraden zu jener Zeit mit vollem Rechte der größte Unwille über solch Benehmen erfüllte, und daß es uns nicht möglich war, den Scheidenden die Hand zu reichen oder nur ein freundliches Wort zum Abschied zu sagen.

Um 8 Uhr Morgens brachen wir wieder auf, und marschirten in der Richtung gegen Hannover zu, wohin der Weg noch frei war. Der General Reubel hatte schlecht manövrirt und so glückte es uns jetzt, ihm ohne Kampf zu entkommen, was bei besseren Dispositionen von seiner Seite kaum möglich gewesen wäre.

Ueber Peine kamen wir am Morgen des 2. August in Hannover an, wo wir ebenfalls von Seiten der Einwohner einen überaus freundlichen Empfang fanden, wie dies überhaupt mit einzelnen wenigen Ausnahmen, auf dem ganzen Wege der Fall war. Ich ritt mit meinen Husaren größtentheils in der Vorhut und wir nahmen manche westfälische Gensd'armen und einzelne französische, holländische und westfälische Soldaten, sowie kleine Detachements gefangen. Da wir auf unserem Eilmarsch die Gefangenen doch nicht mit uns herumschleppen konnten, so mußten wir uns damit begnügen, ihnen die Waffen und Pferde abzunehmen; die Menschen aber wieder freigeben. Auch in Hannover rasteten wir nur einige Stunden und gingen dann, die kurzen Nächte mit benutzend, in Eilmärschen wieder weiter, um über die Weser zu kommen. Die größte Eile war dringend geboten, denn seitdem der holländische General Gratien sich mit dem westfälischen General Reubel verbunden hatte, marschirten an 8000 Mann gegen unser kleines Häuflein. Ebenso die Dänen, die niemals gefehlt haben, wenn es galt der deutschen Waffenehre eine Schmach zuzufügen, kamen von Hamburg her unter ihrem General Ewald, der schon in Stralsund bei der Niedermetzlung vom Major von Schill geholfen hatte, in beschleunigten Märschen gegen uns an. Gegen solche mehr als zehnfache Uebermacht hätte ein Widerstand doch zu nichts geführt, und wir mußten unsere Rettung nur in schnellen und klug berechneten Märschen, durch welche wir unsere Verfolger irre führten, suchen. Unsere Husa-

ren kamen Tag und Nacht fast nicht aus den Sätteln und sehr viele Pferde wurden so arg gedrückt, daß sie bereits einen unleidlichen Geruch verbreiteten, unsere Infanteristen aber wurden zum großen Theil auf unzähligen Bauerwagen, welche möglichst schnell und oft mit Gewalt requirirt worden waren, gefahren. Es hieß hier, wie oft im Felde „Noth kennt kein Gebot"; die Pflicht der Selbsterhaltung ging allem Anderen vor, und allzuviele Rücksichten durften wir nicht nehmen.

Am 4. August trafen wir in Nienburg ein, hatten somit die Weser erreicht und dadurch viel gewonnen. Unaufhaltsam ohne Ruh und Rast ging es weiter dem Meere zu. Bei Hoya, wo eine Brücke über die Weser führt, welche wir auf Befehl des Herzogs abbrachen, hatten wir Husaren noch ein Gefecht mit den Vortruppen des Generals Reubel, die uns unmittelbar folgten, zu bestehen. Ich mit 8 Husaren blieb noch am jenseitigen Ufer als die Brücke schon abgebrochen war, und wir schwammen nun mit unseren Pferden durch den Fluß, was gar nicht so schwierig war wie es anfänglich aussah, obgleich die einschlagenden feindlichen Büchsenkugeln rechts und links neben uns das Wasser aufspritzten. Einem meiner Husaren ward bei dieser Gelegenheit sein Pferd erschossen und ich gab ihm mein zweites Pferd, da mein stets unermüdlicher Ukrainer Hengst mich leicht bis an die Ufer der Nordsee tragen konnte.

Immer heftiger drängte der Feind mit seiner Uebermacht nach, und unsere einzige Rettung lag darin,

ihn in der Richtung unseres Marsches zu täuschen. Aus diesem Grunde mußte nun der Major von Korfes mit 60 Husaren unter dem Rittmeister von Hirschfeldt, und 60 Jägern nebst 2 Geschützen nach Bremen zu marschiren und sich als unsere Avantgarde ausgeben, hoffend, den Feind dadurch in unserer Verfolgung irre zu leiten. Es war dies ein sehr waghalsiges Unternehmen, bei dem die Mannschaft sehr leicht gänzlich geopfert werden konnte; weßhalb auch nur Freiwillige dazu aufgerufen wurden.

Noch ein sehr ermüdender Nachtmarsch bei tiefer Dunkelheit mußte gemacht werden, und wir langten bei dem oldenburgischen Marktflecken Elsfleth an. Jetzt konnten wir uns als gerettet betrachten, denn hier lagen Schiffe, welche den größten Theil unserer Truppen aufnahmen; obwohl einige Compagnien sich erst in Bremerlehe einschiffen konnten. Die Einschiffung geschah in großer Eile und es kamen in Folge dessen manche Unordnungen dabei vor, wie denn auch einzelne Soldaten nicht in die Schiffe wollten, zu plündern anfingen und dann fortliefen. Wir Husaren konnten unsere Pferde nicht mitnehmen, sondern mußten sie Alle zurücklassen, wie auch der Herzog sich dem unterwerfen mußte. Es hatten sich sogleich eine Menge Juden, Handelsleute und Bauern eingefunden, um Pferde zu kaufen. Sie machten einen guten Handel, denn durchschnittlich ward ein Husarenpferd mit Sattel und Zeug für 3 Thaler, ja oft nur für einen Thaler, verkauft; so sehr drängte die Zeit. Ich konnte mich nicht darin finden, meinen treuen Ukrainer-Hengst zu verschachern,

da ich nicht wußte in welche Hände das edle Thier fallen und welches Schicksal ihm bevorstehen würde. Kurz entschlossen, leitete ich das Pferd einige Schritte seitwärts, umfaßte noch einmal seinen schlanken, edel gebogenen Hals, schaute ihm in die klugen dunklen Augen, setzte ihm dann die Pistole hinter das Ohr, drückte los und todt lag das muthige Thier, welches mich so viele hundert Meilen weit mit nie nachlassender Kraft getragen hatte, zu meinen Füßen. Ich bin gerade kein Schwächling, aber daß mir die Thränen in die Augen traten, als der Hengst von meiner eigenen Hand getödtet dalag, will ich nicht läugnen.

Man hatte auch sonst Anlaß zur Trauer genug in diesen Stunden der Einschiffung, denn es galt ja den Abschied vom deutschen Boden, wahrscheinlich für lange Jahre, ja vielleicht für immer. Die Freude über unsere glückliche Rettung, die Lust, daß es uns gelungen sei der Uebermacht unserer Feinde zu entwischen, überwog freilich in diesem Augenblick bei den meisten Soldaten den Gedanken des Abschiedes von Deutschland, und mit lautem Jubel wurden die Schiffe bestiegen. Waren die Verhältnisse in unserem Vaterlande daheim doch leider so wenig anziehend!

Nach der auf kleinen Küstenfahrzeugen glücklich erfolgten Einschiffung, hatten wir doch noch manche Gefahren und Strapazen zu bestehen, bis wir Helgoland erreichten. Einige dänische fahrende Batterien langten in aller Eile am Weser-Ufer an, und begannen unsere kleinen,

schwachen, unbewaffneten Fahrzeuge so heftig zu beschießen, daß die Kugeln rechts und links bei uns im Wasser niederflatschten. Ein Glück nur war es, daß die Dänen mehr eifrig wie geschickt schossen, so daß keine ihrer Kugeln traf, sonst hätte solch leichtes Küstenschiff, auf welchem wir fuhren, durch einen einzigen Schuß zertrümmert werden können. Auch das Wetter war sehr ungünstig, der Wind stand uns entgegen und langsam nur durch vieles Hin- und Herlaviren konnten wir das Meer gewinnen. Zwei unserer kleinen Schiffe, darunter leider dasjenige, welches die Bagage der meisten Officiere und die Kriegskasse des Herzogs, welche übrigens nur noch einige tausend Thaler enthalten sollte, trug, strandeten und fielen den Dänen in die Hände, welche über solche Beute sehr frohlockten. Die bei dieser Gegelegenheit gefangenen Soldaten unseres Corps, wie auch die Stallleute und Bedienten des Herzogs, welche sich auf diesem einen Schiff befanden, wurden auf Napoleons besonderen Befehl nach Brest auf die Galeeren gebracht.

Am 9. August, als noch widrige Winde unsere kleinen Fahrzeuge, auf denen wir eng zusammengepreßt jeglicher Bequemlichkeit entbehren mußten, in der Nähe der oldenburgischen Küste festhielten, kam eine schwache englische Kriegsflottille auf uns zugesegelt. Mit dem Donner aller Kanonen empfingen die englischen Kriegsschiffe unsere Fahrzeuge, da man wußte, daß der Herzog mit seiner „schwarzen Schaar", deren Ruf schon bis nach England gedrungen war, sich am Bord derselben befinde. Von

nun an konnten wir uns als vollkommen gerettet betrachten; denn Englands Flagge beherrschte ja alle Meere.

Am folgenden Tage ankerten wir, von den englischen Kriegsschiffen eskortirt, bei der Insel Helgoland und wurden dort bald ausgeschifft. Welch ein geschäftiges Leben herrschte auf dieser kleinen Insel und wie ungeheuer groß waren die Waarenmassen, die wir überall aufgestapelt hier liegen sahen. Napoleons Gewaltmaßregeln hatten alle Häfen des deutschen Festlandes der Einfuhr der englischen Waaren verschlossen und dadurch war Helgoland ein ungeheures Depot geworden, von dem aus der Schmuggelhandel mit verbotenen englischen Waaren aller Art, nach den deutschen Nordseehäfen in einer so großartigen Weise stattfand, wie man sich dies in jetziger Zeit kaum noch vorstellen kann. Unter dem Schutz der englischen Kriegsschiffe geschah dieser Schmuggelhandel besonders nach der Elb- und Wesermündung oft mit bewaffneter Macht, und da Tausende von französischen Douaniers, Gensd'armen und Soldaten, alle norddeutschen Seeküsten stark besetzt hielten, so ereigneten sich zwischen ihnen und den bewaffneten Schmugglerbanden, oft sehr blutige Gefechte, in denen gegenseitig mit äußerster Erbitterung gekämpft wurde, und ein Pardongeben selten stattfand. Diese Handelsthätigkeit Helgolands hatte eine solche Menge von Geschäftsagenten, Kaufleuten, Schwindlern und Abenteurern aller Art dahin gelockt, wie auf einem so kleinen Raum wohl selten vereint gewesen sind. Geld wurde in Hülle und Fülle verdient, denn eine einzige glücklich aus-

geführte Schmuggelexpedition brachte oft mehrere Tausend Thaler Gewinn, der aber auch häufig ebenso leicht wieder verausgabt wurde. Alle Lebensmittel hatten einen ungeheuer hohen Preis, edle Weine flossen in Strömen, leichtfertige glänzend geputzte Mädchen trieben sich in Menge umher, Spieltische waren überall aufgeschlagen; kurz es herrschte auf dieser sonst so öden abgelegenen Felseninsel, augenblicklich ein Leben und Treiben, wie man solches sonst nur in den reichsten und üppigsten europäischen Haupt- und Handelsstädten finden konnte.

Mir persönlich, und ein sehr großer Theil der besseren Officiere unseres Corps hegte gleiche Gefühle, war das Herz noch zu schwer von Trauer über den Druck der Fremdherrschaft in Deutschland, und die abermals gescheiterten schönen Hoffnungen, mit denen wir das Jahr 1809 begrüßt hatten, als daß ich an solchem wüsten Treiben Freude finden konnte; einige leichtsinnigere Officiere aber stürzten sich über Hals und Kopf in dasselbe hinein. Ein junger Hauptmann, der bis dahin äußerst muthig gefochten und sich überhaupt in jeder Hinsicht sehr ausgezeichnet hatte, verspielte hier in der ersten Nacht nicht allein sein eigenes Vermögen, sondern auch die an 300 Thaler betragende Kasse seiner Compagnie, die er bei sich trug. Er wollte und konnte diese Schande nicht überleben und tödtete sich am anderen Morgen selbst durch eine Pistolenkugel durch das Herz. So mußte ein ausgezeichneter Officier, der sonst vielleicht noch dem Kampfe

Deutschlands gegen die Napoleonische Tyrannei hätte die besten Dienste leisten können, jetzt schimpflich als Selbstmörder enden, bloß weil er nicht innere Kraft genug besaß, der verderblichen Leidenschaft des Hasardspieles zu widerstehen. Während meines vielbewegten Lebens habe ich noch mehrfache Beispiele gesehen, daß sonst sehr tüchtige Officiere bloß durch das Spiel untergingen.

Wir blieben nur wenige Tage in Helgoland, und wurden dann auf englische Transportschiffe eng zusammengepackt, um nach England gebracht zu werden. Die Kajüten waren überfüllt, so daß selbst wir Officiere kaum so viel Platz erhielten, um uns gehörig ausstrecken zu können; ein heftiger Sturm tobte beständig und die meisten Fahrzeuge, darunter auch dasjenige, auf dem ich mich mit 7 Officieren und 180 Husaren befand, wurden weit vom Course verschlagen; auch litten wir dabei Alle mehr oder weniger stark an der Seekrankheit. Kurz es war eine ganz abscheuliche Reise. Wie Alles in der Welt, das Gute und das Böse aber sein Ende findet, so endete auch diese Seereise, und am 20. August landeten wir zuerst auf englischem Boden. Die meisten Abtheilungen des Corps waren schon einige Tage früher in England angekommen, und wir erhielten nun den Befehl uns nach der Insel Whigt einzuschiffen, dort zu landen und ruhig zu erwarten, was das englische Kabinet weiter über uns zu beschließen für gut finden würde. Es ging nun abermals zu Schiff, wir hatten wiederum einige heftige Stürme zu bestehen und landeten endlich am 1. September auf

der Insel Whigt. So war denn ein sehr verhängnißvoller, an den spannendsten — dabei leider auch größtentheils traurigsten — Ereignissen überreicher Abschnitt meines Lebens wieder beendet.

Fünftes Kapitel.

Landung in England. — Einquartirung auf der Insel Whigt und später auf der Insel Guernsey. — Reorganisation des Corps. — Vielfache Zwistigkeiten unter den Officieren. — Schwankende Aussichten wegen einer baldigen Verwendung gegen den Feind. — Theilnahme an einer Schmugglerfahrt nach der französischen Küste. — Entschluß, das Corps zu verlassen, um auf der pyrenäischen Halbinsel zu fechten. — Aufenthalt in London. — Unangenehme Stellung des Herzogs Wilhem von Braunschweig in England. — Reise nach Portsmouth. — Einschiffung nach Lissabon.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes auf der Insel Whigt, wo wir Husaren bei Freshwater in ziemlich enge Baracken einquartirt wurden, überfiel mich ein sogenanntes schleichendes Nervenfieber. Die geistige Aufregung der letzten 5 Monate war zu groß gewesen; Hoffnung und Enttäuschung, Freude und Kummer, Vergnügen und bitterer Verdruß hatten zu sehr mit einander gewechselt, und dabei auch fortwährende körperliche Strapazen mich zu arg mitgenommen, als daß nicht jetzt, da bei der Ruhe auch die Aufregung schwand, eine völlige Erschlaffung aller Kräfte eintreten sollte. Wohl an 14 Tage brachte ich in einem Zustand so großer Apathie zu, wie ich solchen

früher gar nicht für möglich gehalten hatte. Ich war geistig wie verdummt, körperlich wie gebrochen, hatte zu nichts Anderem Lust als immer zu schlafen und wieder zu schlafen; verspürte zwar keine Schmerzen, hatte aber auch so geringen Appetit, daß ich mich förmlich zwingen mußte nur ein wenig zu genießen, um nicht ganz von Kräften zu kommen. In den 14 Tagen, daß diese Krankheit währte, bin ich übrigens so mager geworden, daß meine Husarenuniform kläglich an mir herumschlotterte, und meine Gesichtsfarbe war so bleich, daß ich eher einem aus dem Grabe entstiegenen Gespenste, als einem blühenden, kräftigen Reiterofficier glich. Meine sonst sehr feste Gesundheit, die Behandlung eines geschickten Arztes, vielleicht auch meine Willensstärke, die ich nach und nach wieder gewann, gaben mir bald meine frühere Körperkraft wieder. Gutes englisches Fleisch, starkes Porterbier und vor Allem die herrlichen Seebäder, wozu sich auf der Insel Whigt die beste Gelegenheit fand, verschafften mir in einigen Wochen meine früheren rothen Backen und prallen Schenkel, auf welche ich mir nicht wenig eingebildet hatte.

Gerettet und vollständig beisammen war nun zwar das Corps der Schwarzen auf der Insel Whigt, sonst aber war die Gegenwart nicht angenehm und die Aussicht für die Zukunft nicht sonderlich erfreulich. Zuerst drückte uns Alle die Ungewißheit was denn eigentlich aus dem Corps werden, ob es zerstreut, oder als ein für sich bestehendes Ganze, im Solde der englischen Regierung fortdienen solle. Eine Nachricht aus London regelte nach kurzer Frist diese letzte und zwar sehr wichtige Frage auf

eine Weise, daß alle vernünftigen Officiere und Soldaten vollkommen damit zufrieden sein konnten. Es ward nämlich festgestellt, daß aus diesem sogenannten „Braunschweigschen Corps“ ein Infanterieregiment von 2 Bataillonen und 1 Husaren-Regiment von 3 Escadrons, letztere zusammen mit den Officieren 588 Mann stark, formirt werden sollten. Dies Corps, welches seine frühere schwarze Uniform beibehalten durfte, erhielt hinsichtlich der Besoldung, Verpflegung, Pensionirung, kurz aller derartigen Verhältnisse, ganz die gleichen Rechte, aber auch die Verpflichtungen wie die national-englischen Truppen. Es war dieser Contrakt von der englischen Regierung ganz anständig und wir konnten in der That nicht im Mindesten mehr verlangen. Wenn manche Officiere sich doch dadurch noch nicht befriedigt fühlten, laut darüber raisonnirten, ja sogar es wagten unserem edlen Herzog mit unbegründeten Klagen und gänzlich ungerechtfertigten Ansprüchen sein ohnehin schon schwer geprüftes Leben noch mehr zu verbittern, so stellten sie sich selbst dadurch ein schlechtes Zeugniß hinsichtlich ihres Patriotismus aus. Leider fehlte es in unserem Corps an solchen Männern keineswegs, und ich war gezwungen manche Officiere, die ich bis jetzt wegen ihres Muthes und ihrer sonstigen militairischen Geschicklichkeit hoch geschätzt hatte, von nun an wegen ihres moralischen Werthes nicht sehr zu achten. Solche Ueberzeugung macht aber stets einen sehr traurigen Eindruck.

War nun auch in Betreff unseres festen Verbleibens im englischen Dienst das Nöthige bald festgestellt, so fehlte

uns doch jede Gewißheit über unsere Verwendung, und wo und wann wir wieder in das Feld rücken sollten. Was man hofft, das pflegt man auch gern zu glauben, und so hatte sich denn anfänglich die frohe Kunde verbreitet, wir sollten auf der Insel Whigt einigermaßen wieder neu uniformirt und organisirt werden, was freilich dringend nothwendig war, um alsdann im Verein mit national-englischen Truppen und einigen Regimentern der englisch-deutschen Legion abermals eine Landung in Norddeutschland zu unternehmen. Unser Herzog solle bei dieser Expedition dann eine bedeutende Oberanführerstelle erhalten. Einige sehr sanguinische Officiere unter uns gingen in ihren Erwartungen sogar noch weiter, und wollten verbürgte Nachricht haben, Preußen werde mit Oesterreich zugleich den Krieg aufs Neue an den Kaiser Napoleon erklären, ganz Norddeutschland alsdann in vollem Aufstand ausbrechen und uns Braunschweigern sei die schöne Aufgabe gestellt, an der Weser oder Elbe zu landen und von da aus den Kampf in das sogenannte Königreich Westfalen fortzupflanzen. Ich muß offen gestehen, daß diese Verkündigung mir zu schön und hoffnungsvoll erklang, als daß ich ihr hätte so rechten Glauben schenken können. War ich doch in der letzten Zeit zu bitter getäuscht worden, als daß ich an eine Kriegserklärung von Preußen gegen Frankreich und einen bewaffneten Aufstand von Norddeutschland hätte glauben dürfen. Um dies zu erreichen, bedurfte es noch eines längeren, mehrjährigen Druckes der Napoleonischen Tyrannei.

Diesen Gerüchten von einer baldigen Landung in

Norddeutschland entgegengesetzt, liefen andere in unserem Corps umher, nach denen wir eingeschifft, und zwar für den Kolonialdienst in Westindien verwendet werden sollten. Ganz unmöglich war Letzteres wohl nicht, da wir nach der eingegangenen Konvention auch zum Kolonialdienst verpflichtet waren, und es ganz bestimmt hieß, daß nach dem bedrohten Westindien englische Truppen gesandt werden sollten. Es wäre nun zwar ein sehr übler Tausch gewesen, statt in Norddeutschland in Westindien kämpfen zu müssen, und doch hätte sich dies von unserer Seite nicht ändern lassen, wenn wir den Befehl dazu erhalten hätten. Daß diese so wichtigen und doch sich widersprechenden Nachrichten uns täglich in die größte Spannung versetzten, und solche Ungewißheit gerade nicht dazu beitrug, unseren Aufenthalt auf der sonst so schönen Insel Whigt behaglich zu machen, war natürlich.

Mich persönlich betraf jetzt auch ein Mißgeschick, dem ich mich geduldig fügen mußte, obgleich es mich eigentlich sehr kränkte. Gleich bei Reorganisation des Husarenregiments, als solches fest in englischen Sold trat, ergab es sich, daß wir ungleich mehr Officiere bei demselben besaßen, wie dem bestimmten Etat nach bei der Stärke der Mannschaft erforderlich waren. Die englische Regierung weigerte sich nun, und zwar mit vollem Rechte, diesen Officieren, welche über den Etat waren, die ganze Gage auszuzahlen, erbot sich aber großmüthig, solchen solange das sogenannte „half pay" (was ungefähr zwei Drittel der etatsmäßigen Besoldung betrug) zu bewilligen, bis sie etatsmäßig in die bestimmten Stellen eingerückt sein würden.

Da ich erst zum Corps in Böhmen gekommen, als schon fast alle Officiere desselben ihre Anstellung erhalten hatten, auch bei unserem Marsche in Deutschland viel zu sehr mit kriegerischen Dingen beschäftigt gewesen war um daran zu denken, dem Herzog mit einer Bitte um eine endgültige Festsetzung meiner Anciennität beschwerlich zu fallen, — was eigentlich leichtsinnig von mir war, — so traf mich jetzt das Schicksal übercomplett zu werden, und als außer etatsmäßiger Lieutenant erster Klasse auf „half pay" zu kommen. Es war dies zwar sehr empfindlich für mich, doch sah ich die Billigkeit solcher Maßregel vollkommen ein, fühlte mich auch weiter nicht darüber gekränkt, sondern beschloß, das Unvermeidliche mit jener ruhigen Fassung, die ich mir stets anzueignen bemüht gewesen bin, zu ertragen. Die Einbuße an meinem Gehalt konnte ich noch am Ersten verschmerzen, besser wohl wie die Meisten meiner gänzlich mittellosen Kameraden, da ich ja noch aus Mecklenburg eine bestimmte Leibrente bezog. Es war zwar sehr schwierig solche zu erhalten, weil jede regelmäßige Postverbindung zwischen England und dem deutschen Continent gänzlich aufgehört hatte, doch gelang es mir durch Vermittelung eines großen Londoner Banquierhauses, nach einigen Monaten die Auszahlung dieser Rente, freilich mit bedeutenden Verlusten, zu bekommen. Es wurden nämlich in Wismar Wechsel auf Gothenburg gekauft und diese dort wieder gegen Papiere auf London umgesetzt, da zwischen Schweden und England zu jener Zeit ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr stattfand. Dieser Zuschuß von Hause war mir auch dringend nothwendig, da ich mich

wieder mit Wäsche und einigen Uniformstücken neu equipiren mußte, um wenigstens einigermaßen anständig auftreten zu können. Auf unserem Eilmarsche in Deutschland waren alle unsere Sachen sehr verdorben worden, ein Theil unserer ohnehin schon unbedeutenden Bagage war bei unserer Einschiffung auf der Weser verloren gegangen und so sah unser ganzes Corps bei seiner Ankunft in England in seinen abgetragenen geflickten und oft zerrissenen schwarzen Uniformen sehr schäbig und abenteuerlich aus. Da man dort großen Werth auf die äußere Erscheinung eines Jeden und somit auch auf die des Soldaten legt, und sonstige Eigenschaften oft zu sehr nach ihrem Aeußeren beurtheilt, so erregte dieser schlechte Anzug unserer Soldaten und Officiere manchen lauten Tadel, und trug vielleicht mit dazu bei, daß wir Alle nicht den freundlichen oder gar enthusiastischen Empfang fanden, wie wir solchen vorher erwartet hatten. Der Engländer ist überhaupt kein Freund von lauten enthusiastischen Freudenbezeugungen, und gegen fremde Soldaten, mögen solche auch noch so muthig gekämpft und mit ihrem Blute der Sache Englands genützt haben, pflegt er sich stets kalt ja mitunter selbst hochmüthig zu benehmen. England bezahlt alle Truppen anständig für ihre Dienste und erfüllt jede der eingegangenen Verpflichtungen wegen Pensionirung und Unterstützung der Verwundeten u. s. w. gewissenhaft; damit ist aber die Sache ganz wie bei jedem Handelsgeschäft, wo der Einzelne darnach strebt, den übernommenen Verbindlichkeiten nachzukommen, um sich einen guten Namen zu erhalten, abgemacht. Von einem weiteren Dank ist keine Rede.

Wir blieben auf der Insel Whigt nur kurze Zeit und wurden noch im Herbst nach der Insel Guernsey eingeschifft, die, dicht an der französischen Küste liegend, einer feindlichen Landung sehr ausgesetzt war und deshalb stets eine starke Besatzung erforderte. Hier wurde denn endlich mit Ernst und Nachdruck angefangen, unserem Corps eine bessere Zucht und eine strengere militairische Haltung beizubringen. Es war dies in der That ein dringendes Erforderniß, denn besonders bei der Infanterie fehlte eine militairische Haltung und strenge Disciplin sehr vieler Soldaten in hohem Grade. Bei unserem Sturmmarsch in Deutschland mußte den Soldaten Vieles nachgesehen werden und eine Erschlaffung der Mannszucht trat um so mehr ein, als viele rohe, wilde Kerle unbedenklich in die Glieder eingestellt waren, ohne sich weiter um ihre sonstigen moralischen Eigenschaften zu bekümmern, wenn sie nur brav darauf losgingen. Ebenso sah es mit dem Exercitium nur höchst mittelmäßig aus und es gab manche Soldaten, die zur Noth ihr Gewehr laden und abfeuern konnten, sonst aber nicht im Geringsten weiter ausgebildet waren. Bei diesen sehr in die Augen fallenden Uebelständen mußte eine gründliche Abänderung geschehen, sollte unser Corps nicht mehr einer ungeordneten Freischaar wie einer regulären Truppe gleichen, wo wir dann nicht hoffen durften, daß die englische Regierung uns der Ehre werth halten würde, neben ihren national-englischen Bataillonen mit im spanischen Kriege verwendet zu werden. Hiernach sehnten wir uns aber Alle dringend, da die Aussicht auf eine baldige Landung in Deutschland

doch immer mehr und mehr schwand. Leider war der Herzog jetzt nur selten beim Corps auf Guernsey, wo seine Anwesenheit so ganz unerläßlich gewesen wäre, sondern größtentheils in London, da er immer noch vergeblich hoffte, durch seinen persönlichen Einfluß einen abermaligen Landungsversuch in Deutschland zu bewirken. So unterblieb denn bei der Infanterie manche Strenge, die zum Wohl des Allgemeinen äußerst nothwendig gewesen wäre, und wenn sich auch sowohl im Officiercorps wie in der Mannschaft sehr viel treffliche Elemente befanden, so ließ das Ganze dennoch viel zu wünschen übrig. Da bei der Infanterie noch mehrere Officiere fehlten, so erhielt ich das Anerbieten, als etatsmäßiger Officier mit der baldigen Anwartschaft auf eine Compagnie dahin versetzt zu werden; ich lehnte dasselbe jedoch ab, theils weil mir Manches in diesem Officiercorps nicht sonderlich gefiel, theils weil ich stets in der Kavallerie gedient hatte und nun nicht gern, so lange sich dies irgendwie vermeiden ließ, zu einer anderen Waffe übergehen wollte.

Unser Husarenregiment mußte zwar ebenfalls noch gewaltig durchgearbeitet werden, wenn es recht tüchtig werden sollte, doch hatte dasselbe das Glück, in dem bekannten Oberst von Dörnberg einen Chef zu erhalten, der es verstand, die nöthige Zucht und Ordnung einzuführen. Ich habe selten einen Officier gesehen, bei dem sich die vortrefflichsten militairischen Eigenschaften in solchem Grade vereinigt fanden, wie bei dem Oberst von Dörnberg. Er

war streng und energisch, ohne hart und eigensinnig zu sein, verstand es ausgezeichnet, selbst in ein etwas verwildertes Officiercorps sehr bald die nöthige Ordnung einzuführen, und war, sobald der Ernst des Dienstes nicht dadurch verletzt wurde, gegen den jüngsten Fähnrich der liebenswürdigste, gefälligste Kamerad. Alles was Dienst anbelangt, verstand er meisterhaft und es war wirklich eine Freude, unter seinem Commando zu exerciren. Leider hatte unser Husarenregiment auf der Insel Guernsey noch immer keine Pferde und vor der Hand war auch keine Hoffnung vorhanden, daß es solche bekommen würde, indem es, vielleicht zum Colonialdienst beordert, erst am Ort der Bestimmung beritten gemacht werden sollte. Dieser Umstand verhinderte uns Officiere gleichfalls Pferde anzuschaffen, obwohl manche von uns, und darunter besonders ich, die ihnen lieb gewordene Bewegung des Reitens schmerzlich entbehrten. Wie vermißte ich während des Aufenthaltes auf der Insel Guernsey meinen treuen Ukrainer Hengst, den ich selbst hatte zusammenschießen müssen, und wie gern wäre ich in dieser schönen Gegend auf dem Rücken des edlen Thieres umher galoppirt. Daß in ebensolchem Maße unsere Husaren den Mangel an Pferden beklagten, war natürlich. Ein Kavallerist ohne Roß ist wie ein Kriegsschiffsmatrose auf dem Lande, und das zu Fußexcerciren wird bei einem Reiterregiment selten mit großer Lust und sonderlichem Erfolg betrieben werden. Da ich in Guernsey eigentlich gar keine dienstliche Geschäfte zu besorgen brauchte und die Ereignisse der letzten Jahre mich ernster gestimmt

hatten, als daß ich dem steten Trinken, Spielen und lustigen Scherzen mit den jüngeren Kameraden noch den gleichen Geschmack abgewinnen konnte, wie dies früher bei mir der Fall gewesen war, so besaß ich sehr viele freie Zeit zu meiner Verfügung. Ich trieb dagegen mit Eifer die Erlernung der englischen Sprache, die mir als gebornen Norddeutschen, der in seiner Jugend viel Plattdeutsch gesprochen hatte, nicht schwer fiel, und beschäftigte mich mit der spanischen, die mir schon größeres Kopfzerbrechen machte. Bei meiner zukünftigen militairischen Laufbahn konnte es mir nur von entschiedenem Nutzen sein, wenn ich der englischen und spanischen Sprache mächtig war, deßhalb arbeitete ich denn so fleißig, daß ich nach einigen Monaten schon ziemlich fertig englisch sprach und verstand. Im Spanischen habe ich es jedoch nie zu einiger Meisterschaft gebracht. Neben meinen Sprachstudien trieb ich viele gymnastische Uebungen und brachte täglich mindestens eine Stunde auf dem Fechtboden oder dem Scheibenstand für Pistolen zu, den wir Husarenofficiere uns angelegt hatten. Als Scheibe diente daselbst häufig das Bild des fremden französischen Tyrannen, dessen Uebermuth uns aus unserem Vaterlande verbannt hatte. Wenn wir auf dieser Scheibe das Herz oder Auge des Bildes durch einen guten Schuß durchbohrten, erregte dies stets bei allen Schützen großen Jubel.

Mit den höheren Klassen der Bevölkerung von Guernsey, sowie den Officieren der dort garnisonirenden national-englischen Truppen, kamen wir sehr wenig in

nähere Berührung, obgleich wir sonst äußerlich in ganz gutem Einvernehmen mit ihnen standen. Um es den meist wohlhabenden englischen Officieren in ihrer kostspieligen Lebensweise gleich thun zu können, fehlte es mir und den Meisten meiner Kameraden an Geld, und somit war es am Besten, wenn wir uns möglichst fern von ihnen hielten.

Die Nähe des Meeres benutzte ich um viele Fahrten mit den Fischerbooten weit hinaus in die offene See zu machen. Ich begleitete die Fischer, von denen auf der Insel Guernsey eine große Zahl leben, häufig bei ihrem Fischfang und lernte Ruder und Segel bei dieser Gelegenheit gut handhaben. Oft an 12—16 Stunden dauerten diese Fahrten in den kleinen offenen Booten und ich hatte während derselben von Wind und Wetter Manches zu leiden, empfand indessen eine große Freude, wenn uns ein Fang so recht geglückt war und wir dann mit reicher Beute am Abend heimkehrten. Die selbstgefangenen Fische wurden dann, mit einem Gericht Kartoffeln dazu, gekocht; wobei wir Officiere oft lachend und scherzend Küchendienste mit verrichten halfen, und unsere Geschicklichkeit in der nützlichen Kochkunst erprobten, um mit geringen Zuthaten doch die schmackhaftesten Speisen zu bereiten. Ein Glas Punsch von dem trefflichen Rum, welchen man zu wohlfeilen Preisen erhalten konnte, ward dazu gebrauet und so verlebten wir 5—6 näher mit einander befreundete Kameraden den Abend dann in froher Heiterkeit und mit geringen Kosten. Namentlich entsinne ich mich noch, daß wir den Weihnachtsabend des Jahres 1809 in gleicher Weise feierten. Wir hatten zu Ehren des Tages uns

nach guter deutscher Sitte einen grünen Christbaum aufgeputzt, und ihn mit vielen hellen Lichtern verziert, wobei wir uns gegenseitig kleine Geschenke machten, deutsche Lieder sangen und recht vergnügt waren. Manchem von uns, welcher daheim in Deutschland liebende Eltern, Geschwister, Verlobte, ja sogar Gattin und Kinder zurückgelassen hatte, mochte gerade jetzt der Gedanke, vielleicht auf lange Jahre von der Heimath und allem Theuren was sie barg, geschieden zu sein, doppelt schwer das Herz bedrücken und jede freudige Stimmung, wie sonst der Soldat sich ihr so gern hingiebt, ihm rauben. In mir, der ich nur Verwandte, mit denen ich persönlich nicht näher befreundet war, daheim hatte, regten sich die Gefühle nicht in gleicher Stärke und ich verbrachte den Abend in so froher Lust, wie ich sie seit Monaten nicht mehr empfunden hatte.

Die militairische Unthätigkeit, zu der ich verdammt war, denn als übercompletter Officier that ich fast gar keinen Dienst, wohl auch ein innerer Hang zu abenteuerlichen Streichen, den ich von Jugend auf gehabt habe, gab mir Veranlassung mich hier zu Guernsey an einem sehr unbesonnenen Unternehmen zu betheiligen, welches sehr leicht mit schlimmen Folgen für mich ablaufen konnte. Es ward nämlich von hier ein äußerst lebhafter Schleichhandel nach der nahen französischen Küste, deren Ufer man mit einem Handfernrohr deutlich erkennen konnte, unternommen, der zwar den Schmugglern, wenn er gelang, reichen Gewinn brachte, sonst aber mit der äußersten Gefahr verbunden

war. Diese Schleichhändler waren stets kühne, gewandte Seeleute, welche den Gürtel mit Pistolen besteckt, sich zu 12, 16—20 Personen vereinten, dann in scharf segelnden großen Booten bei stürmischer Witterung und dunkler Nacht an einem abgelegenen Punkt der französischen Küste zu landen suchten und dort ihre Waaren, meist Colonialproducte, an ihre Helfer abluden. Häufig kam es dabei zu äußerst erbitterten, blutigen Gefechten mit den wohl bewaffneten, militairisch organisirten und in starker Zahl vereinigten französischen Douaniers, und die Schleichhändler vertheidigten sich dann mit dem äußersten Muth der Verzweiflung, da sie im Fall der Ergreifung mit 10 Jahren Galeerenstrafe im Bagno von Brest belegt wurden.

Da ein mir bekannter Fischer, mit dem ich häufig auf die See zum Fischen hinausgefahren war, mit an dieser Schmuggelei Theil nahm, so schloß ich mich leichtsinniger Weise einer solchen Unternehmung an, die in einer stürmischen Nacht, im Monat Februar 1810, von Guernsey abfuhr. Es waren 16 gut bewaffnete Schmuggler in der starken Schaluppe, die schon einen blutigen Kampf mit den französischen Douaniers wagen konnten, wenn diese versuchen sollten, sich unserer Ladung, welche nur aus einer Anzahl von Säcken mit Kaffee bestand, bemächtigen zu wollen. Kühne Seeleute waren diese Kerle sicherlich, denn der Sturm heulte so fürchterlich und die Wellen brandeten so hoch, daß nur die größte Geschicklichkeit es wagen konnte, dies schwer beladene Fahrzeug in dunkler Nacht mitten durch die gefährlichen Riffe der französischen Küste zu führen. Ich

will offen gestehen, daß ich eigentlich eine gelinde Anwandlung von Furcht verspürte, als ich mich in dem kleinen Fahrzeug, das oft ganz von den Wogenbergen überdeckt wurde, auf dem Meere befand, und meine unbesonnene Thorheit verwünschte, die mich zu diesem gefährlichen Vorhaben verleitet hatte, bei dem ja selbst im besten Fall des Gelingens nicht das Mindeste, weder Ehre noch Vortheil, für mich erwachsen konnte.

Doch war dies nicht mehr zu ändern; ich mußte mich jetzt darin fügen die ganze Fahrt mitzumachen, schämte mich auch, meine Furcht vor den übrigen Seeleuten zu zeigen, indem ich mit Recht besorgte von ihnen ausgelacht zu werden, und machte daher so gut als möglich heitere Miene zum bösen Spiel. Nach und nach schwand meine anfängliche Scheu, besonders da ich sah, daß die Schmuggler sich über das tobende Unwetter durchaus nicht ängstigten, sondern vielmehr darüber erfreut waren, da es die französischen Douanen-Boote am Kreuzen verhinderte und so gewann auch ich Ruhe genug, mein Auge an der wilden Pracht des schäumenden Meeres zu ergötzen. Alles in der Welt will gelernt sein, und diese Seeleute, welche jeglichem Unwetter kühn die Stirn boten und trotz Sturm und Regen behaglich ihre kleinen Pfeifchen schmauchten, hätten wahrlich auch gezagt, wenn sie den Säbel in der Faust zur Attaque gegen eine feindliche Batterie geführt wären. Ich hatte mich übrigens ganz wie die übrigen Schmuggler gekleidet und bewaffnet. Ein sogenannter „Schanzlöper“ von grobem Fries, weite Schifferhosen von Segelleinewand, derbe

Wasserstiefel an den Füßen und ein Südwester von Wachstuch auf dem Kopf, bildeten meinen Anzug; meine sehr guten Pistolen und ein breites langes Schiffsmesser in der Lederscheide, im Handgemenge eine sehr gefährliche Waffe, steckte in dem um den Leib geschnallten Ledergurt.

Nach vielem Kreuzen und Hin- und Herlaviren, wobei ich die Geschicklichkeit des Mannes am Steuerruder bewundern mußte, der trotz Sturm und Wogen und der tiefen Finsterniß stets den richtigen Curs zu halten wußte, erreichten wir gegen zwei Uhr Morgens die kleine Bucht, welche zum Ausladen der Waaren bestimmt war. Ein Haufe französischer Bauern, alle mit Tragesäcken auf dem Rücken, erwartete uns hier und gab unserer Schaluppe die nöthigen Signale mit kleinen angezündeten Reisigbündeln, die an einer Stange schnell einigemal in der Luft hin und her geschwenkt wurden. Auch verschiedene Pfiffe mit einer schrillenden Bootmannspfeife wurden vom Lande her gegeben und aus unserer Schaluppe beantwortet. Die Landung selbst war äußerst schwierig, da die Wellen unser Fahrzeug so gewaltig hin und herschleuderten, daß es nur durch die äußerste Anstrengung der Leute am Ufer, vermittelst nns zugeworfener starker Taue herangezogen werden konnte. Mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit geschah die Ausladung der Kaffeesäcke, welche stets 80 Pfund schwer, die Tragelast jedes Mannes bildeten. Obgleich man bis an den Gürtel im Wasser waten mußte um an das Land zu kommen, so konnte ich der Lust doch nicht widerstehen, jetzt schon als freier Mann, wenn auch

nur auf Augenblicke, den feindlichen Boden Frankreichs zu betreten. Ich sprang also unverzagt in das freilich noch sehr kalte Wasser und lief dann, während der halben Stunde, die ungefähr auf das Ausladen der Kaffeesäcke und Einnehmen des Sandes, welcher uns als Ballast diente, verstrichen, mit eiligen Schritten am Strande umher. Konnte ich mich damals doch noch nicht der schönen Hoffnung hingeben, daß ich fünf Jahre später im stolzen Gefühl des Sieges den Boden dieses so übermüthigen Frankreichs betreten werde.

Wir hatten kaum die Hälfte des Ballasts eingenommen, als die ausgestellten Außenposten der Schmuggler durch schnell erfolgende Pfeifensignale die Nachricht gaben, daß ein starker Trupp französischer Douaniers sich uns nähere. Jetzt war die größte Eile nöthig. Die französischen Träger, wohl 60—70 Mann stark, nahmen ihre Kaffeesäcke auf den Rücken und liefen, in ordentlichen Reihen, hinter einander trotz ihrer schweren Last in kurzem Trabe fort, so daß sie in der Finsterniß bald unseren Blicken entschwanden. Es schien förmlich eine Art von militairischer Disciplin in diesen Leuten zu herrschen. Ich bemerkte Vor- und Nachhut, die aus kleinen Trupps von Schmugglern, welche keine Tragepacken, dafür aber lange Flinten trugen, bestanden; Seitenpatrouillen wurden abgeschickt und Commandorufe und Pfeifensignale gegeben. Der Anführer dieser Franzosen schien ein Mann von höherem Stande zu sein und die wenigen höflichen Worte, die er mit mir wechselte, wurden in gutem Französisch und nicht in dem mir ganz unverständlichen Patois der übrigen Küsten-

bewohner gesprochen. Auf der Insel Guernsey hörte ich später, dieser Schmuggleranführer sei ein vornehmer französischer Edelmann von streng legitimistischer Gesinnung, der nur aus Haß gegen Napoleon und, um dessen Finanzen den möglichsten Schaden zuzufügen, sich diesem Gewerbe gewidmet habe und dabei auf jeglichen pecuniairen Vortheil für seine Person verzichte. Ob dies gegründet war, lasse ich dahingestellt sein, jedenfalls gehört ein tiefer Haß dazu, um Jahre lang das gefährliche und unangenehme Gewerbe eines Schmuggleranführers freiwillig zu treiben.

Schleunigst entfernten auch wir nun unser Fahrzeug von der Küste. Wir waren eben noch hiermit beschäftigt und ich legte wacker mit Hand an, als mehrere starke Abtheilungen Douaniers, die, soviel es zu erkennen war, Liniensoldaten bei sich hatten, am Strande erschienen. Wir wurden sogleich mit einer vollen Salve aus den Flinten dieser Leute begrüßt, die uns weiter keinen Schaden zufügte; da wir jedoch gegen die Fluth arbeiten und uns aus einer schmalen langen Bucht mühsam hinausrudern mußten, während die Feinde, die am Ufer neben uns herlaufen konnten, wiederholt ihre Gewehre abschossen, so war unsere Lage doch ziemlich gefährlich. Obgleich mehrere Kugeln bei uns auf dem Verdecke einschlugen und das Ruder, welches ich in dem kleinen Boote, mit dem wir die Schaluppe schleppten, führte, getroffen wurde, so ward doch von der Mannschaft Keiner verletzt. Als wir erst das offene Meer gewonnen hatten, konnten wir Segel aufsetzen und nun unserer Feinde am Lande spotten.

Ein neuer Gegner ward uns aber jetzt; denn ein französischer Douanenkutter, der zwei leichte Geschütze am Bord führte, wahrscheinlich durch Signale herbeigeholt, kam in sehr bedenklicher Nähe auf uns zugesegelt. Da unsere Schaluppe nicht Ballast genug hatte, auf dem noch immer sehr stürmischen Meere bedenklich hin und herschwankte und wir aus diesem Grunde nicht so viele Segel auffsetzen und so schnell davon eilen konnten, wie es sonst wünschenswerth gewesen wäre, so ward unsere Lage immer mißlicher. Bereits hatte eine feindliche Kanonenkugel uns eine Stenge fortgerissen und ich war schon dabei meine Unbesonnenheit, die mich nutzlos in diese Gefahr gebracht hatte, bitter zu verwünschen, als glücklicher Weise ein englischer Kreuzer, den das Schießen herbeigelockt, in der Morgendämmerung auf uns zugesegelt kam. Nun waren wir gerettet, denn der französische Douanenkutter, als er den englischen Schooner bemerkte, fuhr eilig von dannen, um die Küste wiederzugewinnen. Ganz ohne Lohn wollte der Kapitain des Letzteren uns seine Hülfe nicht gebracht haben, wir wurden gezwungen beizulegen, worüber freilich unsere Leute sehr unmuthige Gesichter machten. Ein Flottenofficier kam an unsern Bord, musterte uns Alle und suchte sich dann die drei jüngsten Seeleute aus, um sie gewaltsam zu Matrosen für sein Kriegsschiff zu pressen. Seine Wahl war auch bereits auf meine Person gefallen, da er mich in meinem Anzug für einen gewöhnlichen Fischer hielt. Ich muß gestehen, es wäre mir sehr unangenehm gewesen, jetzt gepreßt an Bord des Schooners geschleppt und aus einem

Herzoglich Braunschweigischen Husarenofficier in einen englischen Kriegsschiffsmatrosen verwandelt zu werden, wenn sich später mein Stand auch herausgestellt hätte. Glücklicher Weise war jedoch dieser Flottenofficier zum Besuche auf dem Kriegsschiff, welches uns damals von Helgoland nach England geführt hatte, gewesen. Ich erkannte ihn wieder, redete ihn darauf an und wußte mich nun so zu legitimiren, daß er mich, über die Verwechslung sehr lachend, auf der Stelle freiließ. Die drei gepreßten Fischer, die nach dem Schooner gebracht wurden, waren gewaltig zornig und schimpften laut über das Unrecht, was sie erleiden mußten, ohne daß ihnen solches jedoch nur irgend wie nützte. Dies gewaltsame Matrosenpressen für die Flotte, was zu jener Zeit in dem freien Großbritanien sehr stark betrieben wurde, gehörte mit zu den größten Härten, die ich jemals in irgend einem Lande sah. Selbst in Rußland hatte man sich gegen Leibeigene nicht derartige Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Die stark bewaffneten Preßgänge der englischen Kriegsschiffe drangen mitunter ohne Weiteres in die Wirthshäuser ein, um Kauffartheimatrosen mit Gewalt an Bord zu schleppen, ja sie überfielen gleich Räuberbanden harmlose junge Burschen am Lande, behaupteten, dies seien Matrosen, wenn solche auch niemals früher zur See gewesen waren, und nahmen sie trotz alles Sträubens ohne Weiteres mit. Wer dann erst auf einem Kriegsschiffe war, der bedurfte vieler Protection und hatte mannigfache Mühe, um nur wieder davon fortzukommen, selbst wenn er gar keine

Anstelligkeit zum Seedienst zeigte. Vielfache blutige Streitigkeiten entspannen sich zwischen diesen Preßgängen bewaffneter Kriegsschiffsmatrosen und ihren Opfern am Lande; die öffentliche Stimme in ganz England murrte laut über diesen abscheulichen Unfug und doch wurde solcher nach wie vor mit der rohsten Gewalt betrieben, denn es war unmöglich, auf eine andere Weise die überaus zahlreiche Kriegsflotte, welche England damals in See hielt, genügend zu bemannen. Das Eigenthümliche war, daß diese so gepreßten Burschen doch nach einiger Zeit häufig sehr brauchbare Seeleute wurden und sich dann mit regem Eifer selbst den Preßgängen anschlossen, um neue Opfer zu erhaschen.

Gegen Abend langte unsere Schaluppe denn glücklich auf der Insel Guernsey an und ich war herzlich froh, als ich wieder festen Boden unter meinen Füßen fühlte. Einmal und nicht wieder, sollte mich die Waglust zu einer solchen unsinnigen Theilnahme an einer Schmuggelei-Unternehmung verlocken.

Mein Bleiben daselbst währte überhaupt nicht mehr lange, denn die Unthätigkeit, zu der ich verdammt war, trieb mich fort. Die Aussicht, daß unser unberittenes Husarenregiment bald zu einer neuen Expedition Order erhalten könne, verschwand immer mehr und mehr. Es ward sogar mit Bestimmtheit versichert, dasselbe sollte nach Irland gebracht, dort beritten gemacht und dann zum Garnisonsdienst daselbst verwendet werden, da die englische Regierung wegen mancherlei unruhiger

Vorkommenheiten auf dieser grünen Insel daselbst eine starke Truppenmacht unterhalten mußte. Vielleicht mehrere Jahre auf Irland als übercompletter Husarenofficier Garnisonsdienst zu verrichten, und etwa mit einem Commando die Steuereinnehmer bei der Erhebung der Brandweinsteuer zu beschützen, ein Geschäft, zu welchem die Cavallerie dort häufig verwandt wurde, lag aber gar nicht in meiner Absicht. Ich war in das Braunschweigsche Husarenregiment eingetreten, um möglichst viel gegen Napoleon, den Unterdrücker meines Vaterlandes, zu kämpfen, ein anderes Verlangen hatte ich nicht. Konnte ich dieses nicht erreichen, so hielt ich es für das Beste, meinen Abschied zu nehmen und dort hinzugehen, wo zu dieser Zeit allein in ganz Europa noch mit Muth und Ausdauer gegen die französische Tyrannei gefochten wurde, — nach der pyrenäischen Halbinsel. Hinreichende pecuniaire Mittel, um diesen Plan bei sparsamer und mäßiger Lebensweise ausführen zu können, besaß ich zum Glück noch und war dadurch im Vortheil gegen Viele meiner Kameraden, welche mir gewiß gern gefolgt wären, wenn ihr Geldbeutel ihnen dies gestattet hätte.

Ende März 1810 verließ ich unser Husarenregiment um vorerst auf Urlaub nach London zu gehen, dort Rücksprache mit unserem edlen Herzoge zu nehmen und mir wo möglich die nöthigen Empfehlungsbriefe für mein Vorhaben zu verschaffen. Die Trennung von einigen meiner Kameraden, mit denen ich in Noth und Gefahr einen festen

Freundschaftsbund geschlossen hatte, schmerzte mich tief. Die meisten dieser braven Männer sah ich niemals wieder, denn das schwarze Husarenregiment des Herzogs von Braunschweig ward 1812 ebenfalls nach Spanien eingeschifft, focht dort sehr brav und viele seiner Officiere und Soldaten haben auf der pyrenäischen Halbinsel den Kriegertod gefunden. Ehre ihrem Andenken, da sie lieber ein ungewisses Schicksal in der Ferne erwählten, als in ihrer Heimath dem sogenannten König Jerome von Westfalen dienen wollten, so gutes Avancement dieser ihnen auch versprechen ließ. Besonders der Abschied von unserem Obersten von Dörnberg, in dem ich ein wahres Muster eines echten deutschen Edelmannes und durch und durch tüchtigen Kavallerieofficiers verehrte, war mir sehr schmerzlich. Ich habe in der kurzen Zeit, welche ich unter ihm diente, Vieles gelernt, was mir in meinem späteren Kriegsleben von dem größten Nutzen gewesen ist. Auch meinen treuen Bedienten, den ehrlichen Wasserpolacken, welchen ich seit unserem Ausmarsch aus Böhmen stets bei mir hatte, hätte ich gerne mitgenommen, wenn dies nur irgendwie möglich gewesen wäre. Er heulte am letzten Abend vor meiner Abreise so laut, daß ihm die Thränen in seinen borstigen Schnurrbart liefen, und trank sich dann aus Schmerz einen so tüchtigen Rausch an, daß er am anderen Morgen, als ich aus unserer Officierbaracke fortfuhr, noch besinnungslos im Stall auf dem Stroh lag. Ohne einen recht gehörigen Rausch thun es diese Wasserpolacken nun einmal bei außergewöhnlichen Gelegenheiten nicht, mögen diese Freude oder Schmerz betreffen.

In London, wo ich mich in einem bescheidenen Gasthofe dritten Ranges einmiethete, denn für die enormen Rechnungen der besseren dortigen Hotels war meine Kasse nicht eingerichtet, mißfiel es mir im Allgemeinen in hohem Grade. Die riesige Größe der Stadt, das rege Getriebe auf den Straßen, wogegen Berlin wie ein stilles Dorf erschien, erregten zwar meine Neugierde, der gediegene Wohlstand, und großer Reichthum, den man überall entfaltet sah — freilich im Gegensatz zu viel bitterer Armuth — imponirten mir, und doch machte dies ganze lärmende Treiben einen abstoßenden Eindruck auf mich. Immer nur Häuser und Häuser und endlose Straßen zu sehen, und Meilen weit laufen zu müssen, wenn man gehörig in das Freie wollte, war mir unerträglich, und ein steter Aufenthalt in London hätte mich wahrhaft unglücklich machen können. Lieber wäre mir die kleinste preußische Landstadt oder nur ein halbwegs gut eingerichtetes Lager als beständige Garnison gewesen, wie diese riesige Hauptstadt Großbritanniens. Auch der Verkehr mit den vornehmen Engländern, zu denen ich häufig gehen mußte, um mir die nöthigen Empfehlungsbriefe zu erbitten, war mir im höchsten Grade unangenehm. Ich ehre ihre vielen guten Eigenschaften im Allgemeinen sehr, und bin namentlich ein großer Bewunderer der unerschütterlichen Kaltblütigkeit und des vielfach erprobten Muthes, den ich sie so häufig selbst in den gefährlichsten Lagen entwickeln sah, aber ein näherer Verkehr mit ihnen ist mir stets — einzelne Ausnahmen abgerechnet, — nicht sonderlich erquicklich gewesen.

Vorzüglich das große Selbstbewußtsein und die unverhohlene Geringschätzung gegen alles Fremde, welche die Engländer so häufig zeigen, haben mich unangenehm berührt. Uebrigens habe ich in der englischen Armee doch mehrere recht wackere Kameraden erhalten, mit denen ich gern ein näheres Freundschaftsverhältniß schloß. Eine treffliche Eigenschaft, die man sehr häufig bei den Engländern findet, ist ihre unbedingte Zuverlässigkeit uud ihr festes Halten jedes einmal gegebenen Versprechens, möge dies nun noch so klein oder groß sein.

Wie ganz anders sind darin diese quecksilbrigen Franzosen mit ihrem steten Wankelmuth und Leichtsinn in der Erfüllung der noch so fest gegebenen Versprechungen. Von Engländern etwas zu erbitten, ist übrigens keine angenehme Sach e und ich mußte manche bittere Pille verschlucken, meine Ungeduld nicht wenig bezwingen und meinen Stolz gewaltig demüthigen, wenn mich diese oder jene vornehme Persönlichkeit oft nutzlos ganze Stunden in ihrem Vorzimmer warten ließ, bis sie sich gnädig herabließ, meine Bitte um Gehör zu gewähren und mir die nachgesuchten Paar Empfehlungsschreiben an irgend einen höheren General im Wellingtonschen Hauptquartier auf das Papier zu kritzeln. Es half aber nichts, ich mußte jetzt schon den Supplikanten machen, so wenig ich auch sonst meiner ganzen Natur nach dazu paßte, denn ohne gewichtige Empfehlungen durfte ich nicht hoffen, meinen Wunsch nach einer baldigen thätigen Verwendung gegen den Feind auf der pyrenäischen Halbinsel erfüllt zu

sehen. Meine Hoffnung, eine Officiersstelle bei einem schon dort fechtenden leichten Kavallerie-Regiment der sogenannten „englisch-deutschen Legion", die größtentheils aus Hannoveranern gebildet war, zu erhalten, wurde in London ungemein verringert. Man sagte mir, daß diese Legion ihren Offfciersetat mehr als complett besäße und schon viele Exspectanten vergebens auf erledigte Officiersstellen warten müßten, da man mit Recht auch häufig verdiente Wachtmeister zu Officieren beförderte, um den Eifer dieser eben so wichtigen wie achtungswerthen Unterofficiere zu erhöhen. Mehr oder weniger hatten übrigens alle damals im englischen Solde fechtenden Fremdtruppen einen größeren Ueberfluß an Officieren wie an Soldaten. Von Letzteren hatte nämlich verhältnißmäßig eine ungleich geringere Zahl die Heimath verlassen als von Ersteren, da diese den Druck der französischen Fremdherrschaft im Vaterlande doch noch schmerzlicher fühlten, vielleicht auch eher die Geldmittel besitzen mochten, um sich solcher zu entziehen.

Unser Herzog Wilhelm von Braunschweig, den ich natürlich sogleich in London aufsuchte, nahm mich ungemein herzlich auf, befahl mich wiederholt zu seiner Tafel, oder richtiger zu seinem einfachen Mittagstisch, und billigte meinen Entschluß, nach der pyrenäischen Halbinsel zu gehen; obgleich er die Freundlichkeit hatte mir zu versichern, daß er meinen Abgang von seinem Husarenregiment sehr bedaure. Im Allgemeinen fand ich aber den Herzog sehr mißmuthig und von Kummer und Sorge nieder-

gedrückt, er machte auf mich lange nicht den frischen, erhebenden Eindruck als damals bei meiner ersten Vorstellung in Böhmen. Er war noch immer mit dem englischen Ministerium in Unterhandlung, daß man sein Corps möglichst schnell für den Krieg ausrüsten und nach der pyrenäischen Halbinsel senden sollte; hierauf wollte man nicht eingehen, da auf den Inseln Guernsey und Irland ebenfalls starke Garnisonen nothwendig waren. Auch die vielen Streitigkeiten und Mißhelligkeiten in unserem Corps, wo freilich Manches noch immer nicht so war, wie es billiger Weise hätte sein sollen, verursachten dem Herzoge viel Verdruß und Kummer. Er sprach sich wiederholt gegen mich darüber aus und tadelte in scharfen, aber wie ich zugeben mußte, auch gerechten Ausdrücken das Benehmen einiger Officiere, welche die steten Störer des Friedens waren und somit seine Fürsorge für sie durch schändlichen Undank lohnten.

Der Herzog selbst hätte sehr gern ein Corps auf der pyrenäischen Halbinsel befehligt und somit activ am Kriege wieder Theil genommen. Er setzte auch alle ihm in London zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung um dies zu erreichen, ohne daß es jedoch gelingen wollte. Sein entschiedenster Gegner hierin war der Oberbefehlshaber des britischen Heeres auf dem Kampfplatz, nämlich Wellington selbst. Dieser hatte sich stets gesträubt, einen deutschen Corpsgeneral und nun gar den Herzog Wilhelm von Braunschweig unter seine Befehle zu bekommen, und bei seinem allmächtigen Einfluß

auch stets seinen Willen durchzusetzen gewußt. Ich muß offen bekennen, daß ich Wellington von seinem Standpunkte aus nur Recht hierin geben kann. Der Herzog, bei allen seinen trefflichen militairischen Eigenschaften, war stets ein sehr schwieriger Untergebener, der selbst mit dem alten Blücher sich nicht vertragen konnte, und mit Wellington wahrscheinlich schon in den ersten Wochen sich gründlich entzweit haben würde. Diese beiden Naturen waren zu weit von einander verschieden und man hätte ebenso leicht Feuer und Wasser, als diese Männer mit einander vereinigen können. Auch zu den übrigen englischen Generalen der activen Armee hätte unser Herzog seinem ganzen Wesen nach gar nicht gepaßt, und wäre ihm eine Division in dem Heere Wellingtons anvertraut worden, so hätte dies nur Verdruß und Zank aller Art erzeugt, und ihn selbst sehr bald in eine sehr schiefe und auf die Länge unhaltbare Stellung versetzt. Trotzdem beging das damalige englische Ministerium doch einen großen Fehler, daß es den Herzog nicht zum activen Dienst verwandte. Man hätte seine eigene schwarze Schaar und die englisch-deutsche Legion und vielleicht noch einige andere fremde leichte Truppen unter seinen Befehl stellen, und ihn nun mit 8—12,000 Mann allein auf einem abgesonderten Kriegsschauplatz operiren lassen müssen. Wäre ein solches Corps auf der Insel Sicilien, von wo aus die Engländer damals beständige Expeditionen gegen das neapolitanische Festland unternahmen, oder allein für sich zu kühnen Streifzügen in Spanien verwendet worden, so hätte es in

solcher Weise meiner festen Ueberzeugung nach die trefflichsten Dienste geleistet, und die Kosten seiner Ausrüstung reichlich bezahlt gemacht; in der ganzen englischen Landarmee war kein einziger höherer General zu finden, der sich auch nur annähernd so gut dazu geeignet hätte ein deutsches Streifcorps zu befehligen und solches zu kühnen, waghalsigen Unternehmungen, die besonders auch eine große Marschfertigkeit der Soldaten erforderten, anzufeuern, als gerade der Herzog Wilhelm von Braunschweig. Die Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit des englischen Ministeriums in allen militairischen Angelegenheiten war aber zu damaliger Zeit sehr groß, und daher dachte man freilich nicht daran eine so treffliche Persönlichkeit wie unseren kühnen Herzog auf passende Weise zu benutzen. So mußte denn dieser ächte Soldat noch lange Zeit in gezwungener Unthätigkeit in England verweilen und sich dabei körperlich wie geistig selbst aufreiben, während man anderen Generalen, die nicht den vierten Theil von seiner Thätigkeit besaßen und nur äußerst mäßige Fähigkeiten zeigten, bedeutende Commandos anvertraute. Der Erfolg war auch freilich oft schlecht genug, und außer Wellington selbst hat kein einziger selbstständiger Corpsgeneral des englischen Landheeres sich in den langjährigen Kämpfen gegen Napoleon irgendwie bedeutenden Kriegsruhm erworben.

Als ich Ende April die letzte Audienz beim Herzog hatte, da ich mich in den nächsten Tagen von Portsmouth aus nach Lissabon einschiffen wollte, war dieser noch besonders huldvoll gegen mich. Er reichte mir zum Abschied seine

Rechte und sagte mit seiner kräftigen Stimme: „Viel Glück auf den Weg, Lieutenant, ich beneide Sie darum, daß Sie bald wieder den Säbel gegen unsere Erzfeinde führen können. Daß Sie uns alle Ehre machen werden, davon bin ich fest überzeugt.“ Als ich mich dankend verneigte, sprach der Herzog weiter: „Und noch eins: Es fechten in Spanien gezwungener Weise viele westfälische Truppen, wenn Sie unter den gefangenen Soldaten geborene Braunschweiger treffen, so nehmen Sie sich solcher nach besten Kräften an, die armen Kerle können ja nichts dafür, daß man sie mit Gewalt nöthigt, für diesen Napoleon und seinen sauberen Bruder den Jerome jetzt ihr Blut zu vergießen.“

Als ich dem Herzog dies versprochen hatte, legte er nochmals die Hand auf meine Schulter, sah mich mit seinen großen, klaren Augen fest an und sagte: „Also Sieg — oder wie es kommt, einen ehrlichen Soldatentod; eins von Beiden wünsche ich Ihnen.“ Damit wandte er sich ab und ich war entlassen.

Ich sah den edlen deutschen Fürsten nicht früher wieder als im Jahre 1815 bei Quatre-Bras, wenige Stunden vor dem ruhmvollen Soldatentod, den er selbst dort gefunden hat. —

Feste Versprechungen, hinsichtlich meiner zukünftigen Verwendung, hatte ich zwar nicht, allein doch mehrere gewichtige Empfehlungen von bedeutenden Persönlichkeiten des englischen Heeres in meiner Brieftasche, und so verließ ich mit frohen Hoffnungen das mir so unangenehm gewordene London. Als ich oben auf dem

Verdeck der Postkutsche sitzend, endlich aus diesem Häuserlabyrinth herauskam und dieser Kohlendunst mich nicht mehr umgab, athmete ich wieder leichter auf. Diese Fahrt durch England im Frühling, wo Wiesen, Felder und Sträucher mit frischem Grün und treibenden Knospen bedeckt sind, gewährte mir großes Vergnügen. Mein Platz oben auf der Postkutsche gab mir einen freien Ueberblick über die ganze Gegend und ich konnte mich des Anblickes der fruchtbaren, auf das Sorgfältigste bebauten Felder und der vielen sauberen Farmer-Wohnungen, die in den Gärten zerstreut lagen, so recht erfreuen. Ueberall auf dem Lande hier sah ich Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit und behäbigen Wohlstand, nirgends Schmutz, Faulheit und Verfall. Auch die schönen, kräftigen Pferde, die auf allen Stationen mit großer Schnelligkeit vor unsere Postkutsche gespannt wurden, gefielen mir sehr, und ich bewunderte die Kraft und Ausdauer, mit der solch ein Viergespann auf der gut unterhaltenen Chaussee vor unserm schwer bepackten Fuhrwerk in raschem Tempo forttrabte. Wie ganz anders war aber zu damaliger Zeit das Postwesen bei uns im nördlichen Deutschland beschaffen! Die Annehmlichkeit der Reise ward noch dadurch erhöht, daß mein Nachbar, oben auf dem Verdeck der Kutsche, ein sehr unterrichteter und höflicher Marineofficier war, der lange in Deutschland gelebt hatte, mit mir sogleich gute Kameradschaft schloß und mir mannigfache Gefälligkeiten erwies; da auch die Verpflegung in den Wirthshäusern gut war und es auch an trefflichem Portwein nicht fehlte, so blieb mir eigentlich gar nichts zu wünschen übrig, und ich erinnere

mich, niemals eine vergnügtere Reise gemacht zu haben als diese Fahrt von London nach Portsmouth.

In letzterer Stadt mußte ich mich noch einige Tage aufhalten, da das Schiffsconvoi, mit dem ich nach Lissabon segeln wollte, noch nicht beisammen war. Ich hatte schon in London die Vergünstigung der freien Ueberfahrt erhalten und man wies mir einen Platz in der Kajüte eines von der Regierung gemietheten Transportschiffes an, welches mehrere Officiere und Soldaten eines englischen Dragonerregiments an Bord nehmen sollte. Wegen der vielen französischen Kaper und leichten Kriegsschiffe, die überall umherschwärmten, wenn auch die englische Flotte damals im Großen die vollständige Herrschaft über alle Meere zu behaupten wußte, durften derartige Fahrzeuge niemals allein auslaufen. Es wurde gewartet bis eine größere Masse derselben beisammen war, die dann von mehreren Korvetten und Fregatten, ja selbst Linienschiffen escortirt wurde. So sollten jetzt von Portsmouth aus an 60—70 Transportschiffe, größtentheils mit Kriegsmaterial oder einzelnen Truppentheilen beladen, auslaufen und 5 große Fregatten nebst einigen kleineren Kriegsschiffen unter Commando eines Contreadmirals waren zur Escorte bestimmt. Bis eine solche Flotte beladen und vollständig zur Ausfahrt gerüstet war, verging trotz der größten Thätigkeit, die unaufhörlich bei Tag und Nacht herrschte, doch immer einige Zeit. So mußte ich denn einen längeren Aufenthalt in dem theuren Portsmouth nehmen, als meiner Reisekasse und mehr noch meiner brennenden Ungeduld, bald vor den Feind zu kommen, lieb

war, und hatte hinreichende Muße, die großartigen Marineetablissements, die sich dort befanden, genau zu besehen, wobei mir mein Reisegefährte der Flottenofficier vielfache Dienste leistete.

Die Anstrengungen, welche England damals machte, um auf allen Meeren der Welt mit seinen Flotten zu herrschen, waren wirklich riesenhaft, und da Portsmouth mit den bedeutendsten Kriegshafen bildete, so war daselbst die regste Betriebsamkeit zu finden, von der ich mir früher kaum einen Begriff hatte machen können. Wenn ich diese Arsenale und Werkstätten, in denen Alles vom Größten bis zum kleinsten Nagel herab, was zur vollständigen Ausrüstung eines Schiffes nothwendig war, zu Tausenden und abermals Tausenden angefertigt wurde oder bereits fertig da lag, mit einem sachverständigen Führer durchwanderte, so begriff ich nicht, was man mit allen diesen Vorräthen beginnen wolle, und warum Tag und Nacht immer mehr daran gearbeitet wurde, solche noch stets zu vermehren. War ich dann aber später am Bord eines großen Kriegsschiffes gewesen, hatte Alles dort genau besehen, mich selbst durch den Augenschein überzeugt, was dazu gehört, ein solches Meisterwerk der Schiffsbaukunst seetüchtig zu machen und sah nun, wie wöchentlich Dutzende dieser Fahrzeuge hier aus und einliefen, dann konnte ich mitunter wieder kaum fassen, woher denn alle diese zahllosen Gegenstände zu ihrer Ausrüstung genommen werden sollten. Auf den Straßen von Portsmouth wimmelte es fortwährend so von Officieren aller Grade, Midshipmen, Matrosen,

Marinesoldaten und Werftarbeitern, daß man sich oft kaum durchzudrängen vermochte. So furchtbar strenge die Disciplin auch am Bord der Kriegsschiffe war, und eine so harte Züchtigung der Matrose dort für das kleinste Vergehen, ja selbst oft wohl nur aus Laune des Kapitains, mit der neunstriemigen Peitsche auf dem bloßen Rücken erhielt, so zügellos tobten diese Leute, wenn sie sich in Freiheit auf dem Lande befanden. Haufen betrunkener Matrosen begingen in der Stadt Rohheiten, wie ich solche von den ärgsten Marodeurs eines indisciplinirten Landheeres nach einer verlorenen Schlacht, wo sonst so leicht jede Zucht und Ordnung schwindet, nicht schlimmer gesehen habe und die entsetzliche Brutalität der unteren Volksklassen in England zeigte sich bei ihnen ganz unverhüllt. Es war für Jeden stets eine unangenehme Sache, besonders am Abend solchen Haufen betrunkener Kriegsschiffsmatrosen, und gar wenn sie nach einer langen Reise so eben erst ausbezahlt waren und die Taschen voll Guineen hatten, zu begegnen und selbst ihre eigenen Officiere gingen ihnen dann gern aus dem Wege. Wer Menschen in ihrer viehischen Rohheit sehen wollte, der durfte nur diejenigen Straßen von Portsmouth durchwandern, in denen Haus bei Haus, sich Brandweinschenken oder liederliche Wirthschaften befanden. Es war aber auch für jeden Einzelnen sehr mißlich, ja gefährlich, selbst am Tage eine solche Straße zu passiren. Da hier im Hafen zu jener Zeit fast täglich Einschiffungen von größeren oder kleineren Truppenabtheilungen stattfanden und eine große

Eifersucht damals zwischen den englischen Landsoldaten und Matrosen herrschte, so gehörten die blutigsten Schlägereien, bei denen selbst Todte auf dem Platze blieben, zu den gewöhnlichen Begebenheiten. Während meines Aufenthaltes nahm eine Schlägerei zwischen der so eben erst ausgezahlten Mannschaft eines von der westindischen Station heimgekehrten Linienschiffes und den Dragonern eines zur Einschiffung bereiten irländischen Regiments eine solche Ausdehnung an, daß mehrere Compagnien Infanterie sich mit gefälltem Bajonnett zwischen die Streitenden werfen mußten, um sie nur endlich auseinander zu bringen. Total betrunkene Matrosen wurden übrigens jeden Morgen zu Dutzenden auf den Straßen von Portsmouth aufgelesen und auf Schiebkarren in einen eigens dazu bestimmten Schuppen gefahren, von wo sie dann an Bord ihrer Schiffe zurückkehrten.

Auch die Mehrzahl der englischen Marineofficiere damaliger Zeit, so weit ich Gelegenheit hatte ihr Thun und Treiben näher zu beobachten, gefielen mir nicht sonderlich. Kühne, erfahrene Seeleute und Männer von erprobtem Muth, deren Herz nur freudig pochte, wenn sie die vollen Breitseiten der Geschütze mit den französischen Schiffen tauschten, oder den kurzen Schiffsdegen in der Faust, an der Spitze ihrer Enterer auf das feindliche Verdeck stürzten, befanden sich gewiß viele darunter; aber auch ebenso viele, denen man rohe Manieren und brutalen Hochmuth schon auf dem ersten Blick ansehen konnte. Im Allgemeinen herrschte auch zwischen den Officieren der

Land- und Seetruppen nicht die mindeste Kameradschaftlichkeit, sie verkehrten sehr wenig mit einander und vermieden sich mehr, als daß sie sich aufsuchten. So war es wenigstens damals; jetzt soll, wie ich höre, auch hierin eine sehr vortheilhafte Veränderung eingetreten sein.

Einen so imponirenden Eindruck mir daher in Portsmouth die Seemacht Großbritanniens gewährte, und so sehr ich die kolossalen Hülfsmittel, über welche sie zu gebieten hatte, bewundern mußte, in ebenso hohem Grade mißfiel mir das übrige Treiben daselbst, und ich zählte die Stunden, bis endlich unsere Flotille zum Auslaufen bereit war. Viele Unterhaltung fand ich darin, die Einschiffung der Dragonerpferde, die wir an Bord nehmen mußten, mit anzusehen. Die Pferde, durchweg starke, gedrungene Thiere von Halbblut, die vortrefflich aussahen, wurden auf eigens dazu erbauten breiten Fahrböten bis dicht an das Schiff gebracht, und ihnen dann Gurte unter den Leib geschnallt. So gefesselt wurden sie mit einer am Mast angebrachten Winde aufgewunden, wobei sie sich freilich zu sträuben versuchten, und dann durch die Schiffsluken in den unteren Raum hinein gelassen. Hier waren enge Ständer, in denen sie sich nicht legen konnten, eingerichtet und alles Holzwerk dick mit Stroh oder Werg umpolstert, damit das Pferd sich nicht verletzen konnte, wenn es bei heftigem Seegang unsanft zur Seite geschleudert wurde. Obgleich alle Einrichtungen möglichst vorsorglich getroffen und Wartung und Fütterung vorzüglich waren, litten diese Thiere auf der langen Ueberfahrt bis Lissabon doch

sehr; die Meisten kamen in ungemein erschöpftem Zustand dort an, und Einige waren sogar zu Grunde gegangen. Pferdetransport zur See bleibt stets eine eben so mißliche wie kostbare Sache, dies erfuhr ich bei dieser Gelegenheit recht augenscheinlich.

Sechstes Kapitel.

Fahrt von Portsmouth. — Seereise. — Die englische Flotte. — Ankunft in Lissabon. — Bewegtes Leben und Treiben daselbst. — Kameradschaftliche Aufnahme bei einem Artillerieofficier der deutschen Legion. — Stärke, Organisation und kurze Geschichte der Königlichen deutschen Legion im englischen Dienst. — Die Linien von Torres-Vedras und ihre Bedeutung. — Das Heer Wellingtons, im Juni 1810. — Langsamkeit der Bewegungen desselben. — Audienz beim Lord Wellington. — Dessen kurze Charakteristik.

Am 4. Mai war denn endlich Alles zur Abfahrt bereit, und unter dem Donner der Salutschüsse der uns escortirenden Kriegsschiffe konnten wir die Anker lichten. Es war für mich eine frohe Stunde, als unser Schiff in Fahrt kam und Englands Küsten allmälig meinen Blicken entschwanden.

Der Raum in unserem Schiffe war zwar sehr beschränkt, doch hatte man eine so praktische Eintheilung ge-

troffen und eine so strenge Ordnung durch das Schiffsreglement festgesetzt, daß er für uns Alle genügte. Mit zwei englischen Artillerieofficieren, einem Rittmeister der englisch-deutschen Legion und einem deutschen Arzt bewohnte ich zusammen eine kleine Kajüte, während vier englische Dragonerofficiere ein anderes eben so großes Gemach inne hatten. Den Mittagstisch hatten wir gemeinsam bei dem Kapitain, wie wir denn überhaupt auch nur freie Fahrt, aber keine freie Verpflegung von der Regierung erhielten und uns aus eigenen Mitteln verproviantiren mußten.

Besondere Abenteuer erlebte ich auf dieser Fahrt von Portsmouth nach Lissabon nicht, und ein Tag glich so ziemlich dem anderen. Wir hatten zwar keine Stürme, aber ziemlich ungünstige Winde und kamen so langsam vorwärts, daß uns fast das Wasser für die am Bord befindlichen Pferde ausgegangen wäre, und zuletzt deshalb die Rationen verringert werden mußten. In einem so zahlreichen Convoi, wo alle Schiffe beisammen bleiben und die guten Segler sich nach den schlechten richten müssen, kommt man überhaupt nur langsam von der Stelle. An unserer Spitze segelte eine Fregatte gleichsam als Avantgarde, das Linienschiff mit dem Contreadmiral am Bord schloß das Ganze, und mehrere kleine Fregatten und Corvetten umkreisten uns förmlich und wachten strenge darauf, daß alle Transportschiffe nahe bei einander blieben. Die Flotille wurde vom Admiralschiff durch verschiedene mit Flaggen und bei Nacht mit Laternen gegebene Signale commandirt, und es befand sich zu diesem Zwecke

am Bord jedes einzelnen Transportschiffes ein besonderes Signalbuch. Wenn die Nacht nur etwas dunkel war, durfte nicht gesegelt werden, sondern alle Schiffe mußten Laternen am Mast befestigen und dann dicht bei einander bleiben. Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren dringend nöthig, da zahlreiche, sehr schnell segelnde, verwegene französische Kaper überall umherkreuzten, um jedes Transportschiff, welches sich nur etwas aus dem Schutz der Fregatten entfernt hatte, sogleich zu kapern.

Behinderten nun zwar diese vielen, zum Theil sehr schwerfälligen Transportschiffe unser schnelles Fortkommen ungemein, so gewährte auf der andern Seite die Menge derselben auf einem so kleinen Raum neben einander ein sehr interessantes Schauspiel und trug wesentlich dazu bei, die Langweiligkeit der Seereise zu verkürzen. Viele Stunden brachte ich fast täglich auf dem Verdeck zu und beobachtete mit meinem sehr scharfen Auge die verschiedenen Manöver dieser zahlreichen Schiffe. Besonders die mit vollen Segeln unablässig hin und herkreuzenden Fregatten gewährten mir viel Vergnügen. Es lag etwas ungemein Leichtes, ja selbst Anmuthiges in allen Bewegungen dieser schönen Schiffe, und zwischen ihren Segeln und denen mancher schwerfälligen Kauffahrer war fast ein gleicher Unterschied, wie zwischen dem Galopp eines edlen Blutpferdes und dem eines plumpen Karrengaules. Und mit welcher Schnelligkeit wendeten diese imposanten Kriegsschiffe, wie gehorchten sie auf der Stelle dem Druck des Steuerruders und machten oft so schöne Bogenlinien, oder drehten sich in so scharfen Winkeln wie es gut zugerittene Pferde

in einer Reitbahn nicht besser vermögen. Auch das Ein- und Aufziehen der Segel geschah auf allen Kriegsschiffen mit einer Geschwindigkeit, die einem Laien fast wunderbar erscheinen mußte und die von der Langsamkeit, mit der alles derartige auf den gering bemannten Kauffartheischiffen verrichtet wurde, sehr abstach. So wie der Signalpfiff erscholl, kletterten mit der Schnelligkeit und Gewandtheit der Katzen zahlreiche Matrosen in alle Masten, und kaum vermochte das Auge zu folgen, so rasch wurde Alles ausgeführt; dabei waren sämmtliche Fregatten und Schooner in steter Bewegung und über zu viele Ruhe durfte die Mannschaft am Bord derselben sicherlich nicht klagen. Bald waren sie so weit von uns fort, daß man kaum noch ihre Segel am Horizont erkennen konnte, um das Meer zu recognosciren, ob irgend wo auch feindliche Schiffe sich zeigten, dann brausten sie wieder mit vollem Segeldruck heran, um dem Admiralschiff die nöthige Meldung abzustatten. Kaum war dies geschehen, so mußten sie eilen, ein vorwitziges Transportschiff, welches etwas vorweg segeln wollte, durch einen blinden Kanonenschuß zum Beilegen zu zwingen, und dann wieder zurückkommen, um einen schwerfälligen Kauffahrer, der zu weit hinten blieb, eine Weile am Schlepptau zu nehmen, oder auch mit Mannschaft zu unterstützen, damit die nöthigen Verrichtungen am Bord schneller ausgeführt werden konnten. So unangenehm mir diese Haufen der Kriegsschiffsmatrosen auf dem Lande in Portsmouth gewesen waren, so ungemein bewunderte ich jetzt die seemännische Tüchtigkeit derselben. Diese Leute haben einen so über-

aus schweren Beruf und werden zur See oft so arg geplagt, daß man ihnen ihre Excesse in der kurzen freien Zeit am Lande schon verzeihen muß. In stolzer, imposanter Ruhe schloß unser Admiralsschiff, ein etwas schwerfälliger, aber tüchtiger Dreidecker von 90 Kanonen, das Convoi. Hier war der Mittelpunkt aller Befehle, die Fregatten und Corvetten machten nur die Adjutanten und Ordonnanzen zur Ausführung derselben.

Da wir, wie gesagt, mitunter nur sehr langsam segelten, so machten sich die Officiere der verschiedenen Schiffe häufig kameradschaftliche Besuche. Mitunter lud der Admiral einzelne Officiere zu sich zur Tafel, und auch ich hatte die Ehre zu einer solchen gezogen zu werden. Die Kajüte, obgleich etwas niedrig, war sehr geräumig und mit dem Luxus eines eleganten Speisesalon in einem vornehmen Hause eingerichtet. Sämmtliches Tafelgeschirr zeugte von Reichthum und Geschmack, wie denn auch 4—5 Diener in reicher Livree mit den Wappenfarben des Admirals aufwarteten. Koch und Kellermeister hatten das Ihrige zur reichlichen Ausstattung des Diners geleistet und die Mahlzeiten des Herzogs Wilhelm von Braunschweig konnten nicht zur Hälfte in ihrer Ausstattung mit denen des englischen Admirals wetteifern. Bis zum späten Abend saßen wir hinter den vollen Portweinflaschen beisammen, und als endlich die eingeladenen Gäste die Boote bestiegen, um nach ihren Schiffen zurückzurudern, waren die Köpfe der Meisten des schweren Weines übervoll. Der große Hang zum Trinken starker geistiger Getränke ist mir überhaupt

bei den Engländern aller Stände aufgefallen. Wenn wir Deutschen im Allgemeinen den Ruf haben, eifrige Trinker zu sein, so werden wir — wenigstens nach meinen Erfahrungen — von den Engländern hierin weit übertroffen. In den meisten Kavallerieregimentern des preußischen Heeres vor 1806 wurde unter den Officieren ziemlich stark getrunken, und gar wir Blücherschen Husaren waren dafür bekannt, daß wir viele stets durstige Kehlen unter uns zählten, allein im Vergleich zu dem, was ich hierin in der englischen Armee zu Stande bringen sah, waren unsere Leistungen doch nur sehr schwach.

In den letzten Tagen des Mai langten wir zu meiner großen Freude vor Lissabon an, denn ich war zuletzt der langen Seereise doch herzlich überdrüssig geworden. Es war ein schönes Schauspiel, das sich hier zuerst meinen Augen zeigte, und ich habe den Eindruck desselben niemals wieder vergessen. Die breite Fläche des mächtigen Tajo strahlte hell im Glanze der portugiesischen Morgensonne, und der tiefblaue Himmel von einer Klarheit, wie ich solche in England niemals, bei uns in Deutschland aber nur äußerst selten gesehen habe, spiegelte sich in dem herrlichen Fluß ab. Eine große Menge von englischen Kriegs- und Transportschiffen lag vor Anker, und zahllose Boote der mannigfachsten Größe und Bauart, und bemannt mit vielerlei Menschen, welche die Erde nur erzeugt, fuhren in geschäftiger Eile dazwischen umher. Besonders fielen mir gleich anfänglich die sehr vielen Neger auf, welche sich hier befinden, da ein großer Theil der Ruderer in den portugie-

sischen Handels- und Hausirbooten schwarze Gesichter und kraushaarige Wollköpfe zeigten. Mehrere hier ankernde englische Kriegsschiffe, die direct von Ostindien gekommen waren, hatten hingegen viele Lascaren und Malayen an Bord, deren braune Physiognomien unter dem weißen Turban, und deren schmächtige, aber gewandte Gestalten ungemein von den vierschrötigen, rothbäckigen Engländern abstachen.

Die Stadt Lissabon, auf einer ansteigenden Höhe lang hingestreckt am Tajo liegend, tritt, vom Flusse aus gesehen, so recht in ihrer bewunderungswürdigen Größe und Schönheit hervor. Besonders die vielen Kirchen und die große Masse stattlicher Gebäude mit ihren flachen Dächern erscheinen dem Auge des Nordländers sehr ungewöhnlich. Auch die ganze Vegetation in den vielen großen Gärten welche sich mit hübschen Landhäusern untermischt längs des Flusses hinzogen, hatte etwas ungemein Südliches. Die Gewächse und Bäume, die in unseren norddeutschen Gärten sehr geschätzt, nur in kleinen, kümmerlichen Pflanzen vorkommen und im Winter in Glashäusern aufbewahrt werden müssen, sah man hier ungepflegt auf das Ueppigste gedeihen. So konnte man schon vom Schiffe aus sehr bemerklich erkennen, daß Lissabon mit die südlichste Hauptstadt ist, welche Europa besitzt. Doch nur von der Ferne aus betrachtet, gewährte dieser Anblick Glanz und Vergnügen, und das Auge konnte sich leicht von ihm bestechen lassen; sobald man an das Land trat und Alles näher besah, erhielt man nur zu bald ganz andere Eindrücke: Schmutz, Verfall, Armuth und Verkommenheit zeigten sich in dem von der Na-

tur so reich gesegneten Portugal auf Schritt und Tritt. Ich bemerkte überall nur zu deutlich, daß ich mich in einem Lande befand, welches zurückging, und daß nicht allein der jetzige Krieg mit seinen Drangsalen die Schuld hiervon trüge, sondern die Indolenz und Trägheit eines zu großen Theiles seiner Bewohner. Wie ungleich besser sieht es hierin bei uns in Deutschland aus, und wie ziehe ich den Aufenthalt in einer reinlichen Stadt, und nun gar auf einem wohlhäbigen Landgut meiner Heimath, dem in Lissabon, trotz seines südlichen Klimas und seiner reichen Vegetation, vor. Man muß nur viel im Auslande gewesen sein, um die heimathlichen Vorzüge recht würdigen zu können.

Da es an Platz fehlte und der lange Hafendamm von Lissabon ganz voll Transport- und Kriegsschiffe lag, die auf ihre Entladung warteten, so dauerte es noch zwei Tage bis die Reihe hierzu an uns kam. Selbst ich als einzelner Officier, der gar kein Commando im Schiffe hatte, durfte solches nicht früher verlassen, so streng war die Pedanterie des englischen Hafencommandos. Frisches Wasser, Fleisch, Gemüse und prächtige Südfrüchte wurden uns jedoch in hinreichender Quantität an Bord gebracht, und so konnten wir uns denn wenigstens hieran von den Entbehrungen der langen Seereise erholen und somit unsere Ungeduld besser bezähmen.

Am 1sten Juni 1810 betrat mein Fuß zuerst den Boden der pyrenäischen Halbinsel. Gerade ein Jahr früher hatte ich mit dem Corps des Herzogs von Braunschweig den Marsch nach Sachsen angetreten. Eine kurze

Zeit und doch sehr reich an wechselvollen Begebenheiten und noch mehr an getäuschten Hoffnungen für mich. Von dem Gewühl und Getümmel, welches damals in den steilen, engen, größtentheils ungepflasterten und furchtbar schmutzigen Straßen von Lissabon herrschte, konnte man sich kaum einen Begriff machen. Unweit der Stadt, hinter den berühmten sogenannten Linien von Torres-Vedras, die in der Geschichte des pyrenäischen Kampfes eine so bedeutende Rolle spielen, ließ Lord Wellington Lager für sein englisch-portugiesisch-spanisches Heer von mindestens 60,000 Mann anlegen, in voller Ruhe den Angriff seines mächtigen Gegners des Marschalls Massena erwartend, den Napoleon mit 72,000 Mann der besten Truppen gegen ihn gesandt hatte. Als Hauptwaffen- und Hauptverproviantirungsplatz dieses ganzen englischen Heeres in Portugal konnte Lissabon daher jetzt angesehen werden, und was für eine Menschenmasse sich hier umhertrieb ist unbeschreiblich. Wahrlich in einem aufgestörten Ameisenhaufen kann kein größeres Gewühl herrschen, als den ganzen Tag und selbst den größten Theil der Nacht hier zu finden war. Eine größere Abwechselung von allen möglichen Uniformen hatte ich niemals zusammen in einer Stadt gesehen, und selbst bei dem Einzug der alliirten Truppen 1814 in Paris war vielleicht keine größere Verschiedenheit hierin zu finden. Kaum ein Regiment des ganzen britischen Heeres mit allen seinen deutschen, portugiesischen, spanischen und in Italien angeworbenen Hülfstruppen konnte es geben, von dem nicht commandirte, beurlaubte oder blessirte Soldaten wie Of-

ficiere, hier in Lissabon zu finden waren. Wie ganz entgegengesetzt sahen die portugiesischen Milizen in ihren braunen Jacken und Sandalenschuhen aus, gegenüber den hohen, stolzen englischen Gardegrenadieren oder schweren Dragonern mit ihren scharlachrothen, zwar prächtig schimmernden, aber für einen Feldzug unzweckmäßigen Uniformen. Und welch' eigenthümlichen Anblick gewährten die frischen, rothbackigen, blondhaarigen Hochschotten mit ihrer hosenlosen Uniform, welche die kräftigen Körperformen so recht zeigte. Diese Hochschotten, unbedingt mit die besten Infanteristen des ganzen national=englischen Heeres, haben sich zwar manchen Sieg über die Franzosen errungen, aber noch ungleich zahlreicher waren die Eroberungen, welche sie unter den gluthäugigen, leicht erregten Töchtern der pyrenäischen Halbinsel machten. Wahrhaft prächtige Männergestalten sah man auch häufig unter den spanischen Soldaten des Heeres und mehr noch in den andalusischen Guerrillas = Banden, die sich ebenfalls in großer Zahl in Lissabon umhertrieben. Dazwischen nun wieder die Officiere und Matrosen der zahlreichen englischen Kriegs- und Transportschiffe, die damals auf dem Tajo vor Anker lagen. Fast sämmtlicher Proviant des englischen Heeres, ja vielfach auch der Hafer und das in kleine Bunde durch hydraulische Pressen zusammengepreßte Heu für die Kavalleriepferde wurde direct aus England bezogen; und da auch stete Transporte von Reconvalescenten, und Verstärkungen für alle hier fechtende Truppentheile anlangten, so waren Hunderte von Schiffen hierbei in Thätigkeit deren Mastenwald gewaltig auf dem Tajo emporragte.

Ebenso wie in Portsmouth, so zeichneten sich in Lissabon die Matrosen durch entsetzliche Rohheit vor den Landsoldaten, mit denen sie stete Prügeleien hatten, sehr unvortheilhaft aus. Als Rückfracht nach England nahmen die Schiffe wieder sehr zahlreiche Gefangene mit, welche von den englischen Truppen gemacht waren, und die nun ihre Gefangenschaft auf den mit Recht berüchtigten Pontons in den Häfen Englands aushalten sollten. So sah man denn auch hier große Massen gefangener Soldaten der verschiedensten Regimenter des großen französischen Heeres; besonders waren viele Polen darunter, da mehrere polnische Regimenter auf der pyrenäischen Halbinsel kämpften, und leider gar manche Deutsche, von denen gewiß an 20,000 Mann, welche Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, dem neugeschaffenen Großherzogthum Frankfurt und dem Königreich Westfalen angehörten, sich unter den Corps des französischen Heeres befanden, und kämpften gezwungen gegen das hochherzige spanische Volk, welches sie niemals nur im Entferntesten gekränkt hatte. Es stimmte mich stets sehr traurig, wenn ich deutsche Gefangene sah, und ich beklagte aufrichtig das Loos dieser Armen, die nun vielleicht Jahre lang in der sehr harten englischen Gefangenschaft büßen mußten. Von den geborenen Hannoveranern und Braunschweigern dieser westfälischen Truppen traten übrigens viele in die englisch-deutsche Legion. So kämpften denn hier ebenfalls wieder Deutsche gegen Deutsche, wie dies leider fast in allen Kriegen der napoleonischen Zeit nur zu häufig der Fall war. Gebe Gott, daß so etwas niemals wieder ge-

schehen möge, und wir Deutschen nur vereint gegen unsere auswärtigen Feinde, aber nie wieder gegen einander die Waffen führen mögen.

Eben so buntartig wie diese Unmasse der verschiedensten Soldaten, die ich sich in Lissabon umhertreiben sah, erschien mir die Bevölkerung der Stadt selbst. Ich habe vorhin schon erwähnt, daß mir sogleich die vielen Neger aufgefallen waren, welche im Hafen die Boote ruderten, und eine noch größere Zahl dieser schwarzen Krausköpfe sah ich in der Stadt als Bediente, Arbeiter; kurz bei den mannigfaltigsten Geschäften verwendet. Diese Unmasse derselben in Lissabon, soll wesentlich von der früheren nahen Verbindung Portugals mit Brasilien, welches große Massen von Sclaven besitzt, herkommen. Außer den schwarzen Negern trieben sich viele braune Mauren, von der nahen afrikanischen Küste, umher. Sie handelten größtentheils mit Pferden und Rindern, welche die Engländer damals sehr häufig aus Tanger und anderen marokkanischen Häfen holten. Aus den von den Franzosen besetzten Theilen von Portugal hatten sich ebenfalls viele Bewohner, und besonders Landleute nach Lissabon geflüchtet, um unter dem Schutz der Engländer den Mißhandlungen zu entgehen, denen sie dort nur zu sehr ausgesetzt waren. Zahlreiche Familien portugiesischer Bauern, alle nur in Fetzen gekleidet, lagen hier Tag und Nacht auf den freien Plätzen umher, lebten von der elendsten Nahrung, bettelten gierig die sehr reichlich beköstigten englischen Soldaten um Stücke Brodes an, die diesen vielleicht zu schlecht geworden waren, und balgten

sich mit den dürren Hunden, die zahllos vorhanden waren, um die ekelhaftesten Ueberbleibsel weggeworfener Speisen. Welchen Schaden Portugal bereits von den Kriegswirren, welche seit längerer Zeit sein Inneres verwüsteten, gelitten hatte, konnte ich hier in Lissabon schon deutlich erkennen, nnd doch war das Elend, was ich jetzt sah, sehr gering zu dem was später mein Auge häufig genug erblicken mußte.

In dieser überfüllten Stadt sogleich ein Unterkommen zu finden, wäre mir fast unmöglich gewesen, wenn nicht die Gastfreundschaft braver deutscher Kameraden mich hierin unterstützt hätte. Der Dragonerofficier der englisch-deutschen Legion, mit dem ich die Fahrt von Portsmouth gemeinsam gemacht hatte, empfahl mich freundlich an den Kapitain Gesenius, der damals mit der 1sten Fußbatterie der Legion in Lissabon garnisonirte, und dieser wackere Mann, der in Allem und Jedem das wahre Muster eines durch und durch ritterlichen und tüchtigen deutschen Officiers genannt werden konnte, nahm mich, den Fremden, mit einer so herzlichen Gastfreundschaft auf, wie ich sie von dem langjährigsten Freund nicht besser erwarten durfte. Zwar konnte er mir nur ein kleines Kämmerchen ohne Fensterscheiben, dessen Mobiliar lediglich aus einem Tisch und zwei Bänken bestand, die irgend ein früherer Zimmermann unter den deutschen Artilleristen aus den Brettern alter Packkisten zusammen geschlagen hatte, einräumen, allein in Betreff der Verhältnisse war dies schon von großem Nutzen für mich. Mein Lager bildeten einige Schütten Maisstroh und eine große Wollendecke,

die ich mir von England mitgebracht hatte; ich schlief vortrefflich und freute mich, wieder am Lande und nicht mehr auf einem Schiffe zu sein, wo ich mich niemals recht behaglich gefühlt habe. Speise und Trank nahm ich in den 14 Tagen, die ich mich in Lissabon aufhielt, um mich zuerst näher über alle Verhältnisse des Heeres zu orientiren, gemeinsam mit den hier garnisonirenden Artillerieofficieren der deutschen Legion ein, und konnte somit wahrlich mit meinem Aufenthalt in jeder Hinsicht zufrieden sein.

Da ich während meines fast zweijährigen Verbleibens auf der pyrenäischen Halbinsel sehr häufig mit den Truppen der königlichen deutschen Legion im Heere Wellingtons in nähere Beziehungen kam, so sei es mir erlaubt, vorweg dieses ausgezeichneten Corps hier in aller Kürze zu gedenken. In sämmtlichen Feldzügen, denen es von 1805—1815 in so vielen Theilen von Europa beiwohnte, wahrten dessen Truppen den deutschen Waffenruhm auf das Beste, und konnten mit gerechtem Selbstgefühl an alle ihre Thaten zurückdenken. Selbst die so stolzen und auf alles Fremde oft übermüthig herabblickenden Engländer müssen gestehen, daß alle Truppentheile der königlichen deutschen Legion vollkommen in jeder Hinsicht den Vergleich mit den besten Regimentern der gleichen Waffengattung des national-englischen Heeres aushalten konnten. Daß dabei die leichten Kavalleristen der Legion ihren englischen Waffengefährten in der Gewandtheit und Schnelligkeit des Vorpostendienstes sich weit überlegen erwiesen, war im Heere eine allgemein anerkannte Thatsache.

Diese Legion ward im Jahr 1804 in England zuerst aus Trümmern der 1803 durch die Lauenburger Konvention aufgelösten hannoverschen Armee organisirt. Die Officiere gehörten fast durchweg den ehemaligen hannöverschen Truppen an, und auch die Mannschaft waren größtentheils geborene Hannoveraner. Im Verlauf der späteren Kriegsjahre wurden die großen Abgänge an Soldaten durch Werbungen von Deserteuren und Gefangenen aller im Dienste Napoleons gezwungen fechtenden deutschen Truppen ergänzt, und nun ward die Zusammensetzung der Mannschaft buntartiger. Der Stamm der alten Soldaten, Unterofficiere und auch mit sehr geringen Ausnahmen der aller Officiere bestand jedoch stets aus Hannoveranern und gerade diese lokale Zusammensetzung trug wesentlich mit dazu bei, der Legion stets eine feste, geschlossene Haltung zu sichern. Vorzüglich die Officierscorps aller ihrer Truppentheile, die ich kennen zu lerlernen Gelegenheit hatte, zeichneten sich durch wahre Kameradschaftlichkeit und den echten ritterlichen Corpsgeist sehr vortheilhaft vor denen mancher anderen geworbenen Truppen aus. Auch das schwarze braunschweigsche Husarenregiment konnte hierin mit der Legion nicht den Vergleich aushalten und hatte stets an dem Grundübel, daß es gleich anfänglich sehr verschiedene Officiere erhielt, zu leiden, obwohl es sonst im kühnen Draufeinreiten auf den Feind, und gewandten Vorpostendienst mit jedem anderen Regiment aufnahm. Ein aus gleichem Gusse hervorgegangenes Officierscorps ist aber eine herrliche Sache

für jedes Regiment, und macht den Dienst für den einzelnen Officier darin so leicht und angenehm.

Der Bestand der deutschen Legion ist stets sehr unbestimmt gewesen. Zur Zeit ihrer höchsten Stärke bestand sie aus 2 Dragoner- und 3 Husarenregimentern, das Regiment in einer Sollstärke von ungefähr 500 Pferden, 8 Bataillonen Linieninfanterie, 2 Bataillonen leichter Infanterie, 4 Batterien Fuß- und 2 Batterien reitende Artillerie und einem kleinen Ingenieurcorps. Alle diese Truppen waren niemals vereint, sondern auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen thätig. Ein Theil der Legion ward 1805 zu einer Landung in Deutschland verwendet, ein anderer nahm 1807 an der Expedition gegen Copenhagen Theil, einzelne Truppentheile operirten einige Zeit in Schweden, wo die Engländer eine Landung unternommen hatten. Im Jahr 1808 schifften sich 4 Infanteriebataillone, 3 Batterien Artillerie, das 3. Husarenregiment und die leichte Brigade nach der pyrenäischen Halbinsel ein, um dort an den Kämpfen Theil zu nehmen. Ein Theil derselben und darunter das 3. Husarenregiment und die leichte Brigade, waren mit bei der unglücklichen Niederlage des Heeres unter dem General Moone anwesend, in Folge dessen sie sich bei Corunna nach England wieder einschiffen mußten. Bei dieser Gelegenheit scheiterten mehrere englische Transportschiffe und Hunderte von deutschen Soldaten fanden ihren Tod im Meere. Das 2. Husarenregiment der Legion und die leichte Brigade wurden 1809 mit zu der eben so sehr unsinnig angelegten, schlecht ausgeführten und daher unglücklich endenden Expedition nach

der Insel Walcheren und der Scheldemündung verwandt, welche das englische Ministerium im Juli unter des Generals Lord Chatam Oberbefehl mit 40,000 Mann Landtruppen ausführen ließ. Die Truppen der Legion zeichneten sich zwar hier bei mehrfacher Gelegenheit sehr aus, erlitten aber beträchtliche Verluste, mehr durch die bösartigen Sumpffieber als durch die Kugeln der Feinde. Vier Bataillone Infanterie und eine Batterie Artillerie der Legion, wurden 1808 nach der Insel Sicilien geschickt, wo sie mehrere Jahre blieben und an den verschiedenen Expeditionen gegen das neapolitanische Festland den rühmlichsten Antheil nahmen. In den Jahren 1809 und 1810, so wie auch 1812 wurden mehrfache Truppentheile der Legion, so z. B. das 1. und 2. Husarenregiment, die Dragoner und die leichte Infanteriebrigade, nach der pyrenäischen Halbinsel gesandt und thaten sich dort wie 1813 bei den Kämpfen im südlichen Frankreich wiederholt auf die glänzendste Weise hervor. Andere Truppentheile, und darunter das 3. Husarenregiment, fochten 1813—14 in Norddeutschland und den Niederlanden, wie auch 1815 der größte Theil der Legion an der Schlacht bei Belle-Alliance auf das Ruhmvollste sich betheiligte. Man sieht also, es hat diesen wackeren deutschen Soldaten nicht an Gelegenheit gefehlt, ihre Kriegstüchtigkeit gegen die Napoleonischen Schaaren zu erproben, und überall in Nord und Süd, Ost und West haben sie dies mit großer Auszeichnung gethan.

Zur Zeit als ich auf der pyrenäischen Halbinsel anlangte, befanden sich von der Legion das 1. Husarenregi-

ment in einer Stärke von 550 Mann, 4 Bataillone Linieninfanterie und 3 Fuß-Batterien beim Heere Wellingtons, wo sie unbedingt mit zu den besten, ausdauerndsten und besonders leicht beweglichsten Truppen desselben gezählt wurden.

Da dem Kapitain des Gesenius, der mich jetzt in Lissabon so ungemein gastfreundlich aufnahm, die Inspection über das Geschütz und die Munition in der ganzen Kette der Befestigungen, welche Wellington hier hatte errichten lassen, übertragen war, so hatte ich Gelegenheit diese schon jetzt genau kennen zu lernen. Es sind selten wohl so starke Schutzwehren, als diese sogenannten Linien von Torres-Vedras in so kurzer Zeit angelegt worden, und ihre Besichtigung gewährte mir daher vielfaches Interesse. Sie bestanden aus drei Linien von zusammen 108 Schanzen, in denen über 400 Geschütze, zum Theil vom schwersten Kaliber, aufgestellt waren. Das Arsenal von Lissabon oder die Küstenbatterien hatten diese Geschütze geliefert, und wurde unablässig daran gearbeitet, Munition in genügender Masse dafür anzufertigen, bei welcher Arbeit auch besonders viele deutsche Artilleristen von der Legion beschäftigt waren. Die Erste dieser Linien, die mit ihren verschiedenen Krümmungen eine Länge von mehreren Meilen hatte, zog sich über die Höhen von Amoda und Monte Sarzia hin, und schloß sich rechts bei Alhandra an den Tajo und links zwischen Torres-Vedras an die Mündung des Sizandro. Sie war die stärkste von Allen und wurde aus 32 großen, durch Gräben und Pallisaden geschirmten Redouten gebildet, welche mit 200 Kanonen von schwe-

rem Kaliber besetzt waren. Die zweite Linie hatte 65 Schanzen mit 140 Geschützen, und stützte ihren rechten Flügel auf Alveria, oberhalb des Tajo. Die dritte derselben war wesentlich mit dazu bestimmt, eine etwaige nothgedrungene Einschiffung des Landheeres auf die Flotte zu decken, damit es dem Wellingtonschen Heere im Fall der Niederlage nicht am Ende eben so schlecht ergehen möge, wie dem von Moore bei Corunna. Die Linie zählte 11 Schanzen mit 90 Geschützen, und zog sich vom Belem am Tajo bis gegen Cariaes am Meere. Mit großem Geschick hatte man alle natürlichen Deckungen, welche der hier sehr gebirgige Boden darbot, dazu benutzt, um ihre Festigkeit noch mehr zu erhöhen. Die Abstürze vor den Schanzen waren senkrecht abgegraben, so daß ein Erklimmen durch die Sturmkolonnen rein unmöglich war, durch die Flüsse und Bäche waren Dämme mit Schleusen gezogen, um durch Aufstauungen ihrer Gewässer leicht Ueberschwemmungen herbeizuführen, und die Straßen waren durchschnitten. Als ich im Juni 1810 in Lissabon war, wurde auf das Eifrigste an diesen Schanzen gearbeitet, und mehrere Tausend portugiesische Arbeiter waren unter der Aufsicht von englischen und deutschen Artillerie- und Ingenieur-Officieren und Unterofficieren dabei thätig. Zwar hat die Anlegung dieser Linien ungeheure Summen gekostet, denn alle Arbeiten wurden baar aus der englischen Kriegskasse bezahlt; allein ihr Nutzen war doch noch ungleich größer. Als im Herbst 1810 der kühne, Alles wagende Marschall Massena mit gewaltigen Heeresmassen in Portugal einrückte und Wellington mit seinem Corps

zurückdrängte, da gewährten diese Linien von Torres-Vedras Letzterem den sichersten Schutz. Der französische Marschall fand diese Schanzen zu fest, wagte nicht einmal einen Sturm darauf zu unternehmen, lag mehrere Monate nutzlos vor denselben und zog endlich unverrichteter Sache wieder ab, nachdem er viele Tausend Mann seiner besten Truppen durch Hunger und Noth verloren hatte. Wären jene Schutzwerke damals nicht gewesen, so hätte es sich leicht ereignen können, daß Wellington, dessen Heer dem des Massena in keiner Hinsicht vollkommen gewachsen war, in einer großen Feldschlacht besiegt und Lissabon mit seinen unermeßlichen Kriegsvorräthen in den Besitz der Feinde gekommen wäre. Die Einnahme dieser Stadt zur damaligen Zeit und die Besiegung des englischen Heeres wären aber von der allerentscheidendsten Wichtigkeit für Napoleon gewesen, England hätte dann vielleicht auf den ferneren Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel verzichtet und Napoleon wenigstens vorläufig in dem ungestörten Besitz derselben gelassen, und welch eine ganz andere Wendung wäre dadurch der Weltgeschichte gegeben worden!

Bis Mitte Juni verweilte ich in Lissabon, um mich vorläufig über Alles, was die Verhältnisse dieses Krieges und besonders auch die Organisation des Wellingtonschen Heeres anbetraf, möglichst gut zu orientiren. Am Liebsten wäre ich als Officier in das erste Husarenregiment der Königlichen Legion eingetreten, jedoch ich erfuhr, daß dies nicht anginge, da das Officiercorps dieses trefflichen Regiments mehr als complett sei, und mehrere Kornets sehnsüchtig auf ihre

Beförderung warteten. Eine Kapitainsstelle in einem der von den Engländern neu formirten portugiesischen Regimenter, die mir wiederholt angeboten wurde, schlug ich entschieden aus; wie ich es denn auch ablehnte, in die sogenannte lusitanische Legion, die ebenfalls von englischen Officieren organisirt und commandirt wurde, einzutreten, obwohl ich in diesem Corps ein sehr schnelles Avancement hätte finden können. Verschiedene Gründe bewogen mich hierzu. Zuerst war ich der portugiesischen Sprache nicht mächtig, konnte mich daher den Portugiesen, welche ich befehligen sollte, nicht verständlich machen, und muß meiner Ueberzeugung nach jeder Officier die Sprache seiner Mannschaft vollkommen verstehen, denn er wird sich sonst nur sehr schwer ihr Vertrauen gewinnen und somit die Dienste nicht leisten können, welche man von ihm mit Recht fordern darf. Alsdann hegte ich in Folge dessen, was ich von diesen neu formirten portugiesischen Regimentern bisher gehört und gesehen hatte, kein sonderliches Vertrauen zu ihrer großen Kriegstüchtigkeit; es drängte sich mir die Ueberzeugung auf, sie würden in den Kämpfen gegen die kriegsgeübten, französischen Soldaten gerade keine glänzenden Erfolge erreichen und besonders den Vergleich mit den deutschen und national-englischen Truppen des Wellingtonschen Heeres nicht aushalten können. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen hat sich dies denn im ferneren Verlauf des Krieges bestätigt; die meisten portugiesischen Regimenter und besonders die von der Kavallerie haben sich nur selten Lorbeeren errungen, und ich

freue mich noch jetzt, daß ich mich nicht zu ihnen versetzen ließ, denn es würde mich selbst in der Erinnerung tief kränken, wenn ich jemals einem Corps angehört hätte, welches im Felde nicht vollkommen seine Schuldigkeit gethan. Drittens gefielen mir die englischen Officiere dieser portugiesischen Regimenter, von denen ich in Lissabon eine Masse sah, im Allgemeinen nicht sonderlich. Die besten Officiere der alten englischen Regimenter hatten sich selten zu diesen neu formirten Truppen versetzen lassen und so dienten eine Menge Trunkenbolde, rohe und gewöhnliche Menschen oder in militairischer Hinsicht gänzlich unfähige Individuen, die daheim in England die verschiedensten Berufe gehabt hatten, in den Officiercorps derselben. Mit diesen würde ich aber in keiner guten Kameradschaft gelebt haben und dankte für jeden näheren Verkehr mit ihnen. Da ich meinen Aufenthalt auf der pyrenäischen Halbinsel doch nur als einen temporairen ansah und stets die feste Hoffnung hegte, über kurz oder lang wieder in Deutschland und mit deutschen Truppen für die Befreiung meines Vaterlandes von der französischen Tyrannei kämpfen zu können, so war mir gegenwärtig ein etwas besseres oder schlechteres Avancement eine ziemlich gleichgültige Sache.

Am 18. Juni begab ich mich in das Hauptquartier des Lord Wellington nach Galegos an der spanisch-portugiesischen Grenze, um dort meine mitgebrachten Empfehlungsschreiben abzugeben und eine active Verwendung gegen den Feind nachzusuchen. Vorher hatte ich mich in Lissabon noch beritten gemacht. Für mich selbst kaufte ich

von einem maurischen Händler einen zwar kleinen und nicht mehr jungen, aber starken, ausdauernden und für den Felddienst sehr geeigneten Schimmelhengst um ziemlich hohen Preis. Sattel und Zaumzeug eines Officiers der braunschweigschen schwarzen Husaren hatte ich von Deutschland nach England und von dort hierher nach Portugal mitgebracht, wie ich denn mit ausdrücklicher Erlaubniß des Herzogs Wilhelm noch fortwährend die Uniform eines braunschweigschen Husarenofficiers trug. Diese schwarze Kleidung und besonders der Todtenkopf mit den Knochen darunter, vorn am Schilde des Tschakos, erregte im englischen Heere viel Aufmerksamkeit.

Für den portugiesischen halberwachsenen Jungen, der etwas englisch radebrechen konnte, und den ich vorläufig als Diener und Dollmetscher angenommen hatte, kaufte ich einen starken Maulesel, der zugleich meinen Mantelsack mit dem nothwendigen Gepäck trug. So ausgerüstet, trat ich mit einem starken Commando, welches Ersatzmannschaften für verschiedene Regimenter brachte, meinen Marsch nach dem Wellingtonschen Heere an.

Es war gerade um diese Zeit eine sehr gefährliche Periode für das Heer Wellingtons. Der Kaiser Napoleon, unzufrieden mit den bisherigen Erfolgen seiner Generale, hatte vor Kurzem dem zwar rohen und raubsüchtigen, aber sehr energischen Marschall Massena den Oberbefehl über das in Südspanien befindliche Heer übergeben. Dasselbe zählte an 72,000 Mann Truppen und bestand aus dem 2., 6. und 8. französischen Armeecorps, unter den berühmten Generalen Reynier, Junot und Ney. Die an 6000 Mann

starke Reiterei befehligte der bekannte Kavalleriegeneral Montbrun. Ein zahlreiches Ingenieurcorps und 4000 Artilleristen befanden sich bei diesem Heere, das überhaupt mit geringen Ausnahmen aus sehr tüchtigen, schon längst kriegsgeübten Truppen bestand. Zwei Divisionen der französischen Kaisergarde rückten außerdem als Reserve über die Pyrenäen nach. Dieser imposanten feindlichen Macht hatte der Lord Wellington damals 28,000 nationalenglische und 4000 Mann deutsche Truppen der Königlichen Legion sowie einige 20,000 Mann regulaire und 30,000 Mann portugiesische Milizen gegenüber zu stellen. Auf Letztere war aber im offenen Kampf wenig zu rechnen, und hätten 1000 Mann guter französischer Infanterie schon durch ihre bessere Mannövrirfähigkeit und strengere Disciplin sicherlich 5000 portugiesische Milizen besiegt. Wellington selbst hatte unter seinem speciellen Befehl drei Divisionen = 22,000 Mann, größtentheils Engländer, während Marschall Beresford mit den Portugiesen mehr nordwärts gegen Galliair stand und der General Crawford an 4000 Mann leichte Truppen Avantgarde befehligte.

Die starken Festungen Ciudad-Rodrigo und Almeida, die von spanischer Besatzung sehr tapfer vertheidigt wurden, leisteten gerade den noch überaus energischen Angriffen der Franzosen den lebhaftesten Widerstand, als ich bei dem Heere ankam. Man hat es Wellington von vielen Seiten zum bittersten Vorwurf gemacht, daß er diese Festungen nicht zur rechten Zeit entsetzte, und meiner Ueberzeugung nach mit vollem Recht. Jeder kühne, zu Offensivbewegungen geneigte Feldherr hätte gewiß

nicht in so kurzer Entfernung mit einem starken, kriegsmuthigen Heere Halt gemacht, ohne das Mindeste zum Ersatz der hart bedrängten Festungen zu unternehmen, wie dies jetzt vom englischen Oberbefehlshaber geschah. Kühne Offensivbewegungen zu machen, war überhaupt niemals ein Vorzug des Lord Wellington; er war nur groß in einer unerschütterlich festen Defensive und hat dadurch allein sich seinen Kriegsruhm erworben. Nur Ende 1812 und 1813, wo die französische Armee in Spanien sehr geschwächt und theilweise entmuthigt war, ging er mehr zur Offensive über, sonst hat er auch wieder 1815 in der berühmten Schlacht bei Waterloo sich wesentlich auf die Defensive beschränkt.

Als Ursache seiner jetzigen Langsamkeit führte Lord Wellington besonders mit an, er wolle sich nicht zu weit von Lissabon, dem Hauptpunkt seiner Operationslinie, entfernen, da er sonst sein Heer nicht gehörig verpflegen könne. Bei der großen Schwerfälligkeit des englischen Landheeres, welches einer solchen Menge von Proviant bedarf und daher so viele unnütze Gepäckwagen mit sich umherschleppt, wie man dies bei keinem anderen europäischen Heere nur annähernd finden wird, mag dieser Grund wohl Einiges für sich haben, obgleich ich ihn sonst nicht unbedingt für richtig halte.

Wenn Lord Wellington nur ernstlich gewollt hätte, so wäre bei seiner unleugbaren Energie auch diese Schwierigkeit zu überwinden gewesen. An 20,000 Mann Truppen konnte er mobil machen und ein solches Corps, zur rechten Zeit abgesandt, hätte zum Entsatz von Ciudad-Rodrigo

vollkommen hingereicht. Jetzt ging diese Festung verloren, erhielt französische Besatzung und ihre Wiedereinnahme kostete später dem englischen Heere Zeit und viel unnütz vergossenes Blut. Man behauptete damals allgemein, es sei nnr Eifersucht gegen die Spanier, die Wellington zu seinem unverantwortlichen Zaudern veranlasse. Er wolle diesen durch die That beweisen, daß sie für sich allein viel zu schwach zur Besiegung der Franzosen seien, und ihre einzige Rettung in dem festen Anschluß, oder richtiger in der unbedingten Unterwerfung unter Englands Herrschaft beruhe. Bei dem schroffen National-Egoismus, den Wellington bei jeglicher Gelegenheit zeigte, und bei der großen Rücksichtslosigkeit, die er stets gegen alle Spanier beobachtete, scheint mir letztere Ansicht nicht ganz unrichtig zu sein.

Im englischen Hauptquartier zu Celerico, wo sich Lord Wellington damals aufhielt, überraschte mich zuerst die große Ruhe und Ordnung, die daselbst herrschte. Es befanden sich meist nur national-englische Truppen in der unmittelbaren Nähe des Obergenerals; denn dieser hegte gegen alle fremden Bataillone und Schwadronen eine unverhohlene Abneigung, mochte sie nicht gern bei sich haben, sondern schickte solche, wenn es die Umstände gestatteten, lieber möglichst weit von sich fort. Diese englischen Truppen in Spanien und Portugal wurden noch eben so uniformirt und beköstigt, als befänden sie sich auf ihrer Heimathsinsel und nicht in einem entfernten Lande. Alles Material dazu ward aus England herbeigeschafft, der Unterhalt dieses Heeres erforderte deshalb ungeheure

Summen und machte ein sehr großes Transportmaterial nöthig. Von dieser Masse von Karren und Packthieren, die in ununterbrochenen Zügen Lebensmittel aller Art und Kriegsmaterial von Lissabon nach den verschiedenen englischen Truppentheilen brachten, kann man sich kaum einen Begriff machen. Sah Lord Wellington aber mit lobenswerther Gewissenhaftigkeit darauf, daß seine englischen Truppen, um die Fremden bekümmerte er sich in dieser Hinsicht nicht viel, stets gut bekleidet, bezahlt und besonders reichlich beköstigt wurden, so hielt er dafür auch eine sehr strenge Mannszucht und schonte die Peitsche nicht, um die geringsten Vergehen zu bestrafen. Bei der entsetzlichen Rohheit der fast nur aus den allerniedrigsten Ständen angeworbenen englischen Soldaten ist solche strenge Mannszucht entschieden eine dringende Nothwendigkeit, denn lockert sich diese nur etwas, so reißt sogleich eine solche Indisciplin und, mit dieser verbunden, eine so brutale Rohheit ein, wie sie in der Art in keinem anderen europäischen Heere gefunden wird. Von den englischen Truppen gefiel mir die Reiterei am besten. Sie war vortrefflich, mit großen Yorkshire-Pferden, die Leichtigkeit mit Stärke vereinten so lange sie gut gefüttert und sorgfältig gewartet wurden, beritten und hatte nur große, kräftige Leute in den Gliedern. Im Vorposten- und sonstigen leichten Dienst leistete diese englische Kavallerie verhältnißmäßig äußerst wenig und wurde hierin besonders von den deutschen Regimentern der Legion weit übertroffen; ihre Attaquen waren hingegen stets sehr energisch und von besonderer Kraft. Vortreffliches Material an Pferden, Geschirren und Ge-

schützen besaß die Artillerie. Die national=englische Infanterie marschirte nur schwerfällig und langsam, und schoß äußerst schlecht, ging aber sehr herzhaft mit dem Bajonnette vor und zeigte überall einen trotzigen Muth, der nicht so leicht wich und wankte. Im Vorpostendienst war sie äußerst ungeschickt uud nachläßig, und hätte Wellington sich nicht stets mit einer Postenkette von leichten deutschen, spanischen und portugiesischen Truppen umgeben, so wären ihm durch schnelle Ueberfälle noch größere Verluste zugefügt worden, wie es schon der Fall war. Dies ist mit wenigen Worten ein einfaches, unbefangenes Urtheil über das national=englische Heer auf der pyrenäischen Halbinsel, wie es mir geboten war, solches in den Jahren 1810 und 1811, die ich in seiner Mitte zubrachte, kennen zu lernen.

Da ich einen persönlichen Empfehlungsbrief von Sr. K. H. dem Herzog von Cambridge, welcher sich der Deutschen in England bei jedem Gelegenheit mit Rath und That annahm, an den Lord Wellington bei mir führte, so glückte es mir, alsbald eine Audienz bei diesem zu erhalten. Für einen einfachen jungen Subalternofficier wie ich, war dies sonst keine so leichte Sache, denn der edle Lord schloß sich sehr ab, beobachtete eine mehr als fürstliche Etiquette, und war nicht leicht zugänglich, wenn es nicht eine dringend nothwendige Dienstangelegenheit betraf. Er verkehrte überhaupt fast nur mit seinem Staabe, dem eine Unmasse vornehmer junger Officiere, sämmtlich der höchsten englischen Aristokratie angehörend, zugetheilt war. Seine Persönlichkeit machte einen eigenthümlichen Eindruck auf

mich. Hätte ich nicht gewußt, daß dieser Mann, vor den ich jetzt trat, der Oberbefehlshaber der britischen Landmacht sei, der schon in Ostindien lange Zeit mit Auszeichnung gedient und in gleicher Weise auf der pyrenäischen Halbinsel bereits viel Tüchtiges geleistet hatte, niemals wäre mir der Gedanke gekommen, daß er ein Soldat sei, so wenig Militairisches lag in seiner ganzen äußeren Erscheinung. Den vornehmen Mann, der gewohnt war zu herrschen, sah man sogleich in ihm, und hätte ihn vielleicht für einen Minister, höheren Diplomaten oder auch reichen englischen Grundbesitzer, nimmermehr aber für einen General halten können. Auch sein Anzug war mehr der eines Civilisten wie Militairs, und bestand aus weißen Pantalons, Weste, Halsbinde, steif geglättetem Hemde und leichtem blauen Oberrock ohne weitere Abzeichen. In dem bartlosen, feingeschnittenen Gesicht war unverkennbar der Ausdruck unbeugsamer Willensstärke, großer Ruhe und Sicherheit aber auch eines starken Selbstgefühles ausgedrückt, wie mir denn überhaupt Lord Wellington stets als der wahre Vertreter der vornehmen englischen Aristokratie jener Zeit erschienen ist.

Der Lord empfing mich stehend mit einer leichten Kopfneigung, lud mich nicht zum Sitzen ein und fragte ohne Weiteres, in welcher Absicht ich in das Hauptquartier gekommen sei. Als ich ihm in kurzen Worten geantwortet, erwiederte er, in der portugiesischen Armee würde ich sehr leicht eine Anstellung mit festem Patent erhalten können, in den englischen und deutschen Regimentern sei dies aber seines Wissens nach jetzt unmöglich. Da ich

ihm jedoch von dem Herzoge von Cambrigde so warm empfohlen sei, so wolle er mir gestatten, daß ich mich zu der Vorpostenbrigade des Generals Crawford begeben und dort als Volontairofficier, nach dessen Ermessen, Dienste leisten könne. Er wolle auch dem Verpflegungsamt Anweisung ertheilen, mir vorläufig die Feldration und Portion eines Lieutenants zukommen zu lassen, auf Gage oder sonstige Ausrüstungsgelder könne ich aber keinen Anspruch machen. Nun dies war wenigstens kurz und bündig gesagt; ich wußte woran ich war, und hatte vorläufig wenigstens meine Absicht, möglichst bald in eine recht lebhafte militairische Thätigkeit vor den Feind zu kommen, erreicht.

Meine schwarze Uniform schien dem Lord aufzufallen, und er richtete verschiedene Fragen über den Herzog Wilhelm von Braunschweig, Stärke und Organisation unseres schwarzen Corps und dessen Thätigkeit während des Feldzuges von 1809 in Deutschland an mich, die ich eben so kurz und mit strenger Wahrheit beantwortete. Verschiedene Mal schien es mir, als zucke ein Zug hochmüthiger Ueberlegenheit bei meinen Antworten durch das Gesicht des Lords, der mich unangenehm berührte. Die ganze Audienz mochte ungefähr eine Viertelstunde gedauert haben, da entließ mich Lord Wellington mit einer leichten Handbewegung und den Worten, „Ich freue mich, Sie heute Mittag als Gast bei mir zu sehen.“ Offenherzig muß ich gestehen, daß ich sehr froh war, als ich den Lord wieder verlassen konnte, denn es lag etwas so eisig-kühles und hochmüthig-vornehmes in dessen ganzem Wesen, daß ich mich in seiner Nähe nur höchst unbehaglich fühlen konnte.

Welche ganz andere Kameradschaftlichkeit zeigten dagegen der edle Herzog Wilhem von Braunschweig und gar nun unser alter Vater Blücher, selbst gegen den jüngsten Officier, und wie leicht mochte man sich in ihrer Gesellschaft so recht wohl und behaglich befinden, ohne daß es Jemandem nur einfallen konnte, die Schranken, welche der Unterschied des Ranges um den Einzelnen zog, jemals nur im Mindesten verletzen zu wollen. Mögen Lord Wellington und die vielen Nachahmer seines Wesens, die er unter den höheren oder vornehmer geborenen Officieren seines Heeres hatte, noch so viele militairische Verdienste besitzen, und ich bin gewiß der Letzte der solche nur im Entferntesten irgend wie bestreiten will, wohl und behaglich konnte sich der deutsche Officier, der an wahre herzliche Kameradschaftlichkeit gewöhnt war, nimmermehr in ihrer Gesellschaft fühlen.

Die Tafel des Lords, bei der seine zahlreichen Adjutanten und mehrere höhere englische Stabsofficiere die Gäste bildeten, zählte einige 20 Personen. Service und sonstiges Tischgeräth zeigten vornehmen Reichthum. Die Dienerschaft wartete in voller Livree auf, die meisten Speisen schienen aus England gekommen zu sein; kurz es war schwer zu glauben, daß man sich an der Tafel eines Generals, der mitten in einem sehr verwüsteten Lande einem starken feindlichen Heer gegenüberstand, befände. Bei Tisch herrschte eine so steife Etiquette, wie sie an keiner fürstlichen Tafel strenger gefunden werden konnte. Die meisten Officiere flüsterten nur leise miteinander, und alle hatten die Augen auf den Lord, der übrigens sehr wort-

karg war, gerichtet, um sogleich dessen etwaige Fragen beantworten zu können. Verschiedene Geschäfte nöthigten Wellington die Tafel früher zu verlassen; auf seine Aufforderung blieben die meisten Officiere noch länger sitzen und, als nun das Tischtuch abgenommen war und die vollen Portweinflaschen kreisten, geriethen Alle bald in diese lärmende Heiterkeit, der sich die Engländer bei aller ihrer sonstigen Förmlichkeit und Steifheit so leicht hinzugeben pflegen, wenn der Wein ihr Blut erst erwärmt hat.

Am anderen Morgen überbrachte mir ein Adjutant des Lord Wellington die nöthigen Papiere für den General Crawford und die Verpflegungsbehörde. Gern verließ ich das Hauptquartier des Obergenerals, und wenn ich auch im ferneren Verlauf des Krieges wiederholt in demselben verweilen mußte, so habe ich doch freiwillig niemals länger dort zugebracht als unumgänglich erforderlich war.

Siebentes Kapitel.

Dienste als Volontairofficier bei der leichten Division des Generals Crawford. — Das Husarenregiment der Königlichen deutschen Legion und dessen Vortrefflichkeit in jeder Hinsicht. — Mein erstes Gefecht mit den Franzosen. — Seltsames Schicksal eines Pferdes. — Wiederholte Gefechte mit den Feinden. — Kühnheit und Gewandtheit der deutschen Husaren im kleinen Krieg. — Spanische berittene Guerillas. — Unser Rückzug hinter die Linien von Torres-Vedras. — Furchtbar grausamer Charakter des Krieges. — Systematische Verheerungen in Portugal. — Ein treuer Hund. — Die 16ten leichten englischen Dragoner. — Gefechte. — Ankunft hinter den Linien von Torres-Vedras.

Der General Crawford, dem ich ein Empfehlungsschreiben eines Bekannten aus London mitbrachte, empfing mich ungleich freundlicher als Lord Wellington dies gethan hatte, und schien ganz damit zufrieden zu sein, daß ich in seinem Staabe als Volontairofficier diene. Er lud mich zu Tische ein, wo es nur ziemlich einfach zuging, da wir auf Vorposten waren, und nahm mich dann gleich am Nachmittag zu einem Recognoscirritt mit. Mehrere junge englische und deutsche Officiere begleiteten uns dabei,

und ich konnte den Herren bald die Absicht anmerken, daß sie meine Reitkunst auf die Probe zu stellen wünschten. Wie es auch Pflicht und Schuldigkeit jedes tüchtigen deutschen Kavallerieofficiers sein muß, habe ich mich stets bemüht, mich zum möglichst guten Reiter auszubilden. Mein kleiner Schimmelhengst war stark, gewandt und ein guter Springer, und so konnte ich denn diese Probe mit Ehren bestehen und mich als einen ebenso muthigen und geschickten Reiter, wie die anderen Herren selbst waren, zeigen. Ich bemerkte gleich, daß das einen guten Eindruck auf sie machte. Am Abend kaufte ich von einem Officier des 14ten leichten englischen Dragonerregiments noch einen braunen Wallach, den seine Leute am Tage vorher einem französischen Chasseur-Officier abgenommen hatten. Das Thier sah zwar sehr elend und abgetrieben aus, hatte aber gute Knochen und zeigte — der Hauptgrund warum ich es auch sogleich kaufte — das Brandzeichen des berühmten Ivenacker Gestüts in Mecklenburg. Diese Ivenacker Pferde gehörten aber mit zu den ausdauerndsten und tüchtigsten, die jemals in Mecklenburg gezogen worden sind. Als ich meinen Braunen näher betrachtete, erkannte ich zu meinem Erstaunen ein Pferd in ihm, welches ein Kamerad von mir bei den Blücherschen Husaren geritten und 1806 bei Lübeck an die Franzosen verloren hatte; welche verschiedene Schicksale mochten ihm inzwischen begegnet sein, bis es jetzt in dem fernen Portugal so unvermuthet in meinen Besitz kam. Ich hatte das brave Thier nun noch einmal so gern, da es mich an mein liebes Blüchersches Husaren-

regiment und die mir stets unvergeßliche Zeit, die ich in dessen Reihen zubrachte, erinnerte. Es hat mir 1810 und 11 noch die besten Dienste geleistet, bis es mir zuletzt in einem Vorpostengefecht unter dem Leibe erschossen ward. Bei der leichten Division des Generals Crawford befand sich das 1ste Husarenregiment der Königlichen deutschen Legion, und ich schloß mich sogleich und möglichst oft dieser braven Truppe an. Ich habe niemals ein deutsches Kavallerieregiment gesehen, welches besser und irgendwie kriegstüchtiger war als dies schöne Regiment, das unserem Vaterlande in jeder Weise so große Ehre machte. Die Husaren, damals noch fast durchgehends geborene Hannoveraner, die sehr häufig schon vor 1803 in der aufgelösten hannöverschen Kavallerie gedient hatten, leisteten Alles, was man nur von erprobten kriegstüchtigen Reitern erwarten konnte, und zeichneten sich stets, wo sie nur mit den Feinden zusammentrafen, auf's Rühmlichste aus. Beritten war das Regiment mit sehr guten, kräftigen englischen Pferden, die zwar viel Futter verlangten, dann aber auch tüchtige Leistungen verrichteten. In dem Officierscorps herrschte ein wahrer ritterlicher Geist, der ebenso fern von widerlicher Rohheit als albernem Hochmuth und lächerlicher Vornehmthuerei war. Ich fühlte mich bald ungemein heimisch im Kreise dieser wackeren Kameraden und schloß mit Mehreren derselben einen festen gegenseitigen Freundschaftsbund. Die Uniform des Regiments war sehr kleidsam. Sie bestand aus Dollmanns, Pelzen und Pantalons von dunkelbraunem Tuche mit scharlachrothem Kragen und Aufschlägen, schwarzem Pelzbesatz und reichen goldenen, oder bei den Soldaten

gelb wollenem Schnurbesatz. Auf dem Kopf saß ein niedriger Kolpack von Pelz, mit goldenen Fangschnüren und rothem Behang. Die Officiere trugen dabei eine roth und golddurchwirkte Schärpe und breite goldene Streifen an den Pantalons.

Als ich bei der Division des Generals Crawford in Dienst trat, standen unsere äußersten Vorposten, nur durch die Azava vom Feinde getrennt, nicht sehr weit von Ciudad-Rodrigo. Die französischen Truppen waren uns an Stärke hier weit überlegen, und suchten uns häufig zu überfallen, so daß eine strenge Wachsamkeit nothwendig war, und es an kleinen, mehr oder minder blutigen Plänkeleien nicht fehlte. Der Eifer und die Tüchtigkeit der deutschen Husaren, die fast beständig auf Feldwache standen, ward dadurch nicht wenig auf die Probe gestellt. Es war für leichte Kavallerie hier eine vortreffliche Schule des kleinen Dienstes, bei der man viel lernen konnte, und ich nahm mir fest vor, jede Gelegenheit, um persönlich thätig zu sein, möglichst aufzusuchen.

Am 4. Juli hatte ich zuerst das Vergnügen, auf der pyrenäischen Halbinsel einem Gefechte mit beiwohnen zu können. Die Franzosen, denen man lebendigen Unternehmungsgeist nicht absprechen konnte, hatten in der Morgendämmerung mit großer Schnelligkeit einen heimlichen Ueberfall auf die Feldwache des 16ten leichten englischen Dragonerregiments, welche ihnen an jenem Tage zunächst gegenüberstand, auszuführen versucht. Sehr große Wachsamkeit gehörte niemals zu den Haupttugenden der englischen Kavallerie, und so hatten diese Dragoner denn sehr

überlegene feindliche Kavallerieabtheilungen ganz unbemerkt so dicht an sich herankommen lassen, daß ihnen kaum noch Zeit übrig blieb, sich auf ihre Pferde zu werfen und im stärksten Galopp zurückzujagen. Eine Schwadron der deutschen Husaren, 6 Züge der 16ten leichten englischen Dragoner und 2 Geschütze der reitenden englischen Artillerie standen zunächst hinter dieser Feldwache in Gallegos. Der Oberstlieutenant von Ahrenschildt von den Husaren, ein so würdiger, durch und durch tüchtiger Veteran der Reiterei, wie ich nie einen besseren gekannt hatte, befehligte diese Truppe. Zufällig befand ich mich in jener Nacht ebenfalls in Gallegos und schlief auf der Streu bei einem deutschen Husarenofficier, den ich am Tage zuvor besucht hatte, da es in der Nacht zu dunkel gewesen war, noch zurückzureiten. Wir wurden nun schleunigst allarmirt, und in so kurzer Zeit, wie es nur bei einer kriegsgeübten Truppe möglich ist, war die Husarenschwadron, die ein sehr tüchtiger Rittmeister Krauschenberg befehligte, aufgesessen und warf sich den unmittelbar hinter den zurücksprengenden englischen Dragonern dreinjagenden französischen Chasseurs, in Plänklerkette aufgelöst, entgegen. Die in Gallegos gelegenen Dragoner formirten sich ebenfalls und dienten den Husaren als Reserve, während die beiden Geschütze ein Feuer auf die feindlichen Schaaren begannen, was diese zum augenblicklichen Stutzen veranlaßte. So weit man es in der inzwischen angebrochenen Morgendämmerung zu erkennen vermochte, standen uns an 14—1500 französische Dragoner und Chasseurs gegenüber,

während unsere Gesammtstärke nicht viel über 400 Mann betrug.

Wir zogen uns nun langsam und in bester Ordnung durch Gallegos, welches von einem Zuge abgesessener Husaren und den beiden Geschützen sehr standhaft vertheidigt wurde, zurück. Hinter einer kleinen Brücke formirte der Rittmeister Krauschenberg seine Schwadron wieder und ließ auf zwei feindliche Schwadronen, welche uns zunächst gefolgt waren, einhauen. Mit freudigem Herzen schloß ich mich den attaquirenden Husaren an und fand dabei Gelegenheit, einem feindlichen Dragoner einen so gehörigen Hieb beizubringen, daß er auf der Stelle vom Pferde stürzte. Wir warfen die Feinde nach ziemlich hartnäckiger Gegenwehr eine Strecke zurück, behaupteten die Brücke noch längere Zeit und setzten dann auf ausdrücklichen Befehl des Lord Wellington, der einen Ordonnanzofficier deshalb absandte, unseren Weitermarsch in großer Ruhe fort, bis ein Regiment englischer Infanterie uns aufnahm. Es war dies ein sehr vergnügter Tag für mich, nachdem denn fast ein Jahr vergangen, konnte ich an ihm wieder zuerst meinen Säbel gegen die Feinde gebrauchen. Die Husarenofficiere hatten ebenfalls volle Ursache sich ihrer Thaten zu erfreuen, und da wir guten Wein wohlfeil bekommen konnten, so wurde beschlossen, am Abend das gehabte Gefecht durch einen festlichen Trunk nach alter deutscher Sitte zu feiern. Der Abend war schön und mild, wie stets im Süden um diese Jahreszeit, wo die Hitze freilich oft am Tage sehr drückend ist; der Platz, den die Husaren

zum Bivouak ausgewählt hatten, vortrefflich gelegen. Hinter uns ein dichtes Gehölz von Korkeichen, das für unsere Wachtfeuer reichliches Material gab; vor uns ein klarer Bach, dessen reines Wasser uns und unseren Pferden nach des Tages Hitze und Staub ungemein gelabt hatte. Ein thätiger Marketender hatte für reichlichen Proviant gesorgt, auf den Wachtfeuern schmorten an improvisirten Bratspießen große Stücke des besten englischen Ochsenfleisches, in den Kochkesseln siedete eine gute Reissuppe und 2 Fäßchen mit Portwein versprachen jedem Husaren einen genügenden Trunk. Was konnte ein Soldat im Felde wohl mehr wünschen um froh und vergnügt zu sein, zumal wenn das schöne Bewußtsein, seine Kriegerpflicht recht brav erfüllt und sich die Anerkennung von Feind und Freund erworben zu haben, ihn mehr als alles Andere belohnt.

Wir Officiere, unter uns auch einige Kameraden von den englischen Dragonern, lagerten in einem großen Kreis um ein mächtiges Wachtfeuer, dessen Flammen oft hoch in den dunklen Nachthimmel hineinzuckten. Mehrere Feldkessel mit trefflichem Portwein, der durch frische süße Orangen und heißen Thee in köstlich duftenden, und noch besser schmeckenden Punsch verwandelt war, standen zwischen uns und die kleinen silbernen Trinkbecher, die wir Alle hatten, wurden häufig gefüllt und schnell wieder geleert. Wahre Kameradschaftlichkeit herrschte bei Allen, und obgleich ich ja diesem Kreise erst seit Kurzem angehörte, fühlte ich mich ungemein wohl und heimisch in demselben. Unsern von

uns lagerten die Husaren, in ihre einzelnen Beritte abgetheilt, auch an verschiedenen Feuern, und ihre allgemeine Fröhlichkeit bewies, daß sie dem Wein, den ihnen die Officiere gespendet, schon gehörig zugesprochen hatten, obwohl sonst der wahre Corpsgeist, der im Regimente herrschte, selbst bei der Mannschaft wüste Trunkenheit äußerst selten vorkommen ließ. Ein Kreis von Sängern hatte sich zusammengesetzt und ließ im kräftigen, wohlgeübten Chor gute deutsche Soldatenlieder erschallen. Schillers Reiterlied „Wohl auf Kameraden aufs Pferd" war mit das beliebteste, das eben so gern gehört wie gesungen ward. Hat doch selbst der kalte, stolze Lord Wellington einen Augenblick sein Pferd angehalten und mit Wohlgefallen zugehört, als aus einer unserer davon marschirenden deutschen Husarenschwadronen dies prächtige Lied in so schöner Harmonie ertönte. Freilich bei seinen Engländern hatte er solchen Gesang niemals vernehmen können; die marschirten entweder in mürrischem Schweigen oder lärmten, sobald sie betrunken waren, mit rohem Gebrüll. Mir erweckten diese deutschen Soldatenlieder, wenn ich sie im fernen Portugal oder Spanien singen hörte, oft ein tiefes Gefühl von Heimweh nach dem Vaterland.

So frohe Abende an den flammenden Bivouakfeuern im Verein trauter Kameraden, wo das Glas von Hand zu Hand geht, haben einen eigenthümlichen Reiz. Wie leicht vergißt man dann alle erst unlängst überstandenen Strapazen und Entbehrungen, wie froh blickt man in die Zukunft, mag solche auch mit noch so viel Ungemach voraussichtlich uns heimsuchen. Wie verschwinden alle

prächtigen Feste in den glänzendsten fürstlichen Schlössern mit den raffinirtesten Genüssen gegen die schönen Stunden an einem solchen Feuer, nicht achtend, daß ein trockner Holzstamm, dessen vorderes Ende oft schon in voller Gluth ist, den Sitzplatz bildet, die Feldflasche zum Pokal dient und das Taschenmesser das einzige Tafelgeräth ausmacht. Nur in der Mitte der deutschen Truppen vermochten jedoch derartige Abende mir diesen unvergeßlichen Genuß zu gewähren; bei den englischen, spanischen und russischen Heerestheilen, mit denen mein Soldatenleben mich gar oft zusammenführte, habe ich solchen niemals auch nur annähernd empfunden, so viele brave Kameraden ich sonst unter ihnen fand. Wir haben in den Feldzügen auf der pyrenäischen Halbinsel von brennender Sonnengluth, erstickendem Staub und quälendem Wassermangel oft sehr viel leiden müssen, dafür gewährten aber die herrlichen Abende und milden, lauen Nächte, in denen es sich so trefflich bivouakiren ließ, wieder Vorzüge, wie ich sie bei keinem anderen Feldzug in minder südlichen Ländern gefunden habe. Dazu konnte man in Spanien und Portugal fast immer trinkbaren Wein in genügender Menge erhalten, und daß dies manche andere Unannehmlichkeiten reichlich aufwiegt, wird jeder alte Feldsoldat aus eigener Erfahrung wissen.

Die leichte Kavallerie der Crawfordschen Division erhielt jetzt eine erwünschte Verstärkung durch einige hundert Mann Reiterei, deren Anblick mir zuerst vielfaches Interesse gewährte. Die kühnen spanischen Parteigänger Julian Panchez und Carrera hatten sich mit großem Muth

mit ihren Schaaren aus Ciudad-Rodrigo durchgeschlagen und waren zu uns gestoßen, da ihre Reiter hier im freien Felde bessere Dienste leisten konnten, als in der belagerten Festung. Diese spanischen Guerillas waren phantastisch, ganz in die andalusische Landestracht gekleidet und zeigten theilweise Erscheinungen, wie ich solche bisher nur auf den Theatern in alten Ritter- und Räuberstücken gesehen hatte. Sie führten lange Flinten von zum Theil uralter Construktion, oft noch mit einem Radschloß versehen, und ritten durchweg edle andalusische Hengste von zierlicher Gestalt, glänzend schwarzer Farbe und schönem Gangwerk, deren volle Schweife und Mähnen bei festlichen Gelegenheiten gern mit bunten Bandschleifen verziert wurden. Auf Streifzügen und im Einzelgefecht leisteten diese spanischen Reiter, unter denen sich sehr viele junge Edelleute befanden, oft die wichtigsten Dienste; in geschlossener Front waren sie aber der guteingeübten französischen Kavallerie nicht gewachsen, da sie nur sehr schlecht oder richtiger eigentlich gar nicht zu mannövriren verstanden. Das ritterliche, echt chevalereske Benehmen der meisten Spanier und der freie, natürliche Anstand, den sie stets zeigten, zog mich sehr an, und ich habe gern und viel mit ihnen verkehrt und ihren Umgang oft dem der Engländer im Allgemeinen vorgezogen. Als Officier hätte ich indessen doch nicht bei spanischen Truppen dienen mögen, da diese stets ein gewisses Mißtrauen gegen fremde Befehlshaber hegten. Auch als Protestant wäre ich diesen streng katholischen Spaniern stets fern geblieben.

Am 11. Juli hatte ich wieder die erwünschte Gelegen-

heit einem Gefechte beizuwohnen, bei dem wir diesmal — eigentlich gegen die englische Gewohnheit — die Angreifer machten. Der General Crawford brach in der Nacht mit 5 englischen Dragoner- und einer deutschen Husarenschwadron nach Villa de Puerco auf, während eine andere deutsche Schwadron uns zur Reserve diente. Am Frühmorgen griffen die Husaren, die bei solchen Gelegenheiten fast immer die Avantgarde bildeten, zuerst einige feindliche Kavallerieabtheilungen an, welche auf Fouragierung ausgezogen waren. Wir zerstreuten dieselbe leicht und machten einige dreißig Mann Gefangene. Französische Infanterie kam aber in großer Schnelligkeit herbeimarschirt, formirte ein Quarree und gab uns, als wir attaquiren wollten, eine verderbliche Salve. Englische Dragoner wollten nun vorgehen, allein die sehr kriegsgeübten Franzosen ließen sie ruhig herankommen und feuerten dann sehr sicher; die Engländer verloren ihren Obersten, und 20—22 Mann kehrten wieder um, und die französische Infanterie marschirte ruhig ab. Hier, wo wir uns eigentlich keine sonderlichen Lorbeeren holten, ward mir wieder so recht klar, welch ungeheurer Vortheil für eine Infanterie darin liegt, wenn sie ruhig bleibt, ihr Feuer spart und die attaquirende Kavallerie nahe herankommen läßt. Freilich gehören dazu so tüchtige Leute und besonders ein so kaltblütiger Führer, wie sie nicht so leicht bei jeder Truppe gefunden werden.

Lord Wellington beschränkte sich nun, nachdem Ciudad-Rodrigo nach muthiger Gegenwehr endlich gefallen war, obgleich unser Heer so leicht es hätte retten können,

immer mehr auf die Defensive, und verbot selbst unserer leichten Division, sich mit den Feinden in irgendwie nur ernsthafte Gefechte einzulassen. Voll gerechter Erbitterung gegen diesen kaltherzigen, nur rein egoistischen englischen Oberfeldherrn verließen uns die spanischen Truppen und zogen nach Badajoz zum tapferen General Romanu, der unbedingt der beste Heerführer war, den die spanische Armee besaß. Sein 1811 erfolgter Tod war ein großer Verlust für das Land.

Französische Truppen, welche von so ehrgeizigen Führern, wie die Marschälle Massena und Ney waren, befehligt werden, ergreifen stets die Offensive, und so wurden wir am 24sten Juli von einer feindlichen Uebermacht sehr heftig angegriffen. Wir mußten eine schmale Brücke, welche über die Coa führte, passiren, und da mehrere englische Infanterie-Bataillone nicht sonderlich geschickt mannövrirten, so erlitten wir erhebliche Verluste. Es wäre den deutschen Husaren der Nachhut, bei denen ich mich befand, fast schlecht ergangen und nur dadurch, daß wir uns mit unseren Pferden in die Coa warfen und den ziemlich reißenden Fluß durchschwammen, retteten wir nns vor der sonst unvermeidlichen Gefangenschaft. Bei dieser Gelegenheit sah ich eine That wahren Edelmuths, die ein deutscher Husarenwachtmeister Fischer vollführte. Ein englischer Oberstlieutenant von den Jägern lag schwer verwundet am Boden, und da seine eigenen Leute schon zurückgegangen waren, so wäre Gefangenschaft sein sicheres Loos gewesen. Sowie Fischer den englischen Officier sah, sprang er aus dem Sattel und

hob ihn, obgleich die Franzosen schon ungestüm nachdrängten, auf sein Roß, so daß dieser sich nun zu retten vermochte. Der brave Husar vertraute inzwischen der Schnelligkeit der eigenen Füße, schwamm glücklich durch die Coa, während die Feinde lebhaft nach ihm feuerten, und erreichte unverletzte seine Schwadron wieder. Der durch diese Aufopferung gerettete englische Oberstlieutenant sandte seinem Retter später ein Geschenk von 20 Guineen, welche dieser erst nach längerer Weigerung annahm.

Wir gingen nun allmälig immer weiter zurück, und die Franzosen, die nun auch Almeida eingeschlossen und am 27. August genommen hatten, folgten uns auf dem Fuße nach. Da die deutschen Husaren, bei denen ich mich am Liebsten und Häufigsten aufhielt, jetzt die Nachhut wie vorher den Vortrab bildeten, so hatten wir noch häufig mehr oder minder bedeutende Gefechte mit den Feinden an Orten, deren Namen mir wieder entfallen sind. Wiederholt konnte ich mich hierbei von der Kriegstüchtigkeit aller Schwadronen des 1sten deutschen Husarenregiments überzeugen und sah einzelne so kühne Reiterthaten ausführen, wie solche nirgends übertroffen worden. Der Marschall Massena rückte nun in Portugal ein und Lord Wellington entschloß sich, endlich vor seinem übermüthigen Gegner nicht länger mehr zurückzuweichen, sondern auf den Höhen von Basaco eine feste Stellung zu nehmen. Seine Position ward dort sehr fest und die Höhen, auf denen er seine Truppen aufstellte, durften so leicht nicht genommen werden. Kavallerie konnte auf diesem sehr hügeligen Terrain von keinem sonderlichen Nutzen

sein, daher wurden den Infanterie-Divisionen nur einzelne Detachements beigegeben, die meisten Schwadronen jedoch in die Ebene von Mealhada zurückgesandt. Ich selbst befand mich in diesen Tagen im Staabe des Generals Crawford, wo ich Ordonnanzofficierdienste that und oft so viel zu reiten hatte, daß meine beiden Pferde ganz marode wurden.

Am Morgen des 26. September zeigten sich zuerst beträchtliche feindliche Infanteriemassen uns gegenüber und es unterlag kaum noch einem Zweifel, daß an diesem Tage ein sehr blutiger Kampf stattfinden würde. Außer einigen Plänkeleien geschah aber nichts, denn die Franzosen müssen unsere Stellungen doch zu stark gefunden haben, als daß sie sich so leicht zu ihrer Erstürmung entschließen wollten. In der Nacht auf den 27. stießen unsere Patrouillen sehr oft mit den feindlichen zusammen und die Flintenschüsse knallten auf beiden Seiten fast unaufhörlich, ohne daß die Masse der lagernden englischen Truppen sich im Mindesten dadurch in ihrer Ruhe stören ließ. Der Lärm muß schon sehr groß oder die Gefahr sehr drohend sein, bevor national-englische Soldaten sich dadurch im Schlafen oder nun gar im Essen aufschrecken lassen. Besonders die Scharfschützen der deutschen Legion, welche die äußersten Vorposten bildeten, waren sehr thätig. Ich war noch in der Nacht zu dem Major von Wurmb, der diese braven Truppen befehligte, vom General Crawford mit einem Auftrag gesandt. Wir befanden uns den feindlichen Posten so nahe gegenüber, daß wir oft die einzelnen Worte und Lieder derselben deutlich vernehmen konnten, wie denn überhaupt die Franzosen auf ihren Vorposten und gar bei

ihren Wachtfeuern stets vielen Lärm und große Unruhe machen, was von der tiefen Stille, die gewöhnlich bei den national-englischen Truppen herrscht, sehr absticht.

Wäre der Marschall Massena nicht von einer so unbeugsamen Halsstarrigkeit gewesen, so hätte er sich schon am 26. vollkommen überzeugen müssen, daß es ein unsinniges Unternehmen sei, welches nur viel unnütz vergossenes Blut kosten würde, die steilen Höhen, die von den englischen Truppen besetzt waren, mit Gewalt erstürmen zu wollen. Mehrere französische Generale hatten noch zuletzt dem Marschall aufs Aeußerste von diesem Sturm abgerathen, und doch geschah derselbe.

Am Frühmorgen des 27. September begannen die Franzosen mit gewaltiger Kraftanstrengung den Sturm auf die steilen Höhen von Basaco. Voran eilten ihrer Gewohnheit nach zahlreiche Schwärme von Tirailleurs, ihnen nach folgten, in dichte Angriffscolonnen formirt, die beiden Infanterie-Divisionen Simon und Graindorge. Mit einem so ungestümen Muth und vielgeübter Gewandtheit, wie beide nur von einer so kriegsgeübten Truppe, wie dies die französische Infanterie jener Zeiten war, gezeigt werden konnte, drangen die Feinde vor, überwanden alle ihnen entgegenstehenden Hindernisse, erkletterten die steilen Höhen und versuchten sogar schon sich in Frontlinien dort zu formiren.

Jetzt aber schmetterten die englischen Batterien mit verheerendem Kartätschenfeuer dazwischen, und auf die dadurch schon gelockerten feindlichen Reihen warfen sich schottische, englische, deutsche und 2 portugiesische Infanterie-

bataillone mit kräftigem Bajonnettangriff. Dem Ungestüm desselben vermochten die Franzosen nicht zu widerstehen, ihre Glieder lösten sich vollends auf und in eiliger Flucht stürzten Alle die Abhänge, die sie eben erst mühsam erklettert hatten, wieder herunter. Unsere Soldaten, die, um sich leichter bewegen zu können, ihre Tornister abgelegt hatten, folgten den Fliehenden nach, wurden aber bald durch ein starkes Feuer einiger französischer Feldbatterien, die trotz des sehr schwierigen Terrains äußerst geschickt vorgegangen waren, aufgehalten. Auf meinem kleinen Schimmelhengst, der wie alle maurischen Pferde, vortrefflich klettern konnte, folgte ich unseren Infanteristen, wobei mir eine feindliche Kartätschenkugel meinen braunschweigschen Husarentschako mit dem Todtenschädel vorn vom Kopfe riß, ohne mich sonst weiter zu verletzen.

Der Marschall Massena war aber nicht ein General, der sich so leicht von einem Unternehmen abschrecken ließ, und die alte damalige französische Infanterie in Spanien verzagte ebenfalls nicht. Trotz des vollständigen Mißlingens des ersten Sturmes, rückten abermals 2 Brigaden gegen uns vor — und hatten bald ein gleiches Schicksal, wie ihre Vorgänger. So waren wir denn vollständige Sieger an diesem Tage geblieben, und die Feinde hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen zusammen 7000 Mann, wir aber kaum 1500 Mann verloren.

Einen gewonnenen Sieg nachdrücklich zu benutzen und die geschlagenen Feinde nun auch eifrig zu verfolgen, dazu war Lord Wellington damals noch viel zu schwer-

fällig. So blieben unsere Truppen denn auch ruhig auf den Höhen von Basaco stehen, und der Sieg, zu dessen Gewinn unser Oberfeldherr durchaus nichts beigetragen hatte, ward gar nicht weiter benutzt. Die national-englischen Soldaten, die sich an diesem Tage wieder mit dem ihnen eigenen trotzigen Muth geschlagen hatten, gingen sogleich an das für sie so angenehme Geschäft des Abkochens und Essens, und nur die leichten deutschen Truppen der Legion blieben in der Nähe des Feindes.

Der Marschall, der von seiner unverantwortlichen Hartnäckigkeit hier stürmen zu wollen zurückgekommen war, entdeckte einen anderen Weg, auf dem er gemächlich nach Coimbra marschiren konnte, und Wellington ließ ihn auch ruhig ziehen. Wir blieben noch einen Tag bei Basaco stehen und gingen dann ebenfalls zurück, und so war dieser blutige Kampf ohne den mindesten Einfluß auf den ganzen ferneren Verlauf des Krieges.

Ich schloß mich bald wieder den Husaren der Legion an und hatte am anderen Tage das Vergnügen, 4—500 schwerverwundete Franzosen, welche auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben waren, mit retten zu helfen. Ein großer Haufe portugiesischer Bauern hatte diese Unglücklichen bereits umringt, bis auf das Hemd ausgeplündert und wollte sie eben mit Knütteln grausam todtschlagen, als die Husarenschwadron des Rittmeisters von Gruben, der ich mich zufällig angeschlossen hatte, eben noch zur rechten Zeit ankam, um das verhindern zu können. Die Bauern waren so wüthend, daß sie zuerst gar nicht mit Güte von ihrem mörderischen Vorhaben abzubringen waren,

und unsere Husaren theilweise mit den flachen Klingen dreinschlagen mußten, nm sie nur auseinander zu treiben. Wir holten mehrere Karren und da die Bauern, mochten sie noch so mißvergnügt darüber sein, ihre breiten Rücken ebenfalls zum Tragen der Verwundeten hergeben mußten, so glückte es uns, Alle in ein nahes Kloster zu schaffen, wo wir sie der Pflege der Mönche anempfahlen. Diese von uns so geretteten Franzosen gehörten größtentheils einem Regimente an, welches 1806 bei Jena mitgekämpft und sich dann im Soultschen Corps bei dem Sturm auf Lübeck durch Rohheit sehr bemerklich gemacht hatte. Ein junger, sehr hübscher Capitain, dem die Brust so zerschmettert war, daß er voraussichtlich in den nächsten Stunden sterben mußte, bat mich in ziemlich geläufigem Deutsch, ein Miniaturbild einer Dame, welches er bei sich trug, nebst einer Locke von seinem Haar an mich zu nehmen und gelegentlich an eine Dame in Deutschland, deren Adresse ich in seinem Taschenbuche finden würde, abzuschicken. Ich versprach dem sterbenden Feinde, der schon auf dem Wege nach dem Kloster verschied, wenn es mir irgend möglich wäre, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Das zierlich auf Elfenbein gemalte Bildchen zeigte ein sehr hübsches blondes, junges Mädchengesicht, dessen Ausdruck mich lebhaft an die Schönheiten meiner norddeutschen Heimath erinnerte. Begierig forschte ich nach der Adresse, allein das Taschenbuch war so von dem Blute des Erschossenen durchdrungen, daß die Schrift darin selbst bei der größten Mühe nicht mehr entziffert werden konnte. So war es mir unmöglich, den Willen

des Todten zu erfüllen und ich mußte nothgedrungen das Bild behalten. Lange Zeit trug ich es bei mir, bis es 1812 im russischen Feldzuge mir heimlich entwendet wurde. Wohl 14—15 Jahre mochten seitdem vergangen sein, da traf ich in Teplitz die etwas stark gewordene Frau eines reichen mecklenburgischen Gutsbesitzers, deren Gesicht ganz unverkennbar dieselben Züge trug, welche ich damals auf dem Bildchen so oft betrachtet hatte, daß sie mir fest eingeprägt blieben. Wahrscheinlich war diese starke Dame die Geliebte des jungen französischen Officiers gewesen. Ich war diskret genug, gegen diese Dame von der ganzen Sache nichts zu sagen, und auch weiter keine neugierigen Fragen an sie zu richten. Warum sollte ich sie unnöthiger Weise vielleicht in arge Verlegenheit setzen.

Von der furchtbaren Gehässigkeit, welche die spanischen und portugiesischen Bauern gegen die Franzosen hegten, erhielt ich in diesem Feldzug leider nur zu viele Beweise. Es schien förmlich, als sei unter diesen Leuten jegliches menschliche Gefühl verschwunden, so grausam benahmen sie sich — einzelne sehr seltene Ausnahmen abgerechnet — fast stets gegen alle Franzosen, die das Unglück hatten, gefangen oder verwundet in ihre Hände zu fallen. Nicht nur, daß sie solche tödteten, dies war ihnen nicht genug, sondern sie marterten die Unglücklichen vorher oft noch auf eine so grausame Weise, wie es die nordamerikanischen Wilden nicht ärger machen könnten. Die Augen wurden ihnen ausgestochen, die einzelnen Glieder abgeschnitten und wir fanden bei unseren Patrouilleritten sehr häufig Leichen

französischer Soldaten, welche alle Zeichen der scheußlichsten Verstümmelung an sich trugen. Mitunter fanden wir noch lebende Franzosen mit abgeschnittenen Händen und Ohren, und sonst zerfleischtem Körper, die wimmernd am Boden lagen und uns inständig anflehten, ihren entsetzlichen Qualen doch durch einen erlösenden Schuß ein baldiges Ende zu machen. Ein Husar stieg dann gewöhnlich ab, setzte leise solchem Unglücklichen die Pistole an die Schläfe und befreite ihn so von seinen Leiden. Ich selbst habe während der zwei Feldzüge, die ich auf der pyrenäischen Halbinsel mitmachte, gewiß an 5—6 der Art verstümmelte Franzosen auf ihr eigenes inständiges Bitten erschossen. Einem derselben, einem blutjungen, hübschen Tambour hatten die Kannibalen alle Gelenke der Glieder ausgelöst und ihn dann bis an die Brust in einen Ameisenhaufen eingegraben, damit die Bisse der gereizten Thiere ihn noch mehr zermartern sollten. Ueber 8 Stunden hatte er bereits in dieser unsagbar qualvollen Lage verharren müssen, bis ich ihn fand und, da jegliche Rettung ganz unmöglich war, durch einen Schuß in die Schläfe tödtete.

Die Franzosen hausten aber jetzt auch auf eine Weise, daß man die furchtbare Erbitterung des Landvolkes gegen sie, wenn auch nicht stets billigen, so doch leicht begreifen konnte. Die wildeste Räuberbande, welche einen Ort überfallen hätte, konnte es nicht ärger treiben, als dies die regulairen französischen Truppen in den von ihnen besetzten spanischen und portugiesischen Landstrichen thaten. Vollständig ausgeplünderte und dann muthwillig angezün-

bete Gebäude gehörten zu den gewöhnlichen Dingen; und nur einzelne besonders menschenfreundliche und energische Befehlshaber verhinderten ihre Truppen, beim Einrücken in ein Dorf sogleich mit dessen Plünderung zu beginnen. Sämmtliche Vorräthe von Lebensmitteln und Wein, welche die unglücklichen Einwohner besaßen, wurden stets mitgenommen, und ging dies nicht, muthwillig zerstört, und häufig sind französische Soldaten in ihrer Trunkenheit in den Wein, den sie absichtlich aus allen Fässern in die Keller hatten auslaufen lassen, gefallen und darin ertrunken. Die zügellosen sinnlichen Begierden der Soldaten verfolgten besonders auch das weibliche Geschlecht auf eine wahrhaft empörende Weise. Alle Bauern und sonstige Civilpersonen, die, mit einer Flinte oder einem Dolchmesser bewaffnet, den Franzosen in die Hände fielen, sollten ohne Weiteres erschossen werden; so hatte der Marschall Massena es ausdrücklich befohlen, und die entsetzliche Verwilderung, welche die uns jetzt gegenüberstehenden französischen Truppen zeigten, ward überhaupt von ihm eher gefördert als verhindert. Dieser Heerführer erzwang von seinen Soldaten die größten Anstrengungen, hetzte sie Tag und Nacht umher, schonte ihr Blut nicht im Geringsten und trieb sie, oft aus bloßer Hartnäckigkeit, z. B. bei der zweimal versuchten Erstürmung der fast uneinnehmbaren Höhen von Basaco, unbedenklich in den mörderischen Kampf; aber standen sie nicht unter den Waffen, so gestattete er ihnen die zügelloseste Freiheit. Plünderungen und Brandstiftungen waren Dinge, die er gar nicht einmal einer Untersuchung viel weniger

einer Bestrafung werth hielt. Einige menschenfreundlichere französische Generale, wie Reynier und Montbrun, suchten zwar dieser entsetzlichen Verwilderung der Truppen einigermaßen Einhalt zu thun, doch gelang ihnen dieses nur in seltenen Fällen, und gewöhnlich mußten sie die Dinge gehen lassen, wie sie nun eben gehen wollten. Der Marschall Massena, ein ebenso tapferer und energischer Soldat, wie ein gemeiner, roher Mensch, der früher ein Metzgerbursche gewesen war, ging seinen Truppen selbst mit dem schlechtesten Beispiele voran. Er schrieb ungeheure Kriegscontributionen aus, von denen er einen Theil in die eigene Tasche steckte, so daß mir gefangene französische Officiere versicherten, ihr Marschall habe sich während dieses Feldzuges mindestens eine Million Franken zusammengestohlen. Obgleich eine Pariser Schauspielerin als Maitresse bei sich führend, deren Kutsche er häufig durch ein ganzes Bataillon Infanterie escortiren ließ, so ging seine sinnliche Begierde doch so weit, daß er junge hübsche Mädchen förmlich gewaltsam requirirte. War der alte Marschall dieser Mädchen überdrüssig geworden, so überließ er solche seinen Adjutanten und Ordonnanzofficieren. Ich selbst habe in Santarem ein solch armes, schändlich geopfertes junges Mädchen, welches durch die ihr zugefügte Schande wahnsinnig geworden war, gesehen. Die Tochter eines alten pensionirten spanischen Obersten und Braut eines jungen Officiers, im Heere des Marquis Romana, hatte die Unglückliche durch ihre große jungfräuliche Schönheit die Gier des Marschalls auf sich gezogen. Gewaltsam war sie von französischen Armeegensd'armen aus dem Hause ihrer El-

tern gerissen und zu Massena geschleppt worden. Dieser behielt sie einige Tage bei sich und überließ sie dann anderen Officieren. Nach einer Woche, als die Franzosen von Santarem abzogen, ließen sie die Geopferte, die jetzt tiefsinnig geworden war, wieder zu ihrer Mutter zurückführen, dieser dabei gleichsam zum Hohn ein Geschenk von hundert Napoleond'ors anbietend. Der Vater, der sich solchem Raub seiner Tochter gewaltsam widersetzen wollte, war in dem Handgemenge von den französischen Gensd'armen so schwer verwundet worden, daß er inzwischen an seinen Wunden gestorben war. Der Bräutigam, als er diese an seiner Verlobten und deren Familie verübte Schandthat erfuhr, hat geschworen, als Rache so viel französische Soldaten wie er nur irgend vermöge, zu tödten, überall den grimmigsten Haß gegen diese Feinde seines Vaterlandes anzufachen und ihnen niemals Pardon mehr zu geben. In einem Gefechte soll er bald darauf den gesuchten Soldatentod gefunden haben. So zerstörte Massena, einer augenblicklichen Begierde wegen, erbarmungslos das Lebensglück einer ganzen Familie. Derartige Fälle sind leider nur zu oft in diesem grausamen Kampf, den Napoleons unersättliche Eroberungslust auf der pyrenäischen Halbinsel entzündet hatte, vorgekommen.

In dem Heere Wellingtons herrschte nun zwar eine zu strenge Disciplin, und er selbst strafte alle Excesse der Truppen mit zu eiserner Strenge, als daß eine ähnliche Verwilderung einreißen konnte, doch mußten wir jetzt bei unserem Rückmarsch die armen Bewohner Portugals mit großer Härte bedrücken. Es war nämlich befohlen, daß die

Truppen der Nachhut die Einwohner der von uns geräumten Ortschaften dazu zwingen sollten, ihr Vieh fortzutreiben, ihre Vorräthe von Lebensmittel mitzuschleppen, zu verbergen oder auch selbst zu vernichten, ihre Häuser zu verschließen und wo möglich zu verlassen und sich unserem Heere anzuschließen. Diese systematische Verödung der Gegend geschah aber nicht aus bloßer Raublust, denn jeder Plünderungsversuch einzelner Soldaten wurde auf das Strengste bestraft, sondern in der Absicht, daß Marschall Massena mit seinen Truppen in diesen Distrikten keine Hülfsquellen mehr finden sollte. So anscheinend hart diese Maßregel Wellingtons auch sein mochte, und so viele friedliche, wohlhabende Familien dadurch an den Bettelstab kamen, so hatte sie doch sehr wichtige Folgen. Die Franzosen, die uns auf dem Fuße nachrückten, kamen in Gegenden, die so verödet waren, daß sie ihnen kaum noch die mindesten Hülfsmittel zur Ernährung des Heeres lieferten. Dies verursachte aber bald Noth und Elend aller Art unter ihnen, da sie von ihren Magazinen sehr weit entfernt waren, und nicht wie unser Heer die nöthigen Vorräthe ziemlich leicht durch Schiffstransport aus der Heimath beziehen konnten. Das französische Heer hat bei diesem Einfall in Portugal im Herbst 1810 ungleich mehr Soldaten durch Hunger und Elend, und dadurch erzeugte bösartige Krankheiten verloren, als durch unsere Kugeln und Säbel, und wenn Massena endlich nothgedrungen das Land wieder räumen mußte, so bewog ihn gerade die Unmöglichkeit, sein Heer für immer daselbst zu ernähren, mit

am Meisten dazu. Freilich hätte Lord Wellington unsere Feinde niemals in Portugal einmarschiren lassen sollen!

Uns leichten Truppen der Nachhut fielen bei dieser Gelegenheit die peinlichsten Aufträge zu, die wir natürlich ohne weitere Rücksicht ausführen mußten. Die Portugiesen waren unsere Freunde und Verbündete, deren Truppen mit uns vereint fochten und zu deren Schutz wir hier waren, und doch mußten wir sie jetzt mit erbarmungsloser Härte behandeln. Welche Klagen und Bitten erschollen da, wenn unsere Husaren so manche Familien, die bis dahin in friedlicher und glücklicher Einsamkeit gelebt hatten, dazu zwangen, Haus und Hof zu verlassen, die mühsam gesparten Vorräthe selbst zu vernichten, ihr Vieh mit fortzutreiben oder an die britischen Lieferanten zu verkaufen, und nun selbst den Wanderstab zu ergreifen und uns in ein ungewisses Schicksal zu folgen. Da galt es oft hart zu sein, sein Ohr allen Bitten zu verschließen und fest den Grundsatz bewahren, daß nächst Muth des Soldaten erste Pflicht im Felde ist, die ihm von seinen Vorgesetzten ertheilten Befehle auf das Pünktlichste zu befolgen. Mag er solche selbst billigen oder mißbilligen, deren Härte beklagen, ihre Rücksichtslosigkeit verwünschen, gleichviel; jedes andere Gefühl muß schweigen und nur unbedingter Gehorsam darf seine Handlungen leiten. So führten wir Husaren der Nachhut nun, wenn auch häufig innerlich widerstrebend, die Anweisungen, aus den von uns früher besetzten und nun verlassenen Districten von Portugal eine Oede zu machen, sehr genau aus. In anderer Hinsicht verdienten übrigens die Portugiesen jetzt viel Geld, da das

englische Heer sehr reichlich besoldet wurde, und alle aus dem Lande selbst entnommenen Producte stets baar bezahlt werden mußten.

Die französische Vorhut folgte uns nun beständig, und es verging fast kein Tag, an dem die Truppen der leichten Division, welche die Nachhut bildeten, nicht mehr oder minder heftige Scharmützel mit den Feinden zu bestehen hatten. Besonders kam es bei dem Uebergang über den Mondego, den wir zu decken bestimmt waren, zu einer tüchtigen Rauferei. Unsere Reiterei mußte unmittelbar hinter dem Flusse, der durch mehrere Furthen leicht zu passiren war, ein ziemlich langes und enges Defilé durchziehen. Die feindliche Vorhut, bei der sich nach der Aussage einiger Gefangenen an diesem Tage der Marschall Massena persönlich befunden haben soll, benutzte diesen für uns sehr ungünstigen Umstand, um mit großer Heftigkeit anzugreifen. Einige Regimenter Kavallerie, unter denen sich auch polnische Ulanen befanden, die unbedingt die beste leichte Reiterei bildeten, welche die ganze französische Armee jemals besessen hat, drangen durch den Fluß und umschwärmten uns schon mit vieler Kühnheit, während französische Voltigeurs im Laufschritt nachzufolgen suchten, um nöthigenfalls den Kavalleristen zur Stütze zu dienen. Es sah wirklich für die englische Kavallerie sehr bedenklich aus, wenn nicht der alte Veteran Oberstlieutenant von Ahrenschildt im Augenblick einen eben so muthigen wie klug ersonnenen Entschluß durchgeführt hätte. Zwei Schwadronen Husaren stellte er jenseits des Flusses auf und gab ihnen Befehl, den Feind anzugreifen; die beiden anderen Schwa-

dronen mußten aber das Defilé decken. Wir attaquirten wiederholt die Franzosen, und wenn wir auch natürlich gegen ihre große Uebermacht weiter keinen Erfolg erringen konnten, so hielten wir sie doch wenigstens so lange auf, bis die übrigen Truppen das gefährliche Defilé passirt hatten. Freilich verloren die deutschen Husaren in diesem Gefecht an 16 todte oder verwundete Soldaten. Bei dieser Gelegenheit sah ich ein seltenes Beispiel von Treue und Stärke eines Hundes, welches mir noch jetzt erinnerlich ist. Ein Unterofficier der deutschen Husaren besaß einen sehr großen und schönen Neufoundländer, der ihm bereits einige Jahre auf allen Märschen des Regiments gefolgt war. Alle Husaren der Schwadron kannten dies schöne Thier, welches wegen seiner Klugheit, Anhänglichkeit und Gutmüthigkeit sehr beliebt war. Er begleitete die Schwadron stets mit in das Gefecht und war dabei so furchtlos wie der beste Husar. Bei diesem Gefechte am Mondego, wo die zuletzt den Fluß durchschwimmenden Husaren in arge Gefahr geriethen, ward Einem der Soldaten mitten in dem Wasser sein Pferd erschossen, so daß er selbst, da er nicht schwimmen konnte, dem Ertrinken nahe war. Sowie der Hund diesen Mann im Wasser erblickte, stürzte er auf ihn zu, packte seinen Dollmann mit seinem mächtigen Maul und arbeitete nun so wacker gegen die Strömung an, daß es ihm gelang das Ufer glücklich zu erreichen. So hatte der Hund einen Soldaten ganz allein vor dem Ertrinken gerettet, und man kann sich denken, daß er von nun an noch beliebter als früher in der Schwadron, ja im ganzen Regiment ward.

Der Lord Wellington liebte es sehr, die fremden Truppen unausgesetzt zu dem gefährlichsten und beschwerlichsten Dienst zu verwenden, seine national-englischen Regimenter aber möglichst zu schonen, und so wurde denn das erste Husarenregiment der deutschen Legion auf diesem ganzen Rückmarsch fortwährend, ohne jemals abgelöst zu werden, zur Nachhut verwendet, wie es beim Vormarsch beständig den Vortrab gebildet hatte. Dies war zwar gewissermaßen eine große Ehre für das Regiment, denn darin lag die beste Anerkennung seines Werthes, allein es brachte auch für Roß und Reiter beständige Gefahren. Bei der Räumung von Leiria kamen wir abermals in das Gefecht und vermochten kaum der feindlichen Uebermacht noch länger Stand zu halten, als uns 2 Schwadronen des 16ten leichten englischen Dragonerregiments mit verhängten Zügeln zu Hülfe sprengten. Andere Regimenter englischer Kavallerie kamen ebenfalls als Reserve angerückt, wir warfen uns nun nochmals auf den Feind und trieben ihn eine Strecke weit zurück. Ein französischer Chasseur gab mir hierbei einen gehörigen Hieb über die Schulter, der glücklicher Weise aber nur flach fiel, so daß ich nur eine breite rothe Strieme davon trug, während ich selbst den Kerl, dem seine Pallaschklinge dabei abgesprungen war, gefangen nahm.

Das erste deutsche Husarenregiment focht jetzt gewöhnlich mit dem 16ten leichten englischen Dragonerregiment zusammen. Es dienten viele lustige Irländer in demselben, und es war das behendeste, kühnste und toll darauflosreitendste Dragonerregiment, welches ich jemals in der

ganzen englischen Kavallerie gekannt habe. Auch mit den Officieren dieser 16ten leichten Dragoner verkehrte ich gern und viel, und hatte einige gute Kameraden, deren Andenken ich noch jetzt hoch in Ehren halte, darunter. Besonders ein englischer Rittmeister Cox war bei allen deutschen Officieren wegen seiner Kühnheit, Gewandtheit im Vorpostendienst und seines offenen lustigen Wesens sehr beliebt, und wir freuten uns stets, wenn seine Schwadron uns zunächst stand. Ungleich weniger Verkehr hatten wir mit den Officieren der Royals oder ersten schweren englischen Dragoner, eines zwar äußerst stattlichen und in der Attaque sehr muthigen Regiments, welches sich aber sonst stets etwas schwerfällig und langsam zeigte. Bei plötzlichen Allarmirungen saßen die 16ten leichten Dragoner längst schon im Sattel, wenn die ersten schweren ihre Rosse noch nicht gesattelt hatten.

Ein sehr glänzendes Gefecht, an dem ich jedoch persönlich nicht Theil nahm, hatte der Rittmeister von Linsingen in dieser Zeit mit dem dritten französischen Husarenregiment. Obgleich seine Schwadron nur noch 80 Mann stark war, attaquirte er wiederholt das ganze französische Regiment mit solcher Kühnheit, daß er dessen Weitermarsch aufhielt. Mehrere Stunden lang hieb sich der Rittmeister und seine wackeren Husaren mit den Feinden umher und, obgleich er selbst 4 Säbelhiebe, die glücklicher Weise jedoch nur sehr leicht waren, erhielt, so wich und wankte er trotzdem nicht in seinem Widerstand, bis endlich einige Schwadronen des 16ten leichten englischen Dragonerregiments, die zunächst standen, ihm zu Hülfe eilten. Aber

nicht bloß die Husaren der Königlichen Legion zeichneten sich bei diesem Rückzuge beständig durch die rastloseste Thätigkeit und nie verzagende Kühnheit aus, die deutsche Infanterie erwarb sich wiederholt einen gleichen Ruhm. So war ich am 14. October Augenzeuge von einem sehr glänzenden Gefechte, welches ein Detachement der leichten Infanterie der Legion unter dem Hauptmann von dem Busche mit den Feinden bestand. Die deutschen Schützen schossen so kaltblütig und sicher, und tiraillirten so gewandt, daß es wirklich eine Freude war, ihnen zuzusehen. Eine Abtheilung des 71sten englischen Regiments kam an diesem Tage ebenfalls mit in das Gefecht, schoß zwar schlecht, tiraillirte ungeschickt, ging aber dann mit trotzigem Muth rücksichtslos mit dem Bajonnett auf den Feind los und vertrieb ihn, ungeachtet seiner Uebermacht. Leider wurde an diesem Tage ein wackerer deutscher Officier Lieutenant Müller vom 7ten Bataillon der Legion tödtlich verwundet.

In den nächsten Tagen rückten die verschiedenen Abtheilungen des englischen Heeres in die ihnen bestimmten Kantonnements hinter den festen Linien von Torres-Vedras ein, und Lord Wellington hatte vorläufig seinen Zweck, den Feind in das verwüstete Portugal hineinzulocken, erreicht. Die Husaren der Legion erhielten zunächst das große schöne Schloß von Mafra zum Kantonnement angewiesen.

Achtes Kapitel.

Winterkantonnirungen in Portugal. — Gefechte und Ritte daselbst. — Ueppiges Leben in Lissabon. — Feier des Weihnachtsabends. — Aufbruch des Heeres, im Monat März 1811. — Vielfache Entbehrungen. — Gefechte mit der französischen Nachhut. — Blutige dreitägige Schlacht bei Fuentes de Onoro. — Blockirung von Ciudad-Rodrigo. — Märsche. — Veränderungen in der deutschen Legion.

Einige Wochen erfreute die Kavallerie der leichten Division sich jetzt der wohlverdienten Ruhe. Es war dies auch dringend nothwendig, denn die letzten Monate mit ihren beständigen Hin- und Hermärschen, oft bei der brennenden Sonnengluth des portugiesischen Sonnenhimmels, hatten uns Alle arg mitgenommen. Besonders unsere Pferde, die häufig Tage lang den Sattel nicht vom Rücken gehabt und dazu sehr schlechtes Futter erhalten hatten, da für die leichte Kavallerie bei ihren steten Kreuz- und Quermärschen der Proviant nicht regelmäßig nachgefahren werden konnte, sahen äußerst mitgenommen aus. Wären die altgedienten deutschen Husaren nicht so vor-

treffliche Pferdewärter gewesen, die oft lieber den letzten Bissen Brot mit ihren treuen Thieren theilten als diese hungern ließen, dann hätte das Regiment die ihm aufgebürdeten Leistungen gar nicht in so rühmlicher Weise ausführen können. Meine beiden Pferde hatten übrigens sich gut gehalten und zu meiner großen Freude als sehr geeignete Campagnepferde bewährt. Wiederholt gab mir die Erfahrung davon Beweis, von welch unendlichem Werth es für einen Kavallerieofficier im Felde ist, ein tüchtiges, sicheres und aushaltendes Pferd zu besitzen. Leben und Reputation hängen oft allein von der Güte des Thieres, welches man reitet, ab. Meinen portugiesischen Bedienten, einen faulen, diebischen Schlingel, hatte ich, da er meine Pferde vernachlässigte, bald mit einer gehörigen Tracht Schläge fortgejagt, und für ihn einen gefangenen westfälischen Soldaten, einen treuen, zuverlässigen Menschen, der aus Kurhessen gebürtig war, in Lohn genommen, welche Wahl ich niemals bereut habe.

Wir deutschen Officiere benutzten die augenblickliche Ruhe, um häufig nach Lissabon zu reiten und uns dort zu vergnügen. Ein noch tolleres Leben und Treiben als bei meiner ersten Ankunft im Juni herrschte jetzt in dieser Stadt, da ja das ganze englische Heer des Lord Wellington in ihrer unmittelbaren Nähe cantonnirte. Viele Lieferanten, liederliche Mädchen und sonstige Leute, die gern leichtsinnigen Soldaten und Officieren ihr Geld abzulocken suchen, waren aus England hierher zusammengeströmt, und alle sinnlichen Genüsse, die London nur gewähren konnte, vermochte man jetzt auf Spaniens Boden ebenfalls — frei-

lich noch um theurere Preise als dort — zu erhalten. Doch was fragten die vielen reichen englischen Officiere in unserem Heere darnach, wenn sie sich nur amüsiren und von den Entbehrungen des Feldzuges so recht erholen konnten. Es wurden so wilde Orgien hier gefeiert und das Gold von den jungen Verschwendern oft in so sinnloser Weise umher gestreut, wie ich es in der Art früher nie gesehen hatte. So kostete z. B. in den vornehmen Restaurationen eine Flasche Champagner stets eine Guinee und doch sah ich, daß ein junger Officier von den Royals-Dragonern bei einem Frühstück, welches er 6—7 Kameraden gab, und zu denen 4—5 schöne gefällige Mädchen eingeladen waren, allein 40 Flaschen Champagner bezahlen mußte. Die Hälfte derselben war freilich von den Trunkenen in tollem Uebermuth zuletzt aus den Fenstern zwischen die lachenden und gaffenden portugiesischen Straßenjungen geworfen worden. Was die leichtfertigen Mädchen, deren schönste aus Andalusien hierher gekommen waren, den Officieren für Summen abnahmen, geht in das Unglaubliche, bis der Unfug, besonders auch der gemeinen Dirnen mit den betrunkenen englischen Soldaten, so arg ward, daß Lord Wellington sich genöthigt sah, energisch dagegen einzuschreiten und ein Paar Schiffsladungen der allerfrechsten fortzuschicken. Ein solches Transportschiff, welches einige hundert spanische Freudenmädchen nach Cadix schaffen und dort an das Land setzen sollte, ist von einem französischen Kaper genommen worden. Nun der mag sich auch über einen solchen Fang gewundert haben.

Bei solch zügellosem Treiben der entfesselten Soldaten fehlte es nicht an den blutigsten Schlägereien zwischen den Engländern, Italienern, Spaniern, Portugiesen, Maltesern, Negern und wie die Völker noch alle weiter heißen mochten, die sich in den Straßen, Wein- und Kaffeehäusern von Lissabon umhertrieben. Sehr häufig mußten Patrouillen mit gefällten Bajonnetten zwischen die Wüthenden dringen, um sie nur wieder auseinander zu treiben.

Unter den Officieren des Heeres ward auch oft sehr hoch Hasard gespielt, und ich sah Tausende von Guineen auf eine einzige Karte setzen. Wenn die reichen Engländer erst einmal der Leidenschaft des Spieles ergeben sind, dann treiben sie solches mit einer Hartnäckigkeit, wie ich dies bei keiner anderen Nation bemerkt habe. Ich sah schon viel und hoch von deutschen, französischen, spanischen und besonders auch russischen Officieren spielen, aber manche Engländer hier im Heere Wellingtons hinter den Linien von Torres-Vedras übertrafen sie doch weit darin. Und dabei diese eiserne Ruhe und stete Beherrschung aller Gefühle, die der vornehme erzogene Engländer äußerlich in jeder Lage des Lebens beizubehalten weiß, mag es innerlich auch noch so heftig in ihm toben.

Während nun unser verbündetes Heer im Schutz der festen Linien von Torres-Vedras sich von den Beschwerden des letzten Feldzuges wieder reichlich erholen, ja oft in allen möglichen Genüssen schwelgen konnte, stand der Marschall Massena mit 60,000 Mann in ohnmächtiger Wuth vor demselben. Er hatte — wie uns wiederholt gefangene französische Officiere versicherten — anfänglich

gar keine Kunde von dem Vorhandensein dieser Linien gehabt, und sie später immer noch für unbedeutende Feldschanzen, die seine Bataillone mit einigem Verlust — und darauf kam es ihm weiter nicht an — leicht erstürmen konnten, gehalten. Und wie bitter sah er sich nun von seinem vorsichtigen Gegner getäuscht. Statt daß er Wellington mit seinem Heere eben so auf die Flotte jagen konnte, wie dies die Franzosen bei Corunna mit dem unglücklichen General Moore gethan hatten, setzten unbezwingliche Bollwerke plötzlich seinem Weitermarsch ein festes Hinderniß entgegen. Vergebens unternahmen französische Heerestheile auf des zornigen Marschalls Befehl kühne Versuche, um irgendwie Lücken in diesen Bollwerken zu entdecken, vergebens wagten die besten Artillerie- und Genieofficiere des Heeres ihr Leben bei den gefährlichsten Rekognoscirungen, um die zum Sturme geeignetsten Stellen zu erspähen, es half Alles nichts; immer mehr mußte Massena sich von der Uneinnehmbarkeit der Linien von Torres-Vedras und somit von dem gänzlichen Mißlingen seines Zuges nach Portugal überzeugen. Seine einzige Rettung lag jetzt in einer schleunigen Umkehr; doch Zorn über die getäuschte Hoffnung und Stolz, sein Mißlingen der Welt einzugestehen, sowie Hartnäckigkeit gegen jeglichen besseren Rath Anderer ließen ihn dies verschmähen. In trotziger Haltung befahl er seinem Heer, unmittelbar vor den Linien stehen zu bleiben, und achtete nicht darauf, daß Mangel und Noth, und dadurch Krankheit und Indisciplin zusehends unter seinen sonst so kampfbereit gewesenen Truppen einrissen. Das von uns und den Franzosen gleich

verwüstete Land lieferte nur noch die spärlichsten Lebensmittel, die Zufuhr von Proviant aus der Ferne war theils der kaum passirbaren Wege, theils der umherschweifenden Guerillasbanden halber, die fast jeden Transport auffingen, sehr erschwert und so riß bald der drückendste Mangel im französischen Heere ein. Die Soldaten lebten von etwas Schiffszwiebacf, den sie als sogenannten eisernen Bestand bei sich geführt hatten, und vom Fleisch der geschlachteten Pferde und Maulesel; alle Fourage fehlte fast gänzlich, Hunderte von Pferden der Artillerie und Kavallerie fielen vor Hunger und die einzelnen Reiterabtheilungen zogen auf ihren dürren Rossen oft viele Meilen weit auf Fouragierzüge aus und lieferten unseren Patrouillen um den Besitz einiger Karren voll Heu oder Maisstroh so wüthende Gefechte, als gälte es ein Königreich zu erobern. Größere Verluste an Menschen und Thieren als die blutigste Feldschlacht erlitt das feindliche Heer durch diesen unnützen Aufenthalt vor unserem Lager, und die altbewährtesten Soldaten, die in langjährigen Feldzügen Hunderte von Gefechten bestanden hatten, fanden hier durch Hunger und Noth ihr trauriges Ende.

Am 1sten November machte ich zuerst wieder einen Patrouillenritt hinter die feindliche Aufstellung mit. Ein Detachement des ersten deutschen Husaren- und des 16ten leichten englischen Dragonerregiments ward ausgesandt, um eine starke feindliche Abtheilung, die auf Fouragirung ausgezogen war, wo möglich aufzuheben. Hierbei führte ein Korporal der Husaren ein so recht verwegenes Reiterstück aus. Er war mit nur zwanzig Mann auf

Patrouille vorgeritten nnd stieß auf ein starkes feindliches Detachement, welches dazu noch auf einer Anhöhe postirt war. Es hatte den ganzen Tag unaufhörlich geregnet, und so glaubte der muthige Korporal, daß die Steinschlösser an den Gewehren der französischen Infanteristen wohl größtentheils versagen würden. Auf diesen Umstand bauend, ritt er mit seinen Husaren in gestrecktem Galopp auf die Franzosen los, trieb diese dadurch im ersten Schreck auseinander, machte einen Officier und 15 Mann zu Gefangenen und kehrte mit diesen, sich seines kecken Streiches freuend, ohne weiteren Verlust glücklich wieder zu uns zurück.

Endlich am 14. November entschloß sich der Marschall Massena nothgedrungen wieder zum Rückzug, nachdem er fast einen Monat vor den Linien von Torres-Vedras nutzlos gestanden und ungefähr 8000 Mann durch Hunger, Elend und den in seinem Lager ausgebrochenen Typhus verloren hatte. Er beschloß nach Santarem zu gehen und daselbst vorläufig Halt zu machen, da die dortige Gegend, die zu der reichsten in ganz Portugal gehört, bisher noch nicht sehr ausgesogen war, und somit vorläufig wenigstens seinen halb verhungerten Truppen einigen Unterhalt gewähren konnte. Große Schnelligkeit in der Verfolgung gehörte nun einmal nicht zu den Eigenschaften des Lord Wellington, und so brach unser Heer erst am 16ten auf, um den Franzosen langsam nachzurücken. Aerger wie bei ihrem Einmarsch hatten die Feinde jetzt aber bei ihrem Rückmarsch gehauset und mit wahrhaft schändlicher Wuth gesucht, Portugal, welches nun doch einmal nicht in ihrem

Besitz gelangen sollte, auf Jahre hin zu veröden. So hatten sie sich nicht mehr damit begnügt, die Ortschaften gänzlich auszuplündern, das Vieh für sich zu nehmen und die Häuser häufig niederzubrennen, denn Alles dies hatten sie auch bei ihrem Einmarsch schon gethan, sondern ihre Zerstörungswuth ging sogar so weit, daß sie die Olivenbäume, welche hier mit den Hauptbesitz des Bauern bilden, muthwillig abhieben und somit den Wohlstand des Landes auf Jahre hin zerstörten. Die Strafe folgte diesen ruchlosen Thaten auf dem Fuß. Die ergrimmten und durch die äußerste Noth zur Verzweiflung getriebenen portugiesischen Bauern, die bis dahin bei ihrem mehr friedlichen Sinn, welcher sie sehr von den Spaniern unterscheidet, keinen rechten Trieb gefühlt hatten, Guerillasbanden zu bilden, rotteten sich zu ganzen Schaaren zusammen, umschwärmten gleich hungrigen Wölfen die französische Nachhut, überfielen alle Nachzügler, Krankentransporte und einzelne Detachements, denen sie an Stärke überlegen waren, und ermordeten Alle, die in ihre Hände fielen, erbarmunglos auf die grausamste Weise. Gefangene wurden gar nicht mehr gemacht, sondern Alles stets getödtet, und selbst unsere Husaren vermochten nicht mehr solche Unglückliche der Wuth ihrer Mörder zu entreißen. Kam es doch wiederholt vor, daß portugiesische Bauern in ganzen Schaaren die Patrouillen unserer deutschen Truppen anzuhalten wagten, bloß um diesen die von ihnen gemachten französischen Gefangenen zu entreißen und sie dann zu ermorden. Freilich duldeten wir solch Treiben natürlich nicht und trieben die Bauern mit gehörigen flachen

Hieben auseinander, wenn sie es versuchten derartigen Unfug unter unseren Augen begehen zu wollen.

Welche Noth überhaupt jetzt schon im französischen Heere herrschte, davon konnten wir leichten Truppen, die stets wieder den Vortrab bildeten, uns täglich, ja fast stündlich überzeugen. Zu Hunderten lagen die Leichen französischer Soldaten, die beim Marsche vor Hunger und Entkräftung gestorben waren, oft am Wege, da man es nicht für nöthig gehalten hatte, für ein Begräbniß zu sorgen. Auch die Kadaver der gefallenen Reitpferde und Zugthiere faulten überall, so daß wir oft von den Hauptstraßen forttraben mußten, um diesen unerträglichen Gerüchen zu entgehen. Viele tausend Leichen gefallener Franzosen hat Lord Wellington durch portugiesische Bauern, die dafür bezahlt wurden, begraben lassen, weil er fürchtete, daß durch den sonst von ihnen ausgehenden Verwesungsstoff der Typhus, der ohnehin schon unter unseren Truppen zu wüthen anfing, noch vermehrt werden möchte.

Bei dieser Verfolgung der in Eile zurückmarschirenden Franzosen brachte eine unserer Husarenpatrouillen, die von einem wackeren Corporal geführt wurde, eines Tags eine sehr eigenthümliche Beute mit, nämlich ein kleines Mädchen, kaum ein Jahr alt. Das Kind hatte ganz allein neben einem umgestürzten Wagen gelegen, und es erbarmte die mitleidigen deutschen Reiter, das kleine Ding so hülflos verschmachten zu lassen, daher der Corporal es vor sich auf dem Sattel mitbrachte, ohne eigentlich zu wissen,

was er damit weiter anfangen solle. Es war in sehr gute Stoffe gekleidet, die Wäsche fein und sauber, und um den Hals hing ein kleines goldenes Kreuz von kostbarer Arbeit, so daß man daraus schließen konnte, der kleine Findling sei die Tochter einer französischen höheren Officiersfamilie. Es wurde förmlich eine Art von Kriegsrath darüber gehalten, was mit dem Mädchen ferner zu beginnen sei, denn bei der Husarenschwadron konnte es unmöglich bleiben. Endlich wurde eine Summe Geld zusammengeschossen und das Kind durch leer zurückgehende Transportkarren nach Lissabon gesandt, um dort bei der sehr ehrenwerthen Familie eines Unterofficiers der dort stationirten deutschen Artillerie untergebracht zu werden. Diese, die unlängst ein Kind von ungefähr gleichem Alter verloren hatte, nahm sich der Kleinen mit hingebender Liebe an und behandelte sie ganz wie ihre eigene Tochter. Wir thaten alles Mögliche, die Eltern der Gefundenen zu ermitteln, sandten eine Nachricht von dem Vorfall durch einen Trompeter an den Marschall Massena, veröffentlichten den Fund wiederholt durch die gelesensten französischen Zeitungen, allein Alles blieb vergeblich und niemals meldeten sich die wahren Eltern des Findlings. So blieb das Mädchen, das später sehr hübsch wurde und ein feines vornehmes, echt französisches Gesicht hatte, bei dem deutschen Artillerieunterofficier, der es förmlich an Kindes Statt annahm. Ein bei Belle-Alliance gefallener Officier der Legion hat dem Mädchen ein Legat von, wie ich glaube, 1000 Thalern vermacht. Später soll dasselbe, wie ich zufällig hörte, einen Förster im hannöverschen Harz gehei-

rathet und als zufriedene Mutter und Hausfrau gelebt haben. —

Der Marschall Massena hatte sich nun mit seinem Heere bei Santarem ebenfalls verschanzt und war ebenso wenig geneigt, diese feste Stelle fürs Erste aufzugeben, wie Wellington, solche zu erstürmen. So standen sich denn die beiden mächtigen Heere einige Monate in großer Nähe ziemlich unthätig gegenüber, ohne daß irgend ein entscheidendes Ereigniß vorfiel. Nur wir Kavalleristen auf den Vorposten wurden häufig in Thätigkeit erhalten und rauften uns mit den französischen leichten Truppen, die schon aus Noth weite Fouragirzüge unternehmen mußten, gehörig herum. Ein besonders heftiges derartiges Gefecht fand, wie ich mich noch jetzt erinnere, am 22. November statt. Wir wurden mit großer feindlicher Uebermacht angegriffen und über einen kleinen Fluß zurückgedrängt. Die deutschen Husaren kämpften aber so muthig und wußten, jeden Vortheil des Bodens so geschickt zu benutzen, daß die Feinde schließlich doch wieder abziehen mußten, ohne irgend ein nennenswerthes Resultat erreicht zu haben. Besonders zeichnete sich ein Wachtmeister Bergmann bei dieser Gelegenheit sehr aus. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, und die französischen Dragoner glaubten schon, ihn in ihrer Gewalt zu haben, als der ebenso starke wie gewandte Wachtmeister das Gefecht zu Fuß unerschrocken fortsetzte, einen Trupp Husaren zu seiner Rettung herbeirief, dann einen feindlichen Corporal aus dem Sattel hieb, sich auf dessen Roß schwang und so unverletzt wieder zu seiner Schwadron zurückkehrte.

Bei einem anderen kleinen Vorpostengefecht, wenige

Tage später, wäre ich übrigens selbst fast in feindliche Gefangenschaft gerathen. Mein marokkanischer Schimmelhengst erhielt einen Streifschuß am Halse und erschrak sich darüber so gewaltig, daß er mit mir überschlug. Der Sturz hatte mich einige Augenblicke betäubt und ich lag noch am Boden, während mein Schimmel sich schon wieder aufgerafft hatte und zu unserer Schwadron zurücklief. Plötzlich blitzte eine Klinge über meinem Kopf; — ein langbärtiger französischer Dragonerunterofficier hielt neben mir und forderte mich zur Ergebung auf. Mit schneller Geistesgegenwart, die mich im Augenblick der Gefahr nie verlassen hat, sprang ich auf und huschte über einen Graben, der neben mir war. Der Dragoner hieb zwar mit seinem Pallasch nach mir, allein die wahrscheinlich stumpf gewordene Klinge drang nicht durch den Mantel, den ich des beständigen Regenwetters wegen angezogen hatte, und so that mir der Hieb weiter keinen Schaden. Zwei Husaren, die meinen Unfall mit angesehen hatten, kamen mir nun edelmüthig zur Hülfe. Ich setzte mich hinter dem Einen, der ein sehr kräftiges irländisches Pferd ritt, in den Sattel und so jagten wir denn eiligst zu unserem Haupttrupp wieder zurück. Ich hatte bei dieser Gelegenheit meine goldene Repetiruhr, ein altes Erbstück meines seligen Vaters, auf die ich einen großen Werth legte, verloren, und mein Kopf brummte mir in Folge des Sturzes noch gewaltig, daher ich denn einige Tage in sehr verdrießlicher Stimmung blieb. Doch mein frischer Sinn und mein unverwüstlicher Humor, den ich damals hatte, gaben mir meine frühere frohe Laune wieder zurück.

Eine sehr unangenehme Zeit begann nun für uns leichte Truppen, der Vorhut, und besonders bei den Husaren konnte man viel häufiger fluchen und brummen, als singen hören. Wir lagen eng zusammengedrängt in Kantonnirungen und hatten als Quartiere Dörfer, die von den Franzosen so verwüstet waren, daß die Häuser fast nur noch aus den nackten steinernen Mauern bestanden. Fußböden und Thüren galten schon als ein beneidenswerther Luxus, und ein Quartier, in dem noch eine einzige heile Fensterscheibe sich befand, hätte man in einer ganzen Schwadron sicherlich nicht gefunden. Wenn nun auch der Winter in Portugal keine große Kälte brachte, so regnete es doch so unaufhörlich und der Sturm tobte oft so gewaltig, daß man sich schon nach einem warmen behaglichen Quartier sehnen konnte, wenn man den ganzen Tag in Wind und Wetter auf den Rücken seines müden Pferdes in den grundlosen Wegen umhergeritten war. Ein warmes Zimmer war aber nirgends zu finden, denn wenn wir auch große Feuer aus grünem Holz in unseren kaminlosen Gebäuden angezündet hatten, so war der Rauch oft so gewaltig, daß wir es bald wieder auslöschen und dann frieren mußten. Dabei war Schmalhans jetzt häufig Küchenmeister bei uns, und unseren Pferden mußte der Futterkorb so hoch gehängt werden, daß sie gewaltig vom Fleische fielen und ihre Rippen wie die ausgehungertsten Windhunde zeigten. Die Gegend, in der wir standen, war so von Feind und Freund ausgefressen und ausgeraubt worden, daß kaum noch eine hungrige Maus geschweige denn einige Husarenschwadronen mit ihren Pferden sich darin

ernähren konnten. Alle Portionen und Rationen für uns und unsere treuen Rosse mußten daher von Lissabon gebracht werden; bei der oft so schlechten Bodenbeschaffenheit stockte diese Zufuhr aber sehr häufig und wir mußten uns mit halben Portionen begnügen. Da gab es denn gar so karge Bissen, daß sie fast zwischen den Zähnen stecken blieben, und wenn man kaum das sogenannte Mittagsessen verzehrt hatte, war man schon wieder so hungrig wie ein Wehrwolf und freute sich auf das Abendessen, selbst wenn dies auch nur aus einem Stücklein alten Schiffszwiebacke, der in ranzigem Oel gebraten war, bestehen sollte. Unter solchen Umständen rissen bösartige Krankheiten unter den Regimentern ein, die Hospitäler waren vollgefüllt, die Reihen aber leer, nnd die Todtengräber mußten manche kräftige englische oder deutsche Soldaten, welche der Seuche zuletzt doch erlegen waren, einscharren. Waghalsige Unternehmungen, die zerstreuen konnten, gab es um diese Zeit nur noch selten. Die Feinde lagen hinter ihren festen Verschanzungen von Santarem, und wir davor; größere Gefechte fielen nicht vor, begegneten sich mitunter die einzelnen Patrouillen, so suchten sie lieber ihre erschöpften Thiere zu schonen und ritten ziemlich neben einander vorbei, als daß sie in nutzlosen Plänkeleien, bei denen doch nicht viel herauskam, sich noch mehr abmatteten. Förmlich eine Art von Waffenruhe war augenblicklich zwischen den beiderseitigen Heeren eingetreten, so bitter sie sich sonst gegenseitig haßten, und so gern ihre Soldaten aufeinander dreinhieben.

Mochten Wind, Wetter, Quartiere und Verpflegung

immerhin noch so schlecht sein, so durfte uns dies doch nicht hindern, das Weihnachtsfest in aller Gemüthlichkeit froh zu feiern. Waren wir doch dafür gute Deutsche und wollten dieser schönen Sitte unserer theuren Heimath auch hier im fernen Portugal treu bleiben. Eine halb zerstörte Halle eines alten Klosters ward zum Festsaal, in dem wir den heiligen Abend feierten, umgewandelt. Grüne Sträuche und Baumzweige, an denen es in Portugal selbst im Winter nicht fehlt, gaben dem alten wüsten Gemach, in dem sonst die Fledermäuse umherschwirrten und der Wind durch zahllose Löcher und Ritzen pfiff, ein festliches Ansehen. Ein großer grüner Citronenbaum, von oben bis unten mit Lichtern und Orangen statt der Aepfel aufgeputzt, diente zum Christbaum. Die Officiere von zwei Husarenschwadronen und einige englische Officiere saßen im Kreise um diesen schönen, hellen Baum, dessen Lichter in dem tief grünem Laube gar so freudig glänzten, und frohe — häufig auch wohl wehmüthige — Erinnerungen an die ferne Heimath und die goldene Kinderzeit in derselben bewegten uns Alle. Es waren in Lissabon eine Menge von Geschenken, lauter Sachen, die man im Feldleben gebrauchen konnte, eingekauft worden, die jetzt durch das Loos unter uns vertheilt wurden, wobei es an Scherzen und Lachen nicht fehlte, da ein lustiger junger Officier, der so ein Stück von Poet war, jedem einzelnen Präsent ein launiges Gedicht in Knüttelversen beigefügt hatte, welches nun laut verlesen wurde. So entstand zuletzt eine allgemeine heitere Stimmung, von der sich auch die älteren Officiere, die Weib und Kind daheim in Deutschland zurückgelassen

hatten und daher anfänglich etwas ernst und wehmüthig gewesen waren, nicht ausschlossen. Ich gewann an diesem Abend eine hübsche Feldflasche, aus einem eigenthümlichen Flaschenkürbiß geformt, die ich lange bei mir führte. Eine gute Portweinbowle, ein saftiger Rinderbraten und mächtiger Plumpbudding, wozu wir uns alle Ingredienzien mühsam und mit vielen Kosten aus Lissabon hatten kommen lassen, bildeten das festliche Mahl, dem wir volle Ehre anthaten. Auch die Unterofficiere und Mannschaften der Husaren feierten diesen Christabend möglichst festlich durch Braten und guten Punsch, wozu die Officiere eine Summe Geldes beigesteuert hatten. Die Sylvesternacht wurde ebenfalls durch eine gute Bowle celebrirt, wie denn in Portugal, diesem Weinlande, edler Wein überhaupt leichter und wohlfeiler als kräftige Speisen zu bekommen war. Ich entsinne mich noch, einmal 5 Tage nur steinharten Schiffszwieback und vertrockneten Ziegenkäse gegessen zu haben, wobei ich jedoch an gutem Portwein, um diese trocknen Speisen gehörig herunterspülen zu können, keinen Mangel litt. Manch englischer und deutscher Officier brachte sich eine etwas rothe Weinnase von der pyrenäischen Halbinsel zur ferneren Erinnerung an die dort mitgemachten Feldzüge mit.

Am 19ten Januar 1811 hatte ich zuerst wieder Gelegenheit, einem ernsthaften Scharmützel gegen den Feind mit beizuwohnen. Der französische Marschall Junot unternahm in eigener Person eine bedeutende Rekognoscirung und trieb die 3te Schwadron des deutschen Husarenregimentes wieder aus Rio-Mayor, welches diese

besetzt hatte. In dem Gefechte, welches hierbei vorfiel, ward der berühmte Marschall selbst von einem deutschen Husaren ziemlich bedeutend durch einen Karabinerschuß im Gesicht verwundet.

Nach diesem kleinen sehr erwünschten Intermezzo kam wieder eine längere Zeit, in der ich nicht sonderlich in Thätigkeit war, und mich oft etwas langweilte. Glücklicher Weise hatte ich mich jetzt in eine sehr hübsche, feurige Portugiesin, die Schwester eines höheren portugiesischen Stabsofficiers, bis über die Ohren verliebt, so daß mir die Zeit doch weniger lang wurde. Meine Schöne, die wirklich ein liebreizendes Mädchen war und schwarze Augen, die so feurig wie geschliffene Diamanten blitzten, besaß, wohnte drei Leguas von dem zerstörten Dorfe, dessen schlechteste, stets den Einsturz drohende Hütte mein augenblickliches Quartier bildete. Mochten die Wege auch noch so grundlos und der Regen strömend sein, dies hinderte nicht, daß mich mein kräftiges Ivenacker Roß fast jeden Abend zu der Geliebten trug. Wußte ich doch, daß ein warmes Herz mir dort entgegenschlug; süße Lippen sich auf die meinen preßten; weiche Arme mich innig umschlangen; kurz das volle Paradies, welches die Liebe einer Südländerin, in deren Adern das Blut gar warm pulset, nur zu bieten vermag, mich erwartete. Wo solch ein lockendes Ziel seiner aber harret, da wird ein junger 27jähriger Husarenofficier weder Strapazen noch Gefahren scheuen, um diesem so oft wie immer möglich entgegen zu jagen. Meinen Rückweg trat ich stets in finsterer Nacht wieder an, um am Morgen in meinem Quartier zu sein, wenn etwa ein

dienstlicher Auftrag meiner dort erwarten sollte. Das Unangenehmste bei diesen nächtlichen Excursionen war, daß ich dabei immer einen Gebirgsbach durchreiten mußte, der oft von den Regengüssen plötzlich so mächtig wurde, daß man nur mit vieler Gefahr hindurchkommen konnte. So war ich einst in einer äußerst finsteren, stürmischen Februarnacht dem Ertrinken sehr nahe. Ich hatte die Furth verfehlt, und die reißende Strömung des hoch angeschwollenen Wassers riß mein Pferd so gewaltig fort, daß es keinen Widerstand zu leisten und ebensowenig die hier sehr steilen Flußufer zu erklettern vermochte. Zwar kämpfte mein wackerer Ivenacker längere Zeit kräftig dagegen an, allein allmälig ward er matt, ließ sich treiben, sank tief unter und ich konnte gefaßt sein, in nächster Minute mit ihm zu ertrinken. In dieser größten Gefahr warf ich mich aus dem Sattel. Es glückte mir nun, mit äußerster Kraftanstrengung einen Baum, der unten am Flußufer stand, zu erfassen und mich an seinen Zweigen nach und nach auf das feste Land heraufzuarbeiten. Mein Pferd, welches nun leichter schwamm, da es mich nicht mehr zu tragen brauchte, trieb noch an 500 Schritt weiter und arbeitete sich endlich an einer flachen Uferstelle ebenfalls an das Land. So waren wir denn Beide noch mit genauer Noth glücklich gerettet, doch hielt dies Abenteuer mich nicht ab, schon in der folgenden Nacht denselben Ritt zu wiederholen. Der Lohn war ja zu lockend, als daß man um ihn nicht Alles wagen sollte. —

Am 5. März brach der Marschall Massena mit seinem

Heere endlich von Santarem auf, nachdem er auch diese Gegend gänzlich verheert hatte, und am anderen Tage folgten wir leichten Truppen der Vorhut ihm unmittelbar auf dem Fuße. So hatte ich denn zu verliebten Abenteuern jetzt keine Muße mehr, mußte meiner weinenden Schönen den letzten Kuß auf ihre rothen Lippen drücken und mich mit dem aufs Neue als wahr erprobten Soldatenvers:

Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren

zu trösten suchen. Meine unfreiwillig verlassene schöne Geliebte soll später, wie ich zufällig hörte, noch eine der vornehmsten Frauen in Portugal geworden sein. Eine der schönsten war sie entschieden; denn im Allgemeinen zeichnen sich die Portugiesinnen gerade nicht durch ein bevorzugtes Aeußere aus, und können darin nur selten den Vergleich mit ihren reizenden Nachbarinnen, den Andalusierinnen, aushalten.

Kaum waren wir wieder im Sattel, so gab es auch schon neue Gefechte, und bereits am 8. März hieben wir uns bei Pombal gehörig mit den französischen Kavalleristen herum. Die 16ten leichten englischen Dragoner, die stets unsere nächsten Truppen waren, kamen den deutschen Husaren, die anfänglich gegen die feindliche Uebermacht einen sehr schweren Stand hatten, eiligst zu Hülfe, und die Angriffe der Feinde blieben ohne Erfolg.

Andere Gefechte folgten nun in den nächsten Tagen fast unaufhörlich, und wenn wir in den Wintermonaten manche ruhige Stunden gehabt hatten, so fehlte es uns jetzt wieder wahrlich nicht an Beschäftigung. Französische Truppen unter Napoleon I., die von Generalen wie Massena,

Ney und Soult befehligt werden, bleiben unter allen Umständen beachtungswerthe Gegner, die uns wohl zu schaffen machen konnten. Nun desto größere Ehre war es, wenn wir die Kerle gehörig klopften, und dies geschah doch häufig; wenn wir schon, wie nicht zu läugnen, auch mitunter den Kürzeren zogen. Im Kriege heißt es ja „heute mir, morgen dir."

Allmälig kamen wir nun wieder in dieselben Gegenden, in denen wir während des vorigjährigen Sommers manchen kühnen Patrouilleritt gemacht hatten, und kannten genau Weg und Steg, was uns oft sehr zu Statten kam. Allzurasch marschirten weder die Franzosen zurück, noch vermochten wir ihnen zu folgen, denn die stete Sorge um Lebensmittel für Menschen und Pferde, an denen in diesem gänzlich erschöpften Lande der größte Mangel war, erschwerte das Marschiren sehr; am 6ten April kamen wir wieder auf spanischem Gebiete an, und ich erhielt in Gallegos in demselben Hause, in dem ich vor 9 Monaten gewesen war, abermals mein Quartier. Einem sehr heftigen Gefechte, in dem wir aber keine sonderlichen Erfolge zu erringen vermochten, wohnte ich in den nächsten Tagen nicht weit von Ciudad-Rodrigo bei. Wir wollten eigentlich gern einen starken Transport von Lebensmitteln, mit dem die Franzosen die Festung zu verproviantiren versuchten, aufheben, kamen aber leider zu spät, und der reiche Fang entging uns dadurch zu unserem großen Verdruß. Wir hätten ihn schon gut benutzen können, denn je weiter wir uns vom Meere und den dort ankernden englischen Transportschiffen entfernten, desto

schwieriger ward für uns die Verproviantirung. Bei den Franzosen war es in dieser Hinsicht gerade umgekehrt, denn je mehr sie sich dem Inneren von Spanien, welches zu jener Zeit größtentheils in ihrem Besitze war, näherten, desto leichter ward es ihnen, wenigstens die nothdürftigsten Lebensmittel zu erhalten. Schmalhans war übrigens in beiden Heeren jetzt Küchenmeister, und außer Schiffszwieback, dazu aber reichlich Wein, gab es oft Tage lang nichts zu beißen und zu brocken, und unsere Pferde mußten sich größtentheils von frischem Gras nähren, denn wenn sie hie und da einmal etwas Hafer, Gerste oder Mais erhielten, so gehörte dies schon zu den Seltenheiten. Die Thiere sahen auch meist klapperdürre aus; und besonders die Husaren, die stets am meisten reiten mußten, hatten schon manche schöne Rosse eingebüßt, deren Stelle dann elende Beutepferde, die oft nur durch die Sporen noch vorwärts zu treiben waren, einnehmen mußten. Meine beiden Reitpferde hielten sich glücklicher Weise ganz leidlich. — Daß es jetzt bald zu einer Hauptschlacht kommen werde, ließ sich nach der beiderseitigen Stellung der Heere mit ziemlicher Sicherheit erwarten und ich freute mich darauf nicht wenig, da ich immer mehr einsah, daß durch den kleinen Krieg, so erwünschte Thätigkeit solcher auch uns leichten Reitern verschaffte, keine großen Resultate gewonnen werden konnten.

Am Morgen des 3. Mai stellte Lord Wellington sein Heer in Schlachtordnung auf. Unser linker Flügel befand sich zu Fort Conception, das Centrum zu Alameda, der rechte Flügel zu Fuentes de Onoro, unter welchen Namen

auch diese dreitägige blutige Schlacht in der Kriegsgeschichte bekannt ist. Das Heer zählte ungefähr 45,000 Mann in der Schlachtlinie, größtentheils Engländer und Deutsche, und ungefähr eine gleiche Stärke mochte der Marschall Massena hier zum Angriff bestimmt haben. Die Truppen unseres Gegners waren noch durch eine starke Division der berühmten französischen Kaisergarde verstärkt, die erst vor kurzer Zeit den spanischen Boden betreten hatte.

Mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm und dem lauten Kriegsruf „vive l'empereur, en avant!" griffen am Nachmittag des 3ten Mai starke französische Infanteriekolonnen unserer Stellung bei Fuentes de Onoro an. Dem ersten Sturm war die englische Infanterie, welche das Dorf besetzt hielt, nicht gewachsen und sie zog sich bald, wenn auch in guter Ordnung, zurück. Lord Wellington, der sich zwar bisher nirgends als ein kühner, wohl aber immer als ein sehr vorsichtiger Feldherr gezeigt hatte, bewies sich auch jetzt als ein solcher, denn er hatte unmittelbar hinter dem Dorfe eine sehr starke Reserve aufgestellt. Unter lautem Hurrahruf stürmte diese mit gefälltem Bajonnett vorwärts, und nach langer verzweifelter Gegenwehr gelang es, die Feinde aus dem brennenden Dorfe wieder hinauszutreiben. Nochmals aber sammelten sich die Franzosen und erstürmten mit den beiden Infanteriedivisionen Marchand und Fernet, das Dorf. Ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich abermals, und wenn die Franzosen auch entschieden gewandter fochten, so waren ihnen die Engländer dafür wieder an Körperkraft überlegen. Besonders gut und sicher schossen die in eigene

Compagnieen zusammengezogenen Scharfschützen der Infanteriebataillone der deutschen Legion. Ich selbst war bei dem General Crawford als Ordonnanzofficier thätig und mußte zweimal in das Dorf hineinreiten, wobei die Kugeln wie die Hagelkörner um mich herschlugen, ohne daß ich verletzt wurde.

Das untere Dorf von Fuentes de Onoro behielten die Franzosen bis zum Einbruch der Nacht, worauf sie es denn freiwillig räumten; den oberen Theil desselben hatten sie nicht mehr zu nehmen vermocht. Unser Verlust an Todten und Schwerverwundeten betrug an 400 Mann, die größtentheils im Dorfe selbst gefallen waren, und eine gleiche Zahl mochten die Feinde ebenfalls verloren haben.

Am folgenden Tag versuchten einige französische Infanteriebrigaden noch einmal Fuentes de Onoro zu erstürmen, und mehrere Stunden tobte hier ein blutiger Kampf, während es in der übrigen Schlachtlinie ruhig blieb, da die Hauptentscheidung erst am dritten Tage des Kampfes erwartet werden konnte. Ich war heut mit verschiedenen Aufträgen abwesend und kehrte erst am späten Abend äußerst müde zurück. Auch mein Ivenacker Pferd, das ich diese zwei Tage unaufhörlich geritten hatte, war so erschöpft, daß es sogleich niederfiel, als ich im Bivouak ihm Sattel und Zaum abgenommen hatte, und mehrere Stunden fast bewegungslos liegen blieb, ohne nur das Futter anzurühren. Ich glaubte schon, das edle Thier sei gänzlich ruinirt; allein es erholte sich bald wieder, und einige Tage darauf konnte ich es wieder tüchtig gebrauchen. In diesen edlen Blutpferden steckt oft eine ganz

unverwüstliche Ausdauer. Ich, der gerade 48 Stunden keinen Schlaf und sehr wenig Nahrung erhalten hatte, war ebenfalls so ermüdet, daß ich mich ohne Weiteres neben meinem Pferd der Länge nach auf den harten Felsboden hinwarf und unbekümmert um allen Lärm rings um mich her mehrere Stunden in einem todtenähnlichen Schlaf lag. Mein Bursche weckte mich in der Morgendämmerung durch einen Feldkessel voll Wasser, den er mir in das Gesicht goß; ich ward nun schnell munter, aß ein Stück Schiffszwieback, trank ein Glas Portwein und schwang mich dann in den Sattel meines marokkanischen Schimmelhengstes, zu jedem von mir verlangten Dienst völlig wieder bereit.

Der Marschall Massena hatte am 4ten Mai inzwischen sehr umfassende Rekognoscirungen angestellt und dies war die Veranlassung, seinen ursprünglichen Angriffsplan vollständig zu verändern. Seine jetzige Absicht war nun, unseren rechten Flügel gänzlich zu umgehen. Am Frühmorgen des 5. Mai griffen die Franzosen mit großem Ungestüm an. Ich hielt gerade auf einer Höhe, von wo man die feindlichen Sturmkolonnen sehr deutlich übersehen konnte, und dieser Anblick gewährte mir viel Interesse. Die Tausende von feindlichen Bajonnetten und Säbeln blitzten im Glanze der Morgensonne und gleich riesigen Schlangen wälzten sich die ungeheuren Heeresmassen durch die im üppigsten Grün schimmernden Thäler und Felder. Dazwischen ertönten schon die einzelnen Schüsse der Tirailleurs, und man konnte die Hornsignale der französischen Voltigeurcompagnieen, den scharfen Klang der Trommeln, welche

den Sturmmarsch schlugen, und das Geschmetter der Trompeten deutlich vernehmen. Es war ein so schönes, klares und übersichtliches Bild des bald beginnenden Kampfes, wie ich solches vorher nie gehabt hatte. Lebhaft mußte ich mich in diesen Augenblicken an Schillers wunderbar schönes Gedicht „die Schlacht", erinnern. Doch bald begann der Kampf selbst zu toben; ich kam ebenfalls in Thätigkeit und konnte von nun an keinen anderen Gedanken mehr haben, als meine Pflicht möglichst gut zu erfüllen. Die 7te englische Division Hauston, welche in dem Dorfe Posobello aufgestellt war, ward zuerst von einer französischen Infanterie-Division mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie den Platz bald räumen, ja sich sogar in Unordnung zurückziehen mußte. Jetzt aber rückte unsere leichte Division unter des Generals Crawford Führung mit großer Entschlossenheit vor und hemmte das weitere Vorwärtsdringen der feindlichen Truppen, bei welcher Gelegenheit sich die deutschen Infanteriebataillone der Legion zwar sehr auszeichneten, aber auch bedeutende Verluste erlitten. Der General Montbrun, mit der beste französische Reitergeneral, führte nun in der Ebene von Nava de Avel ein Corps von 4000 Mann Reiterei in geschlossener Kolonne zum Angriff vor. Die spanischen berittenen Guerillas unter Julian Sanchez, die überhaupt nicht sonderlich geschlossen fechten konnten, waren die ersten, welche dieser französische Reiterangriff traf, und vor der Wucht desselben zerstäubten sie natürlich wie leichte Spreu, ohne nur den Versuch eines Widerstandes zu wagen. Mit ungeschwächter Kraft stürzten die französischen Kavallerieregi-

menter jetzt auf die englische und deutsche Reiterei, die in 20 Schwadronen kaum 1800 Mann stark sein mochte. Zwar versuchten unsere braven Reiter, trotz dieser großen feindlichen Ueberlegenheit, kräftige Gegenwehr zu leisten, allein nur kurze Zeit konnte solche dauern, da die Uebermacht zu groß war, und so ward auch dieser Theil unseres Heeres geworfen und mußte sich nach bedeutenden Opfern hinter die leichte Division, bei der ich mich an diesem Tage fortwährend befand, zurückziehen. Das erste deutsche Husarenregiment hatte sich bei diesem Reitergefecht wieder sehr rühmlich hervorgethan, leider aber auch große Verluste gehabt. Der Anblick, den dies sonst so stattliche und stolze Regiment, wie es jetzt fliehend bei uns vorbeitrabte, gewährte, war für mich ungemein traurig.

Viele Pferde und Reiter bluteten aus mehr oder minder bedeutenden Wunden, die Reihen waren durchbrochen, manche Rotten leer, kurz man sah es dem Regimente nur zu deutlich an, daß es gänzlich geworfen war.

Von der feindlichen Kavallerie hatten sich wieder einige Schwadronen polnischer Ulanen sehr ausgezeichnet. Auf ihren kleinen langmähnigen polnischen Rossen, die so dürre wie die Katzen waren, brausten sie den schwerfälligen französischen Dragonern stets weit voraus, und mancher deutsche und englische Reiter hatte die gefährlichen Lanzenstiche der gewandten Ulanen nur zu sehr fürchten müssen. Auch ich selbst, der jetzt mit einem Auftrag an ein englisches Dragonerregiment, welches sich von der leichten Division entfernt wieder aufstellen

sollte, abgeschickt wurde, gerieth in ein persönliches Gefecht mit zwei polnischen Ulanen, die mich hartnäckig angriffen. Glücklicher Weise war mein Schimmelhengst so schnell und behende, daß die Polen auf ihren müden Pferden, die trotz der heftigsten Spornstöße sich nicht mehr rasch bewegten, in meinen Wendungen mir nicht zu folgen vermochten. So konnte ich es denn mit meinen beiden Gegnern gut aufnehmen; hieb dem Einen, der mir schon einen Stich durch meine Uniform versetzt hatte, ohne mich sonst zu verletzen, seinen Lanzenschaft entzwei und machte ihn dann mit einem zweiten Hieb über den Kopf gefechtsunfähig, worauf sein Kamerad von weiteren Angriffen abstand, und ich unbelästigt meinen Auftrag ausführen konnte.

Unsere Infanterie, unterstützt von einer trefflich bedienten Artillerie, setzte hier den weiteren Erfolgen der französischen Kavallerie bald eine Schranke entgegen. Zwar versuchten einige von besonders kühnen Obersten geführte französische Dragonerregimenter, noch mit lautem „vive l'empereur!“ zwei Quarrees der Infanterie der leichten Division zu sprengen, allein sie trafen einen so energischen Widerstand, daß sie bald mit blutigen Köpfen wieder abziehen mußten. Das Gefecht zog sich nun abermals hauptsächlich nach dem Orte Fuentes de Onoro hin. Auf beiden Seiten wurde mit großer Hartnäckigkeit gefochten. Wiederholt versuchten die französischen Infanteriedivisionen Ferret und Claparede zu stürmen, jedoch die englische Infanterie, kräftig unterstützt von den Scharfschützen der deutschen Legion, behauptete mit unerschütter-

licher Standhaftigkeit den größten Theil des Ortes, bis endlich die Dunkelheit dem ferneren Kampf ein Ende machte.

So hatte der Marschall Massena seinen Zweck, die Festung Almeida zu entsetzen, doch nicht erreicht, obgleich er an 2000 Mann seiner besten Soldaten geopfert und seine Truppen sich mit großer Tapferkeit geschlagen hatten. Der Verlust unseres Heeres betrug an 1800 Mann. Das erste Husarenregiment der Legion zählte an Todten und Verwundeten einige 40 Mann; für ein so schwaches Regiment immerhin ein bedeutender Abgang. Wie bei einem Reitergefecht, in dem der Kampf mehr mit blanker Waffe geführt wird, immer der Fall ist, überwog die Zahl der Verwundeten jedoch beträchtlich die der Todten.

Wir glaubten sicherlich, daß die Franzosen am nächsten Tage nochmals ihre Angriffe erneuern würden, und der stets sehr vorsichtige Lord Wellington ließ noch in der Nacht, trotzdem daß die Truppen sehr ermüdet waren, an mehreren Stellen Schanzen aufwerfen, um das Erstürmen zu verhindern. Der Marschall Massena hatte aber an dem erfolglosen dreitägigen Kampf genug bekommen und verlangte nicht nach Weiterem. Er blieb uns ruhig noch drei Tage gegenüberstehen und ging dann am 9ten Mai hinter die Agueda zurück.

Da die Festung Almeida sich unter solchen Umständen nicht halten konnte, so sprengte der dort kommandirende französische General Brenier alle Werke, zerstörte sämmtliche Vorräthe und marschirte in einem sehr kühn und geschickt unternommenen nächtlichen Marsch am 11. Mai hinter

die Agueda. So war denn der letzte feste Punkt, den die Franzosen bisher noch in Portugal in Besitz gehabt hatten, von ihnen geräumt worden.

Am 11. Mai verließ der Marschall Massena auch in Salamanca das Heer, da der Kaiser Napoleon mit seinem erfolglosen Zug vor die Linien von Torres-Vedras nicht zufrieden gewesen war, und übergab den Oberbefehl dem Marschall Marmont. Der Besitz der Festung Badajoz schien dem Lord Wellington jetzt von solcher Wichtigkeit zu sein, daß er sich entschloß, mit einem Theil der bei Fuentes de Onoro vereinigten Truppen persönlich dahin abzumarschiren, während er den übrigen Rest, zu dem auch das erste deutsche Husarenregiment der Legion gehörte, zur Blockirung von Ciudad-Rodrigo verwandte. Große Gefechte fielen zwar jetzt nicht vor, allein an kleinen Scharmützeln fehlte es nicht; und da ich persönlich sehr viel als Ordonnanzofficier verwendet wurde, so kam ich Tag und Nacht fast nicht aus dem Sattel. Nun meine beiden Pferde, die von meinem sorgsamen Bedienten möglichst gut gewartet wurden, blieben kräftig, ich selbst konnte damals meinem Körper gehörige Strapazen zumuthen und so machte mir dieser unausgesetzte Dienst Vergnügen, und ich meldete mich freiwillig zu mancher Unternehmung. „Je mehr Dienst desto mehr Ehr" soll der Officier immer und nun besonders gar im Felde, wenn er dem Feind gegenübersteht, denken.

Nachdem wir drei Wochen Ciudad-Rodrigo blockirt hatten, marschirten wir am 31sten Mai 1811 ab und kamen in der letzten Hälfte Juni zu Portalegre an. Mit den leichten

deutschen Truppen der Legion gingen nun verschiedene Veränderungen vor. Ein Theil des 2ten Husarenregiments der Legion, der bisher in England stationirt gewesen war, stieß nunmehr ebenfalls mit zum Heere Wellingtons, während ein anderer Theil dieses schönen Regiments schon seit Jahresfrist bei den englischen Truppen in Andalusien kämpfte. Das erste deutsche Husarenregiment, welches bisher mit dem 16ten leichten Regiment der englischen Dragoner eine Brigade gebildet hatte, ward nunmehr mit dem 11ten leichten englischen Dragonerregiment vereinigt. Den Oberbefehl über diese schöne Brigade erhielt der hannoversche General Victor von Alten, der ein sehr tüchtiger Führer war. Die leichte Infanterie ward gleichfalls vermehrt, und zu meiner großen Freude langte auch das schwarze Jägerbataillon des Herzogs Wilhelm von Braunschweig bei unserem Heere an. Da ich in diesem Bataillon manche wackere treue Freunde besaß, mit denen der Feldzug von 1809 in Deutschland mich auf das Brüderlichste vereint hatte, so fühlte ich mich glücklich, ihnen jetzt auf spanischem Boden wiederum die Hände drücken zu können. Dies braunschweigsche Jägerbataillon ward nun mit den beiden leichten Bataillonen der Königlichen Legion zu einer leichten Brigade vereinigt. Für den Vorpostendienst und den kleinen Krieg gab es im ganzen Heere Wellingtons sicherlich keine Brigade, die sich mit dieser leichten deutschen vergleichen konnte. Das braunschweigsche schwarze Husarenregiment, dem ich angehört hatte, garnisonirte noch immer in Irland, da seine Re-

montirung noch nicht vollendet war, und kam erst im Jahr 1812 nach der pyrenäischen Halbinsel. Wäre ich bei diesem Regimente geblieben, so hätte ich an den beiden ereignißvollen Feldzügen von 1810 und 1811 also keinen Antheil nehmen können.

Neuntes Kapitel.

Sehr hartnäckiges Gefecht bei El Bodon. — Heldenmüthige Tapferkeit des ersten deutschen Husarenregiments. — Starker Verlust desselben. — Meine schwere Verwundung in einem Gefecht an der Coa. — Sehr gefährlicher Transport nach Lissabon. — Heilung daselbst. — Einschiffung nach England, im Januar 1812. — Aufenthalt in Irland. — Entschluß, in russische Dienste zu treten. — Beschwerliche Reise von England über Schweden nach Rußland.

Eine Reihe von Hin- und Hermärschen, welche hier im tiefen Süden von Europa bei der drückenden Sommerhitze dem häufigen Wassermangel, den stäubigen Wegen und dem sehr spärlichen Proviant für Menschen wie Pferde gleich anstrengend waren, folgte jetzt. Kleine Raufereien unserer Fouragierpatrouillen mit den französischen geschahen häufig, und um den Besitz von einigen Metzen Korn oder einem Haufen Gras ward häufig mit der allergrößten Erbitterung gekämpft; größere Treffen fielen jedoch bei dem Heerestheil, bei dem ich mich befand, nicht vor. In diesen kleinen Scharmützeln leisteten Manche der deutschen Husaren wirklich Außerordentliches, konnten sich mit den erprob-

testen Veteranen der französischen Armee vollkommen messen und bewiesen aufs Neue, welch ungemein brauchbarer Soldat der Deutsche ist, wenn er tüchtige Officiere und hinreichende Kriegserfahrung besitzt.

Wir marschirten nun wieder in die Nähe von Ciudad-Rodrigo zurück, um diese Festung abermals zu blockiren. Da der französische General Marmont mit einem sehr starken Heer in unserer unmittelbaren Nähe stand, so war täglich ein bedeutendes Gefecht zu erwarten, allein trotzdem zog sich solches noch immer von Woche zu Woche hin. Unser Wellington, dieser wahre Fabius Cunctator der neueren Kriegsgeschichte, war viel zu vorsichtig, um anzugreifen, wenn er nicht dazu gezwungen ward, und dem Marschall Marmont mangelte ebenfalls die rücksichtslose Energie von Massena, dem es weiter nicht darauf ankam, Tausende von Soldaten zu opfern, sobald er irgendwie hoffen konnte, einen Erfolg dadurch zu erreichen.

Während der Blockade war das Hauptquartier zu Fuento-Guinaldo; da die Festung Mangel an Lebensmitteln zu leiden begann, so beschloß der Marschall Marmont, einen Zug zu deren Beproviantirung zu unternehmen. So standen denn am 21sten September an 60,000 Mann Franzosen zusammengezogen uns gegenüber und ein Hauptangriff war zu erwarten. Angesichts dieser drohenden Gefahr, zog auch Lord Wellington seine zerstreut liegenden Heerestheile zusammen und rüstete sich, dem Angriff des Feindes mit aller Energie entgegenzutreten. Sehr viele Ritte, oft im nächtlichen Dunkel, mußte ich jetzt wiederum machen, so daß ich mitunter fremde Pferde lieh, um die meinigen nicht

zu sehr zu ermüden. Die Kavalleriebrigade des Generals von Alten, aus drei Schwadronen des ersten deutschen Husarenregiments und zwei Schwadronen des englischen 11ten leichten Dragonerregiments bestehend, ward der 3ten englischen Division zugetheilt und diente mit zur Besetzung der Höhen von El-Bodon, welche das Centrum unserer Schlachtlinie bildeten. Der stete Dienst und die vielen kleinen Vorpostengefechte hatten diese Brigade jedoch so geschwächt, daß sie nur an 340 Pferde in Reih und Glied zählte.

Am 25ten September, noch in der grauenden Morgendämmerung, begannen die Franzosen zuerst den Angriff auf unsere Vorposten. Ich war in dienstlichen Angelegenheiten gerade bei unserer äußersten Vorhut des linken Flügels, als polnische Ulanen mit solchem Ungestüm attaquirten, daß unsere Piquets über die Azava zurückweichen mußten. Ich wäre jetzt um ein Haar gefangen genommen, denn ein starker Haufe der Ulanen verfolgte mich so wüthend, daß ich mich kaum zu retten vermochte. Eine sehr breite und tiefe Schlucht hemmte meinen Weg, und meine Verfolger jubelten schon laut, indem sie glaubten, mich sicherlich in ihren Händen zu haben. Der Gedanke, in die Gewalt dieser übermüthigen, rohen Polen zu gerathen und vielleicht gar körperlich von ihnen mißhandelt zu werden, war mir aber fürchterlich, und ich wollte lieber Alles wagen, als mich solchem Unglück aussetzen. Ich wußte, daß mein Ivenacker Pferd ein ganz vortrefflicher Springer war und, wenn das edle Thier erst unlängst viele Strapazen erduldet hatte, so hoffte

ich doch, daß es bei dem Sprung nicht versagen würde. In vollem Galopp sprengte ich gegen die Schlucht an, hieb dem Pferde mit aller Gewalt die scharfen Sporen in die Flanken und riß es zum Sprunge auf; und mit einem lang gedehnten Satze, so leicht wie ein Vogel, trug mich das edle Roß hinüber. Es war dies der breiteste und gefährlichste Sprung, den ich je in meinem ganzen Leben gemacht habe, ja selbst habe ausführen sehen, so vielen wilden Ritten und verwegenen Parforcejagden ich auch sonst schon beiwohnte. Was wagt man aber nicht, um dem schrecklichen Loose der Gefangenschaft zu entgehen! So war ich gerettet, die Ulanen konnten mir natürlich nicht folgen und schienen über dieses Wagstück so erstaunt, daß sie mir nicht einmal Kugeln aus ihren Pistolen nachsandten.

Ich war kaum bei unserer Division wieder angelangt und hatte meinen Jvenacker gegen meinen kleinen marokkanischen Schimmelhengst, den ich im Gefecht lieber ritt, vertauscht, als die Feinde auch gegen unseren Flügel mit Gewalt vorrückten. Starke Kolonnen, die, wie ich später erfuhr, 14 Bataillone Infanterie, 6 Regimenter Reiterei und 18 Geschütze betrugen, richteten ihren Marsch über die Höhen von El-Bodon gegen Guinaldo. Die schwache Altensche Kavalleriebrigade, 2 portugiesische Batterien und ein englisches Bataillon des 5ten Regiments mußten hier den ersten feindlichen Stoß aushalten. Ein portugiesisches und ein englisches Regiment dienten als Reserve. Vier französische Kavallerieregimenter, von dem General Montbrun, der schon bei Fuentes de Onoro gegen uns gefochten hatte, persönlich geführt, marschirten auf der breiten Heers-

straße über diese Höhen gegen uns an. Trotz der großen feindlichen Uebermacht warf sich eine Schwadron des ersten deutschen Husarenregiments, von dem kühnen Rittmeister Poten geführt, auf die feindliche Heeresmasse. Es war wirklich ein stolzer Anblick, wie diese 80 wackeren deutschen Reiter sich in verwegenem Muthe auf diese ihnen so weit an Stärke überlegenen feindlichen Kavallerieregimenter stürzten. Eine zweite Husarenschwadron unter dem Rittmeister Bergmann folgte sogleich der ersten. Der alte wahre Soldatenspruch „Frisch gewagt, ist halb gewonnen", den jeder deutsche Reiter sich tief in seine Brust einprägen sollte, bewährte sich auch diesmal wieder. Es gelang den beiden Husarenschwadronen, die dichten Massen der feindlichen Kolonnen ineinander zu drängen, sie in Verwirrung zu bringen, und eine bedeutende Strecke vom Abhang wieder herunterzutreiben. Von einem kleinen Hügel unfern davon konnte ich dies ganze Gefecht deutlich überblicken; und das Herz pochte mir lebhaft dabei vor Stolz und Vergnügen.

Bald sammelte sich die geworfene französische Reiterei wieder, und unsere schwachen Schwadronen konnten natürlich nun der ungeheuren Uebermacht nicht widerstehen. Vergebens sandten die beiden portugiesischen Batterien, die von einem tüchtigen deutschen Officier, dem Major von Ahrenschildt, befehligt wurden, ihren Kartätschenhagel in die feindlichen Reihen; die feindlichen Reiter erstürmten die Batterien und hieben viele von den Artilleristen bei den Geschützen zusammen. Schon wollten die Franzosen weiter vordringen, da warf sich ihnen das 5te englische Infanterieregiment mit dem Bajonnett entgegen. Es kommt in der Kriegsgeschichte stets

sehr selten vor, daß Infanterie mit dem Bajonnett Kavallerie angreift, und mir ward in meinem ganzen Feldleben nicht häufig Gelegenheit, einem solchen Kampfe mit beizuwohnen. An diesem Tage aber sah ich, welche Erfolge eine sehr muthige und dabei kräftige Infanterie selbst mit dem Bajonnett gegen Reiterei zu erzwingen vermag. Es war ein furchtbar erbitterter Kampf, Mann gegen Mann; und die körperlich sehr kräftigen englischen Infanteristen gebrauchten ihre Bajonnette schonungslos. Fast wäre aber auch dieser Angriff des 5ten englischen Regiments mißglückt, als das 77ste englische Regiment im Sturmschritt zu Hülfe eilte, und wir, so verstärkt, den Kampf abermals mit vermehrter Kraft beginnen konnten. Jetzt erfüllte sich auch mein Wunsch, an dem Handgemenge mich thätig zu betheiligen. Ich führte damals eine scharfe Klinge, mein Roß war leicht und gewandt, und so hieb ich mich denn gehörig mit den feindlichen Dragonern herum. Nach langem Herüber und Hinüber glückte es uns endlich, den Franzosen die Kanonen, welche sie schon von den portugiesischen Batterien erobert hatten, wieder abzunehmen.

So leichten Kaufes wollten die lang gedienten französischen Dragoner ihren Sieg aber nicht aufgeben und sich immer von Neuem wieder sammelnd, drangen sie stets mit lebhaftem Ungestüm auf uns ein. Unsere Husaren, unterstützt von den englischen Dragonern, waren immer schnell wieder beisammen und gingen unermüdlich mit kräftigem Choc gegen die Feinde vor. Wahrlich an dem Tage erwarb sich diese wackere Reiterei ein Verdienst um das ganze englische Heer, wie es nicht größer sein konnte. Sehr bedeutende Ver-

luste wurden uns aber zugefügt; wie dies bei der ungeheuren feindlichen Uebermacht, gegen welche wir kämpfen mußten, nicht anders sein konnte. Die beiden Rittmeister Poten und Bergmann wurden schwer verwundet und einige 40 Husaren fanden den Soldatentod; andere, die mit vieler Mühe noch am Leben erhalten worden waren, blieben für immer gefechtsuntüchtig. Mehrere Beispiele des großen Heldenmuthes, wie solche in der glänzendsten Ritterzeit nicht ruhmvoller vorkommen konnte, sah ich bei diesem wüthenden Reitergefecht von gemeinen deutschen Husaren ausführen. So stürzte bei einer unserer Attaquen gegen französische Dragoner das Pferd des Rittmeisters Bergmann, durch einen Schuß in den Kopf getroffen, mitten vor der feindlichen Linie todt zusammen. Der Rittmeister der ohnehin schon aus einer Wunde blutete, ward von dem Sturz so betäubt, daß er sich unter der Last des auf ihm ruhenden Pferdes nicht gleich wieder hervorzuarbeiten im Stande war. Ohne Zweifel würde er in feindliche Gefangenschaft gerathen sein, wenn ihn die heldenmüthige Aufopferung von zwei Husaren seiner Schwadron nicht von diesem Schicksal gerettet hätte. Sowie die beiden Leute ihren Rittmeister fallen sahen, sprengten sie sogleich in seine Nähe; der Eine hielt mehrere Feinde durch die mächtig geführten Streiche seines Säbels zurück, während der Andere — Schröder hieß der brave Mann — vom Pferde sprang und den Gestürzten unter dem gefallenen Thiere hervorzog. Nachdem dies geschehen, drang der Husar darauf, daß der Rittmeister sein eigenes Pferd besteigen und sich so aus dem Getümmel des Gefechtes retten sollte. Er half ihm in

den Sattel, sein Kamerad nahm das Pferd am Zügel, da der Gestürzte sich noch sehr schwach fühlte, und sprengte nun mit ihm fort, während Schröder, allein zu Fuß, mitten in dem Reitergefecht zurückblieb. Der sich für seinen Officier auf solche Weise aufopfernde Husar, der überhaupt wegen seiner großen persönlichen Tapferkeit, Kraft und Gewandtheit schon bei wiederholten Gelegenheiten sich hervorgethan hatte, verlor selbst jetzt in dieser ungemein gefährlichen Lage seine Geistesgegenwart nicht. Er vertheidigte sich mit seinem Säbel kräftig und wußte so geschickte Hiebe damit zu führen, daß es ihm glückte, einen französischen Wachtmeister aus dem Sattel zu hauen. Mit rascher Entschlossenheit schwang sich Schröder nun auf den feindlichen Dragonergaul und kehrte, obgleich er noch einige kleine Verletzungen erhielt, doch glücklich wieder zur Schwadron zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde.

Bei diesen vielen Attaquen, mindestens 30 mal setzten wir immer von Neuem an, waren zuletzt die Dragoner des 11ten englischen leichten Regiments und die Husaren ziemlich bunt durch einander gekommen. Dieses Gemisch beeinträchtigte aber die Kraft der Angriffe gar nicht, vielmehr wetteiferten Engländer und Deutsche in ihrer Tapferkeit und feuerten sich gegenseitig durch vielfache lobende Zurufe, die sie freilich nicht immer verstanden, zu neuen Anstrengungen an.

Gegen drei Uhr Nachmittags ertheilte der Lord Wellington den Befehl zum Rückmarsch. Obgleich die feindliche Reiterei noch wiederholte Attaquen machte, so gelang es ihr doch nicht, die Ordnung unseres Rückzuges zu stören

und in eine regellose Flucht umzuwandeln. Wiederholt formirten die beiden schwachen Bataillone des 5ten und 75ten englischen Regimentes noch Quarrees und gaben dann so ruhige Salven ab, daß die französischen Dragoner abprallten und längere Zeit von weiteren Angriffen zurückstanden. Unsere sehr geschwächte Kavalleriebrigade zog sich nun langsam und in bester Ordnung zurück, und ließ den Feinden keine Gefangene in die Hände fallen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags langten wir denn endlich hinter den Verschanzungen an, die Lord Wellington nach seiner vorsichtigen Gewohnheit, auf den Höhen von Guinaldo hatte aufwerfen lassen. Wenn auch zurückgeworfen, konnten wir doch Alle an dies Gefecht von El-Bodon mit Ehren zurückdenken, weßhalb denn auch Lord Wellington in einem besonderen Tagesbefehl die Standhaftigkeit und Ausdauer der daran betheiligt gewesenen Truppen rühmend hervorhob. Das schöne erste deutsche Husarenregiment der Königlichen Legion hatte freilich so schwere Verluste erlitten, daß es sich fortan niemals wieder ganz von denselben zu erholen vermochte.

Der Marschall Marmont erschien am 26ten, einen Tag nach diesem Gefechte, mit 60,000 Mann vor unseren Schanzen, und wir erwarteten sicherlich, daß es zu einem blutigen Kampfe kommen würde. Wiewohl ich mir selbst bewußt bin, einem Gefechte mit den Franzosen in den 9 Feldzügen, welche ich das Glück hatte, gegen sie mitmachen zu können, niemals aus dem Wege gegangen zu sein, vielmehr ein solches oft absichtlich aufgesucht habe, so will ich doch

gestehen, daß mir an diesem Tage gar nicht sehr kampflustig zu Sinn war. Die Strapazen der letzten Zeit und besonders der Tag von El-Bodon, wo ich 18 Stunden unaufhörlich im Sattel saß und nur etwas harten Zwieback, einige Orangen und dazu einen Schluck Portwein aus der Feldflasche genoß, hatten mich ungemein erschöpft. Ich sehnte mich sehr nach Ruhe und hegte keinen größeren Wunsch, als einmal wieder so recht gehörig auf einem guten Bette ausschlafen zu können. Daran war nun freilich nicht zu denken, denn ein solches hatte ich seit Monaten nicht mehr gesehen.

Es lag — warum, habe ich niemals begriffen — jetzt in der Absicht des Lord Wellington, wo möglich eine entscheidende Schlacht zu vermeiden und lieber noch einige Tagemärsche zurückzugehen; und so überließen wir denn ohne Kampf die angelegten Schanzen von Guinaldo den nachmarschirenden Franzosen.

Bei Aldea Ponte kam es am 27ten September abermals zu einem sehr heftigen Gefecht zwischen unserer Nachhut und dem französischen Vortrab, der von dem General Watier befehligt wurde. Es war mehr zufällig, daß ich mich persönlich an diesem hartnäckigen Kampfe betheiligte, da ich eigentlich nur einen Auftrag an den hier commandirenden englischen General Cole zu überbringen gehabt hatte. Einige mir näher bekannte Officiere eines leichten englischen Dragonerregiments forderten mich aber auf, zur Veränderung auch einmal mit ihnen gemeinschaftlich gegen den Feind anzureiten, indem ich dies sonst in den übrigen Gefechten fast nur mit den Husaren des ersten Regiments

der Legion oder dem 15ten leichten englischen Dragonerregiment gethan hatte. Sonstige dienstliche Pflichten hielten mich jetzt gerade nicht davon ab, da ich weiter an diesem Tage nichts zu thun hatte, und so nahm ich denn das Anerbieten der Engländer an und blieb bei ihrem Regimente. — Wie gesagt, ich verspürte wirklich an diesem Morgen nicht die geringste Neigung zu kriegerischen Unternehmungen in mir, denn ich befand mich seit dem Gefechte von El = Bodon ziemlich unwohl, und war besonders von einer unbestimmten düsteren Ahnung, daß mir in der nächsten Zeit etwas sehr Unangenehmes geschehen würde, geplagt. Obgleich melancholische Grillen mir stets sehr fern gelegen haben und ich meinen heiteren Sinn bis in mein späteres Lebensalter hinein bewahrte, so bin ich doch von solchen bangen Vorgefühlen wiederholt schon beunruhigt worden; stets haben sich solche auch bei mir bewährt, und ich konnte dann sicherlich darauf zählen, daß mir ein Unglück oder sonst doch etwas Unangenehmes begegnen würde. So auch diesmal wieder.

Der Kampf in dem Dorfe Aldea Ponte tobte schon sehr heftig und die englische Infanterie, welche dasselbe besetzt hielt, hatte einen ungemein schweren Stand gegen die mit gewohnter Lebhaftigkeit anstürmenden Franzosen, als wir den Befehl erhielten, eine Attaque zu machen. Wir ritten sehr geschlossen und schnell vor, und da mein braves Ivenacker Roß gut ausgriff, so gehörte ich mit zu den vordersten Reitern, welche gegen die feindliche Infanterie losstürmten. Plötzlich wurde mein Pferd von einer Flinten-

kugel in den Hals getroffen, so daß es sich hoch aufbäumte, dann vorwärts in vollem Galopp sprang und, ehe ich es zu halten vermochte, mich unmittelbar vor die feindlichen Schützen trug, wo es sogleich todt mit mir zusammenstürzte. Meine vielgeübte Geschicklichkeit im Voltigiren kam mir jetzt sehr zu Statten, und es gelang mir, aus dem Sattel des sinkenden Rosses zu springen, ohne daß ich vom Sturz verletzt wurde. Bevor ich aber noch den mindesten Widerstand zu leisten vermochte, fielen zwei französische Voltigeurs mit gefällten Bajonnetten auf mich ein und riefen mir lachend zu, daß ich ihr Gefangener sei. Unter solchen Umständen wäre fernerer Widerstand völliger Wahnsinn gewesen, denn mindestens 50 französische Voltigeurs standen in meiner unmittelbarsten Nähe, und so mußte ich den die Waffen strecken und mich gefangen nehmen lassen. Es war dies ein unbeschreiblich bitterer Augenblick für mich, dessen Erinnerung mir noch jetzt unangenehm ist, denn mehr als alles Andere hatte ich von jeher eine französische Gefangenschaft gefürchtet. Viel Zeit zur Ueberlegung blieb mir aber nicht, denn die beiden Voltigeurs, die mich gefangen genommen hatten, rissen mir Säbel, Uhr und meine Börse, in der an 30 Goldstücke waren, fort und Einer von ihnen führte mich weiter zurück aus der Gefechtslinie, da die englischen Dragoner, unterstützt von Infanterie, sich abermals zu einem Angriffe formirten. Mein einziger Gedanke war nun, mich, wenn ich es nur irgenwie erreichen könne, aus dieser unglücklichen Lage wieder zu befreien. Da die meisten Voltigeurs sich in der Feuerlinie befanden und nur einige Halb-

invalide die 30—40 Gefangenen, welche hier versammelt waren, bewachten, so hoffte ich, daß mir diese Rettung sehr bald gelingen würde.

Der Angriff, den die englischen Truppen eben zum zweitenmal mit großem Ungestüm unternommen hatten, gelang; die Franzosen mußten zurückweichen und das Dorf Aldea Ponte räumen, was nun abermals von den Unseren besetzt wurde. Es trat bei diesem ziemlich eiligen Rückzug der französischen Truppen einige Verwirrung in deren Reihen ein, wie dies stets bei ihnen der Fall ist, sobald sie geworfen werden, und unsere Wächter richteten einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit nicht sonderlich auf uns. Jetzt oder nie dachte ich; versetzte dem am Fuße leicht blessirten Voltigeur, der unmittelbar mir zur Seite ging, plötzlich einen derben Faustschlag in das Gesicht, so daß er seitwärts taumelte, nahm dann einen ungeheuren Anlauf und sprang über eine dichte und hohe Hecke, die neben einem Hohlweg sich hinzog. Der Sprung gelang mir vollkommen und, bevor unsere Wächter sich von ihrer Ueberraschung nur erst erholen konnten, eilte ich im schnellsten Lauf, den ich wohl jemals in meinem ganzen Leben gemacht hatte, den Hohlweg entlang und auf die englischen Dragoner zu, die sich vor dem Dorfe wieder gesammelt hatten. Schon mochte ich wohl 60—80 Schritte glücklich fortgelaufen sein, als ungefähr ein Dutzend Schüsse der französischen Voltigeurs mir nachknallten. Die meisten Kugeln pfiffen unschädlich mir um die Ohren; nur eine traf mich in die rechte Seite unmittelbar unter der letzten Rippe, da gerade in dem Augenblick der Weg eine Krümmung

machte, so daß ich den Feinden nicht mehr ganz den Rücken zugewendet hatte. Die Kugel hatte leider nur zu wohl getroffen, das fühlte ich sogleich, denn ich stürzte fast unter dem Feuer, wie der Jäger sich ausdrückt, zusammen. Der feste Wille mich zu befreien, gab mir aber neue Kräfte; ich raffte mich sofort wieder auf und lief trotz meiner Wunde so schnell ich nur konnte wieder fort, da ich sah, daß einige Franzosen mich zu verfolgen suchten. Es glückte mir auch mit der größten Anstrengung einen englischen Dragoner zu erreichen, der, ein Beutepferd am Zügel führend, wieder zu seinen Kameraden hinsprengen wollte und auf mein Zurufen nun einen Augenblick halten blieb. So schnell wie möglich kletterte ich in den Sattel, wobei mir das Blut stark aus der Wunde floß, preßte mein Taschentuch auf die Seite und galoppirte dann mit dem Engländer schleunigst zu dem Regimente zurück. Die Schmerzen, die ich bei diesem schnellen Ritt empfand, waren fürchterlich, und ich mußte die Lippen fest zusammen beißen, um nicht laut aufzuschreien. Die größte Eile war aber nöthig, denn wir konnten bemerken, daß die geworfenen Voltigeurs, von starken Massen frischer Truppen unterstützt, aufs Neue gegen das Dorf Aldea Ponte vordringen wollten.

Als ich auf dem Beutepferd bei dem aufmarschirt haltenden Dragonerregiment glücklich angelangt war, ward ich von den Officieren desselben, die meine Gefangennahme und Rettung theilweise mit angesehen hatten, auf das Herzlichste begrüßt. Ich war aber schon so schwach und fühlte solche Schmerzen, daß ich kaum einige Worte zu

stammeln im Stande war, und betäubt aus dem Sattel gefallen wäre, wenn mich nicht hülfreiche Arme aufgefangen hätten. Man trug mich nun halbbewußt zur Ambulance und schon wollte ein englischer Regimentswundarzt mir die Uniform aufschneiden, um meine Wunde näher zu untersuchen, als die Schreckenskunde eintraf, daß es den Franzosen zum zweitenmal gelungen sei, sich in den Besitz des Dorfes Aldea Ponte zu setzen und unsere Truppen nach der hartnäckigsten Gegenwehr daraus gänzlich zu vertreiben. Deßhalb mußte auch die Ambulance in möglichster Eile aufbrechen, denn es war sehr zu befürchten, daß die Franzosen uns sonst gefangen nehmen könnten. An ein Verbinden meiner Wunde und gar an ein Herausschneiden der Kugel, die mir noch im Leibe saß, konnte unter solchen Umständen natürlich nicht gedacht werden. Man band mir mein seidenes Taschentuch fest um den Leib, damit ich mich nicht verbluten möchte, und dann ward ich mit noch einigen anderen Verwundeten auf einen leeren Munitionskarren gelegt, der bald im schnellen Trabe davon klapperte. Die Stunden, die ich in dieser Nacht verlebte, denn es war unterdeß schon die Finsterniß eingetreten, waren erschrecklich und ich lernte wieder so recht erkennen, welche Leiden ein Soldat, und nun gar ein Verwundeter, im Kriege ertragen muß. Der auf den bloßen Achsen ruhende Karren stieß entsetzlich, und bei den steinigen, holprigen Gebirgswegen, auf denen wir fuhren, wurden wir so arg durchschüttelt, daß die Schmerzen sich bis zu fast unerträglichen Qualen steigerten. Meine Leidensgefährten, 4 Irländer eines Infanterie-

regiments, jammerten und stöhnten nicht wenig und flehten in ihrer breiten irländischen Mundart alle Heiligen um Hülfe an, wobei sie in aller ihrer Noth und Qual den angeborenen Humor, der dem echten Bruder „Paddy“ bis zu seinem letzten Stündlein anklebt, nicht verleugnen konnten. Ich als deutscher Officier schämte mich, laut zu winseln, und biß mir lieber die Lippen fast blutig, als daß ich einen Klageton von mir gegeben hätte. Da die Franzosen in starken Kolonnen nachdrängten, so mußten wir den Fluß Coa passiren, und obgleich sonst unser Rückzug in sehr guter Ordnung von Statten ging und nirgends in eine wilde Flucht ausartete, wie dies überhaupt bei den Engländern selten zu geschehen pflegt, so kamen doch bei dem Uebergang über diesen Fluß in der Dunkelheit mancherlei Verwirrungen vor. Unser Munitionskarren verfehlte die richtige Furth und gerieth so tief in den Strom hinein, daß die davor gespannten Maulesel kaum noch Grund mit den Füßen fassen konnten, störrisch zu werden anfingen und fast den Karren umgeworfen hätten. Das Wasser drang hoch bis zu uns hinauf und überfluthete uns so sehr, daß wir vollständig durchnäßt wurden. Bei dem kalten Herbstwind, der über den offenen Karren pfiff, trug dies gerade nicht mit zur Annehmlichkeit bei.

Alles in der Welt vergeht; die bösen Stunden verlaufen zuletzt wie die guten; und so verging denn auch endlich diese schreckliche Nacht vom 27ten auf den 28ten September. Am Frühmorgen langte unser Karren nach vielen anderen Widerwärtigkeiten bei Sabugal an, wo Lord Wellington

mit seinem ganzen Heere in Schlachtordnung aufmarschirt stand, um den Angriff der Franzosen zu erwarten. Der Marschall Marmont, der seinen Hauptzweck, die Festung Ciudad = Rodrigo zu verproviantiren, vollständig erreicht hatte, unternahm diesen Angriff aber nicht, sondern zog sich sogar in den nächsten Tagen wieder etwas mehr zurück, und so kam es im Verlauf der folgenden Monate zu weiter keinen bedeutenden Gefechten auf diesem Theil der pyrenäischen Halbinsel, die kleinen Scharmützel und Plänkeleien der Vorposten und Fouragirpatrouillen unter einander ausgenommen, die noch sehr häufig vorfielen.

Der Zufall wollte, daß Lord Wellington gerade in dem Augenblick an unserem Karren vorbeiritt, als ich herabgehoben wurde, um in die große Ambulance des Hauptquartiers getragen zu werden. Ich weiß nicht, ob er mich sogleich wiedererkannte, oder ob der schwarze Schnurrock der braunschweigschen Husaren, den ich noch immer trug, ihm auffiel; kurz er hielt sein Roß an und sagte mir in englischer Sprache einige lobende und theilnehmende Worte über meine bisherige Thätigkeit und jetzige Verwundung, worauf er dann, mit dem Kopfe nickend, wieder fortritt, vorher mich aber noch der besonderen Sorgfalt des englischen Oberwundarztes, dem ich nun übergeben werden sollte, anempfahl. Trotz meines sehr leidenden Zustandes, denn ich war so schwach, daß ich kaum noch die Augen aufzuschlagen und die Lippen zu öffnen vermochte, erfreute mich diese Theilnahme des sonst so kalten und zurückhaltenden englischen Obergenerals ungemein, da ich

darin ein Zeugniß seiner Zufriedenheit mit meiner bisherigen zweijährigen Thätigkeit in dem von ihm befehligten Heere erblickte.

Der Arzt, dem ich nun übergeben wurde, war glücklicher Weise ein sehr geschickter Mann. Er schnitt mir die Kugel, die sich inzwischen tiefer gesenkt hatte, mit vieler Mühe aus der Wunde und verband mich dann auf das Sorgsamste. Ich war inzwischen so geschwächt, daß ich kaum noch Schmerzen empfand und verfiel darauf in ein so heftiges Wundfieber, daß ich nicht wußte, was in der nächsten Zeit mit mir geschah. Wie ich später hörte, ist mein Zustand anfänglich hoffnungslos gewesen, da die Wunde sich durch das längere Fahren sehr verschlimmert hatte, und der Arzt glaubte mehrere Tage, daß ich sterben würde. Meine außerordentlich rüstige Körperbeschaffenheit und die große Abhärtung, die ich in meiner Jugend erhalten hatte, retteten mir das Leben. Mehrere Wochen verbrachte ich sehr leidend in einem halbzerstörten Bauernhause, unweit von Alfayates, und wenn ich auch gerade dort an den nothdürftigsten Lebensmitteln keinen Mangel litt, so mußte ich doch gar vielerlei Annehmlichkeiten entbehren. Mein Lager bestand nur aus Stroh und wollenen Decken, und das einzige Ameublement des verfallenen Kämmerleins, in dem ich lag, war ein Mehlfaß, dessen Deckel als Tisch, und ein Pferdeeimer der als Sessel diente. Die Sorgfalt meines treuen Bedienten, der stets bei mir blieb, ließ es an der nothwendigsten Pflege jedoch nicht fehlen, und das schöne Obst

und besonders die großen süßen Orangen, die man in Fülle bekommen konnte, dienten sehr zur Erquickung meines oft im heftigsten Fieber glühenden Körpers. Häufig erhielt ich Besuch von befreundeten englischen und deutschen Officieren unseres Heeres, obgleich ich in den ersten vier Wochen viel zu schwach war, um an irgend einer zusammenhängenden Unterhaltung nur den mindesten Antheil nehmen zu können.

In den ersten Tagen des November war ich allmälig so weit wiederhergestellt, daß ich auf einem Karren, tief in Stroh verpackt liegend, in kleinen Tagereisen nach Lissabon befördert werden konnte. Mindestens an 3—4 Monate mußten aber noch vergehen, bevor ich nur daran denken konnte, ein Pferd zu besteigen und wieder Reiterdienste zu leisten, dies hatten mehrere Militairärzte, die ich darum befragte, mir auf das Bestimmteste erklärt. Freilich ein schlechter Trost, aber doch immer noch ein besserer, als wenn ich für völlig invalide erklärt worden wäre, wie ich anfänglich befürchtet hatte.

Unter solchen Umständen verkaufte ich meinen kleinen marokkanischen Schimmelhengst, so schwer mir auch die Trennung von dem trefflichen Roß wurde, und das Packpferd, welches mein Bedienter ritt, an einen englischen Kavallerieofficier für einen ziemlich hohen Preis. Da ich während der zwei Jahre, die ich nun fast auf der pyrenäischen Halbinsel gedient hatte, kein baares Gehalt, sondern nur Rationen und Portionen empfing, und zuletzt sogar bei meiner Gefangennahme ausgeplündert ward, so befand sich meine Kasse in einem gänzlich erschöpften Zustand. Einige

englische Officiere, mit denen ich näher befreundet gewesen war, boten mir zwar sehr reichliche Darlehen an, bis es mir gelungen sein würde, auf dem Umweg über Schweden und England Gelder aus Mecklenburg zu beziehen, doch wollte ich absichtlich keinen Gebrauch davon machen. Mein Grundsatz ist stets gewesen, von einem Bekannten wo möglich niemals Geld zu leihen, sobald man nicht ganz bestimmt vorher weiß, wann man es ihm wieder zurückzuerstatten vermag; und fast niemals bin ich hiervon abgewichen. „Borgen macht Sorgen“ ist ein altes, wahres deutsches Sprichwort. Unter solchen Umständen mußte ich mich also schon einzuschränken suchen, behielt aber vorerst meinen deutschen Bedienten noch bei, da dieser mir zu meiner Pflege dringend nothwendig war.

In Lissabon herrschte noch viel Lärm und Gewühl, obgleich lange nicht mehr in dem Grade als im Jahr 1810; und das Quartier, welches ich dort angewiesen erhielt, ließ Vieles zu wünschen übrig. Jedoch verwöhnt hinsichtlich eleganter Wohnungen und comfortabler Einrichtungen in denselben bin ich mein ganzes Leben hindurch niemals gewesen, und so war ich denn auch jetzt mit meinem Obdach vollständig zufrieden. Leider ging meine Genesung nur sehr langsam vorwärts; ich mußte noch in Lissabon fast zwei Monate das Lager hüten und konnte dann erst langsam, auf einen Stock gestützt, umherschleichen. Die feindliche Kugel hatte doch edle Theile meines Körpers verletzt, und die Heilung war daher sehr schwierig. Den Weihnachtsabend des Jahres 1811 verbrachte ich unter solchen Verhältnissen auf meinem Zimmer. Der Freund-

lichkeit einiger wackerer Kameraden von der deutschen Legion, die theils in Lissabon in Garnison lagen, theils dort sich zu verschiedenen Zwecken aufhielten, verdankte ich es aber, daß ich diesen schönen Abend, an den sich mir von meiner frohen Knabenzeit her so angenehme Erinnerungen knüpften, nicht allein in trauriger Einsamkeit zu verbringen brauchte. Sie putzten mir ein kleines Christbäumlein mit Lichtern und buntem Papier recht hübsch auf, stellten solches auf einen Tisch vor meinem Krankenbette und verbrachten dann in meiner Gesellschaft einige Stunden ganz vergnügt bei einer guten Bowle, an der ich leider keinen Antheil nehmen durfte. Frohe Kameraden ein gut Glas Wein trinken zu sehen und selbst dabei dünne Hafersuppe oder ekelhafte Tisane herunterwürgen zu müssen, ist ein Zustand, den ich kaum meinem ärgsten Feind wünschen möchte.

Anfang Januar erhielt ich Gelder und Briefe aus Mecklenburg, die mich bewogen, von der pyrenäischen Halbinsel fortzureisen und mich zunächst nach Irland zu begeben. Es ward mir nämlich darin mitgetheilt, daß man in Rußland sehr ernsthaft an einen Krieg mit Frankreich denke, und meine Verwandte im ersteren Lande die Hoffnung ausgesprochen hätten, daß ich in diesem Fall in die russische Armee eintreten würde. So sehr mir nun auch Vieles in dem Heere Wellingtons gefiel, so manche gute, erprobte Kameraden ich in dem Officiercorps desselben zählte und so gern ich als wirklich einrangirter Officier mit der Anciennetät meines Preußischen Patentes in die Königliche deutsche Legion und besonders in das mir näher bekannte

erste Husarenregiment derselben eingetreten wäre, so konnte ich doch vorerst keine Hoffnung hegen, daß dieser Wunsch sich erfüllen werde, da wie gesagt die Legion genügende Officiere besaß. Ohne Gage, wie ich bisher gethan hatte, länger hier zu dienen, erlaubten mir aber meine pecuniären Mittel nicht mehr. Der nähere Verkehr mit den hoch besoldeten englischen Officieren ist stets ein sehr kostspieliger, und wenn ich mich auch, so weit dies irgendwie der Anstand erlaubte, möglichst einzuschränken suchte, so hatte ich doch in den letzten Jahren größere Summen verbraucht, als dies eigentlich mein kleines Vermögen mir gestattete. Deßhalb mußte ich allmälig wieder daran denken, mir eine sichere Zukunft zu begründen, denn so in den Tag hineinleben, mein Kapital angreifen und dann in meinem späteren Alter vielleicht Noth und Sorge haben, oder von der Gnade meiner Verwandten abhängen, wollte ich ebenfalls nicht.

Wie meine Gesundheit jetzt beschaffen war, konnte ich vielleicht noch nutzlos mich einige Monate in dem theuren und dabei unbequemen Lissabon aufhalten, und so hielt ich es für besser, einstweilen in Irland, wo damals noch das schwarze Braunschweigsche Husarenregiment in Garnison stand, oder sonst in England zu verweilen.

Am 19ten Januar 1812 schiffte ich mich auf einem großen, schönen englischen Linienschiff, in dessen Officierskajüte ich freie Ueberfahrt erhalten hatte, von Lissabon nach Coves-Cork ein. Meinen Bedienten mußte ich leider zurücklassen, da meine Kasse es mir nicht gestattete, einen solchen auf der Reise mitzunehmen. Der brave Mensch

trat als Freiwilliger in das erste deutsche Husarenregiment ein, diente dort sehr gut, und ich hatte 1815 vor der Schlacht bei Belle-Alliance die Freude, ihm als Korporal in diesem Regimente die Hand schütteln zu können. Auch der Abschied von manchen guten Kameraden, die mich in Lissabon so freundlich aufgenommen hatten, that mir leid.

Meine Ueberfahrt nach Coves-Cork geschah ohne besondere Abenteuer, und da wir überaus günstigen Wind hatten und das Linienschiff sehr schnell segelte, so landete ich schon in den letzten Tagen des Monats Januar in Irland.

Ich hielt mich hier 6 Wochen auf und feierte manch frohes Wiedersehen mit alten bewährten Kameraden des schwarzen braunschweigschen Husarenregimentes, welches noch immer unthätig in Garnison lag. Diese Unthätigkeit, während das Infanteriebataillon des Herzogs von Braunschweig schon seit einiger Zeit auf der pyrenäischen Halbinsel kämpfte, drückte die Husaren ungemein und erzeugte besonders unter ihrem Officiercorps eine sehr mißmüthige, ja theilweise sogar gereizte Stimmung. Unter solchen Umständen gab ich den Gedanken, wieder in dies Regiment einzutreten, bald völlig auf, und faßte immer fester den Plan, nach Rußland zu reisen, um dort, wo die Rüstungen gegen Frankreich einen immer gewaltigeren Umfang annahmen, in Dienste zu treten; was bei den mannigfachen Protectionen, die ich daselbst besaß, nicht sehr schwer hielt.

Das braunschweigsche Husarenregiment ward übrigens erst im December 1812 nach der pyrenäischen Halbinsel

eingeschifft, kämpfte dort im Feldzug von 1813 sehr tapfer und ging 1814 nach Italien, wo es noch zwei Jahre thätig war, bevor es wieder nach Deutschland zurückkehren konnte.

Ich blieb bis Anfang April in Irland und stellte dort meine Gesundheit wieder so vollständig her, daß ich mich allen Strapazen des Felddienstes aufs Neue gewachsen fühlte. Die frische und dabei milde Luft daselbst und die gute kräftige Nahrung, die ich zu wohlfeilen Preisen erhalten konnte, bekamen meinem Körper vortrefflich, und leisteten bessere Wirkung als die Medicin, die mir ein Arzt zwar verschrieb, die ich aber nur selten einnahm. Das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit ist etwas Köstliches, und erfüllt die Brust so recht mit dem lebhaftesten Danke gegen den allgütigen Schöpfer.

Ich trat übrigens nun definitiv aus dem braunschweigschen Husarenregiment aus, und während ich bisher noch immer die Uniform desselben getragen hatte, vertauschte ich solche jetzt mit einem Civilanzug. Es kam mir ganz eigenthümlich vor, wieder einmal in Civil zu gehen und ich glaubte zuerst, die Kinder auf der Straße müßten mir verwundert nachsehen.

Abgesehen von dem Umgang mit meinen Kameraden, der guten, kräftigen und wohlfeilen Nahrung und der frohen, heiteren Freude darüber, vollkommen wieder genesen zu sein, so gefiel es mir in Irland nicht sonderlich. Der Schmutz und die Armuth der dortigen Bevölkerung widerten mich an, und die Schaaren der halbverhungerten und zerlumpten Bettler, durch welche man sich auf jedem Spaziergang durchdrän-

gen mußte, erregten mein Mitleid. Dazu war die Bevölkerung fanatisch gesinnt und uns deutschen protestantischen Soldaten häufig sehr abgeneigt, so daß es an blutigen Raufereien nicht fehlte und ein einzelner Officier nicht wagen konnte, unbewaffnet durch die Straßen zu gehen. Der Umstand, daß die Husaren häufig Commandos abgeben mußten, um die verhaßten englischen Steuereinnehmer bei der Eintreibung der Steuern zu unterstützen, trug gerade auch nicht zur Erhöhung unserer Popularität bei. Bei dieser feindseligen Stimmung der meisten Irländer gegen die englische Regierung, welche von den zahlreichen napoleonischen Agenten, die in den verschiedensten Verkleidungen heimlich die Insel durchstreiften, planmäßig genährt wurde, mußte stets eine starke Truppenmacht hier gehalten werden. So befanden sich fast die meisten Depots der auf der pyrenäischen Halbinsel kämpfenden englischen Regimenter jetzt in Irland und es fehlte daher nicht an einem argen militairischen Treiben. Auch die englischen Werbesergeanten, die auf der Insel stationirt waren, machten durchschnittlich gute Geschäfte, denn obgleich die Bevölkerung im Allgemeinen sehr abgeneigt war, ließen sich doch sehr viele Irländer, theils aus Noth, theils aus angeborener kriegerischer Neigung als Rekruten anwerben. Hatten diese Burschen erst einmal die Uniform angezogen und einige militairische Erziehung erhalten, so waren sie fast durchgängig die besten, willigsten und treusten Soldaten, die selbst gegen ihre eigenen meuterischen Landsleute ohne Weiteres dreinschlugen. Viele im Heere des Lord Wellington sich stets hervorthuende

Regimenter bestanden fast nur aus Irländern. Besonders hinsichtlich ihrer ungleich größeren Genügsamkeit bei etwaiger schlechter Verpflegung, und ihres stets heiteren Humors wegen, der auch dem Unangenehmsten eine launige Seite abzugewinnen vermag, sind mir die Irländer fast liebere Soldaten gewesen, als die leicht unzufriedenen, schwerfälligen Engländer, wenn Letztere auch größere Körperkräfte wie Erstere zu besitzen pflegen.

Am 11. April schiffte ich mich von Irland nach England, und von dort nach sehr kurzem Aufenthalt nach Gothenburg ein. Das Schiff, auf dem ich fuhr, war ein bewaffneter Schnellsegler, der eine sehr starke Bemannung am Bord hatte, um nöthigenfalls dem Angriff eines französischen Kapers Widerstand leisten zu können. Wir machten eine schnelle Reise, wiewohl die Aequinoctialstürme uns dabei gehörig schüttelten, und am 2. Mai betrat ich die schwedische Küste. Der englische Konsul, an den ich sehr warm von London aus empfohlen war, nahm mich ungemein gastlich auf, wie ich auch dem Gothenburger Handelshause, durch dessen Vermittlung ich bisher von Mecklenburg meine Gelder nach England und später nach Portugal bezogen hatte, manche Gefälligkeiten verdankte. Das sehr wohlhäbige Leben, welches damals in Gothenburg herrschte, und die rege Handelsthätigkeit fesselte meine Aufmerksamkeit und machte, daß mir die Zeit, die ich auf eine Schiffsgelegenheit nach Petersburg warten mußte, schneller verging, als sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Komisch war es, daß mir hier in Gothenburg die Gelegenheit geboten wurde, mich zu etabliren. Die ganz

hübsche und angenehme, einzige Tochter eines hier ansäßigen, sehr reichen englischen Kaufmanns, der ich wohl mitunter einige oberflächliche Huldigungen dargebracht hatte, ohne jedoch irgendwie ernstere Gefühle gegen sie zu verrathen oder gar doch nur unbegründete Hoffnungen zu erwecken, faßte eine so schwärmerische Neigung für mich, daß ich durch Vermittlung einer Freundin, ihre Hand und damit sogleich das sehr bedeutende Vermögen ihrer Mutter angeboten erhielt. Ich muß gestehen, daß ich über diesen Antrag sehr überrascht war, und es mich schmerzte Hoffnungen erregt zu haben, die ich weder erfüllen konnte, noch wollte. Mich jetzt, wo ich Aussicht hatte, wieder gegen die Franzosen kämpfen zu können, ruhig in Gothenburg niederzulassen, ein solider Familienvater oder gar ein ehrbarer Kaufmann zu werden; nicht um das gesammte Vermögen der vereinigten Gothenburger Kaufmannschaft hätte ich solchen Antrag angenommen. Meine Braut war der Husarensäbel an meiner Seite, und dem wollte ich unerschütterlich treu bleiben, so lange noch ein Franzose seinen frechen Uebermuth in Deutschlands Grenzen treiben durfte; das stand fest bei mir, mochte auch sonst über mich ergehen was da wollte.

Es war mir unter solchen Umständen zwiefach erwünscht, daß ich endlich am 22. Mai eine Schiffsgelegenheit nach St. Petersburg finden konnte. Zwar war das Schiff nur ein kleiner Schooner, dessen Kajüte nicht viel mehr Raum wie eine gute Hundehütte enthielt, so daß ich auf all und jede Bequemlichkeit an Bord vollständig verzichten mußte. So etwas kümmerte mich aber nicht; meine

Ungeduld fort, und dann sogleich in kriegerische Thätigkeit zu kommen, war zu groß, als daß ich auf Reiseannehmlichkeiten irgend welcher Art den mindesten Werth gelegt hätte. Fort, nur fort, hieß es bei mir. Unser Schifflein war ein trefflicher Schnellsegler; die Mannschaft bestand aus 8 kernfesten Norwegern; der Wind zeigte sich günstig und so brausten wir so recht durch die Ostsee. Schon am 1. Juni langte ich in Kronstadt und am 2. Juni in St. Petersburg an, wo meiner bereits warme Empfehlungsschreiben warteten.